Künstler-Jugend.

Roman aus dem Leben.

Von

Dr. Carl August Menzel.

Die Kunst ist Gottesdienst.

* * *

„Ernst ist das Leben und heiter ist die Kunst;“ wie aber, wenn man von der Kunst lebt? da ist das Leben selber eine Kunst, ernst zum Lachen und heiter zum Weinen.

Zweiter Theil.

Berlin 1848.

W. Adolf & Co.

Die Reise durch Italien.

Es giebt in dem Leben eines jungen Menschen gewisse Zeitabschnitte, in welchen er durch irgend ein Ereigniß, durch das Lesen eines Buches, oft durch einen bloßen flüchtigen Gedanken plötzlich um mehrere Jahre reifer wird. Ein solcher Augenblick trat für unsere jungen Freunde ein, als sie Italiens Boden betreten hatten. — Gedankenschwer und körperlich ermüdet setzten sie sich auf umherliegende Steine und schauten in die Wogen der an ihnen vorübertobenden Etsch. Sie befanden sich in einem engen Felsenthale. Von dem ersehnten Lande sahen sie nichts als ein Paar steile Wände von schroffem Gestein, mit Bäumen und Gestrüpp untermischt. Es zeigte sich ihren suchenden Blicken nichts, als die Landstraße, an deren Rand sie eben saßen, der dahinrauschende Fluß vor ihnen und hinter ihnen Berge, welche die Landschaft schloßen.

Vermuthlich hatten sie erwartet, daß bei dem Ueberschreiten der Grenze ihnen das Land als unübersehbarer Garten erscheinen würde; sie sahen aber das Gegentheil. Diese Täuschung berührte sie unangenehm, und sie saßen deshalb eine geraume Zeit stumm einander gegenüber. Endlich hob Raphael an:

„Ich muß mir doch zum Andenken die italienisch[e] Grenze zeichnen.“

„Das will ich auch,“ sagte Joachim.

Beide holten ihre Skizzenbücher hervor und begannen ihre Arbeit. Friedrich machte ein Gedicht au[f] ihren Einzug in das gelobte Land, und Karl sah ers[t] lange vor sich hin, dann holte er seinen Geldbeute[l] heraus, zählte, zählte wieder und sagte endlich zu seinen Freunden:

„Wißt Ihr, wieviel Geld wir noch haben?“

„Nun?“ fragten die Andern.

„Ungefähr zwei Dukaten, ohne das kleine Geld. Wenn wir also nicht von Raben gespeiset werden ode[r] wenn ich nicht irgend ein Portrait in Verona zu zeichnen bekomme, so erreichen wir damit Venedig nicht.“

Beide Zeichner ließen ihre Bleistifte sinken un[d] meinten, dies sei sehr schlimm. Es geschah hierauf, was immer geschieht, wenn man keinen Rath weiß: man beschloß, Rath zu halten. — Aber das Ergebniß war am Ende wieder, daß man durch alle Vorschläge nichts erhielte, und daß man, wenn man sitzen bliebe, nicht vorwärts käme, was sie auch ohne Berathschlagung hätten wissen können. — Sie standen also auf, gingen auf dem erwünschten Boden schwei-

gend fort und gelangten endlich an eine Biegung des Weges, wo sie einen kleinen Ort mit einem Gasthofe und einigen zerstreuten Häusern vor sich sahen. Beim Anblick des Gasthofes sahen sich Alle einander an; denn Keiner hatte den Muth, den ersten Vorschlag zu machen, in dem Gasthofe einzukehren, obgleich es bald Mittag war und die Sonne in der Schlucht heiß brannte. Endlich kamen sie überein, sich so wenig als möglich geben zu lassen, und schritten dann über die Schwelle der großen Eingangspforte, welche in einen gewölbten, sehr geräumigen Flur führte.

Daß das Haus höchst malerisch an dem schroffen Ufer des Flusses gelegen war, daß der Wein, welcher an beiden Stockwerken emporwuchs und einen kleinen Balkon wie auch eine offene Halle höchst zierlich umrankte, hatten sie in ihrem Unmuthe gar nicht bemerkt.

Im Hausflur sahen sie zwei Frauenzimmer, welche zerrissene Wäsche in schmutzigem Seifenwasser wuschen. Die Eine war alt und sah vollkommen wie eine Zigeunermutter aus; die Andere war jünger, aber um nichts schöner; denn die nachläßig übergeworfenen schlechten Kleidungsstücke hingen um einen mumienartigen Körper.

„Können wir zu essen bekommen?“ fragte Friedrich, welcher den Dolmetscher machte, in gutem Italienisch.

Aber er hätte eben so gut arabisch sprechen können. Die beiden Frauenzimmer sahen ihn verwundert an und — wuschen fort. Endlich machte Friedrich die

Bewegung des Essens, und diese in der ganzen Welt verständliche Sprache wurde verstanden.

„Ah Signori forestieri comendano à mangiare!“ antwortete die Eine und zählte sofort her, was da wäre, brachte ihre reizende Toilette einigermaßen in Ordnung und führte die Fremden in ein geräumiges Gemach.

Der Tisch war gedeckt, aber man sah, daß das Tischtuch vielleicht schon zwei Monate unangetastet gelegen hatte. Die Teller waren bestaubt, ein Beweis, daß wenigstens seit drei Tagen Niemand hier Platz genommen. An Messern und Gabeln aber waren noch die Spuren vergangener Mahlzeiten wahrzunehmen. Nun hatten unsere Freunde vielfach gelesen, daß man in jedem italienischen Wirthshause erst dingen müsse, bevor man sich irgend etwas geben läßt; dies hätten sie auch gern gethan, aber wie sich verständlich machen, da die Leute das Hoch-Italienische nicht zu verstehen schienen? Friedrich und die Andern fragten fortwährend: „Was kostet dies, was kostet das, wenn wir es uns geben lassen?“ Allein die Alte rannte hin und her, schrie unaufhörlich: „Presto Signori in ius tante!“ und fing an aufzutragen. Wenn auch Alles schlecht aussah, so war es doch Vielerlei, und unsere Freunde schauderten, wenn sie an die Zeche dachten, die ihnen bei ihrem mageren Geldbeutel würde abgefordert werden. Sie glaubten sich davor sicher zu stellen, wenn sie nur von gewissen Gerichten äßen. Endlich erschien auch ein in Reis gekochtes, großes, altes Huhn, so grau und widerlich anzusehen, wie das

Seifenwasser im Waschfaß. „Viva Italia!“ rief Raphael, den die ganze Sache zu belustigen anfing. „Che viva!“ riefen die Andern nach und setzten sich an den Tisch; denn der Hunger zeigte Alles in genießbarem Gewande. Die Suppe war dünn, das Huhn war zäh, das Brod kaum zu genießen, Butter gab es nicht; außerdem sah man geräuchertes Fleisch, einiges Gemüse und halbverdorbene Früchte.

„Sind wir denn wirklich in Italien?“ fragte Joachim. „Wie heißt das Nest hier?“ fragte er die hereintretende Wirthin.

„Volargine!“ entgegnete diese.

„Den Namen schreibe ich mit pechschwarzen Buchstaben in mein Tagebuch!“ bemerkte Ersterer.

So sprachen sie eine Zeit lang fort, als des Malers Blicke auf ein Madonnenbild fielen, welches in einer kleinen Nische, vor der eine Betbank stand, hinter Blumenvasen aufgestellt war.

„Was mag das für ein Bild sein,“ sprach er, vom Tische aufstehend und näher tretend. Es sah schwarz und verräuchert aus. Er machte den Finger naß und fuhr einigemal darüber hin, sah es immer genauer an und erkannte es für ein vollendetes Meisterwerk; nur wegen des Künstlers konnte er noch nicht einig werden. Er beschloß, es wo möglich zu kaufen, schwieg aber vorläufig gegen seine Freunde, um die ab und zu gehende Wirthin nicht aufmerksam zu machen, wenn sie etwa, wie er hoffte, nicht wüßte, welchen Schatz sie besäße. Endlich erkundigte er sich bei dieser, ob sie das Bild vielleicht verkaufe, und da

sie nicht abgeneigt schien, wollte er den Preis wissen. Sie verlangte drei Scudi, also etwa die Hälfte des ganzen Vermögens, welches unsere Freunde besaßen.

„Karl, Du wirst doch das Bild nicht kaufen! Bedenke doch unsere Lage!“ riefen die Andern.

Aber Karl bat sie, nur ruhig zu sein, er wisse sehr gut, was er thue, und somit hob er das Bild aus der Nische, betrachtete es noch einmal näher am Fenster, griff dann in die Tasche, holte einen Dukaten heraus, gab ihn der Frau und bedachte nicht, welche Unvorsichtigkeit er beging, Gold zu zeigen, und wie viel die Wirthin nun mehr für ihre Zeche fordern würde, da sie auf diese Art die Fremden nothwendig für reich halten mußte.

Es war aber einmal geschehen, und nachdem Karl das auf Holz gemalte Bild bezahlt und in seinen Reisesack gesteckt hatte, erkundigten sich die jungen Leute, was sie schuldig wären. Die alte Frau, welche jetzt und bei dem Kaufe sehr gut verstanden hatte, was sie sagten, rechnete ihnen für das genossene Mahl ebenfalls drei Skudi an, was ihrem Gelde ein Ende gemacht hätte, überdies auch höchst unverschämt war. Hierüber kam es erst zu Wortwechsel, dann zu Schimpfreden. Die Jüngere rückte, wie es schien, mit einem Knechte heran, der Lärm lockte Leute aus den nächsten Häusern herbei; denn die Weiber schrieen, als stäken sie am Spieße. Mehrere Männer und Frauen drangen in die Stube, Alle durch einander schreiend und tobend und mit wüthenden Geberden. An Widerstand war am Ende nicht mehr zu denken, und der Maler

sah sich genöthigt, den Rest der gemeinschaftlichen Casse herauszugeben. Nun ließ man sie ziehen, und als sie vor dem Hause waren, lachte der ganze Troß hinter ihnen her.

Stumm und scheu wandelten sie ihre Straße. — Karl wich den vorwurfsvollen Blicken seiner Gefährten möglichst dadurch aus, daß er immer voran lief. Als das so eine Zeit lang gedauert hatte, hob er an:

„Liebe Brüder, vergebt mir, was ich gethan; aber Ihr sollt sehen, daß wir entschädigt werden, denn das Bild ist hundertmal mehr werth, als ich dafür gegeben, und bei der ersten Gelegenheit verkaufen wir es zu gemeinschaftlichem Besten. Wenn wir gut zuschreiten, können wir noch heute Verona erreichen. Viele der dortigen österreichischen Behörden sind Deutsche, und noch hat Jeder von uns eine Uhr; wir sind demnach keineswegs ohne Geld. Gegessen und getrunken haben wir auch, also gilt es blos, rüstig fortzuschreiten und bis zum Abend, wo wir in Theodorichs Stadt einrücken werden, nichts zu genießen.“

„Das wäre Alles recht gut,“ meinte Joachim, „wenn es nur auch so käme; aber bis jetzt ist es meist ganz anders gekommen, als wir vermuthet haben.“

„Ja,“ bemerkte der Maler, der nicht gern entmuthigt sein wollte; „besonders die Nacht in der Sennhütte, als Dir das Faß unter dem Leibe wegrollte.“

Joachim schwieg verletzt; denn er fühlte, daß, wenn er Karl's schonungslose Aeußerung erwiderte, leicht ein Bruch in der gereizten kleinen Gesellschaft entstanden wäre.

So gingen sie wieder schweigend eine lange Strecke. Die Sonne warf schon lange Schatten, die Hitze des Tages war einer milden Luft gewichen, wie sie in unserem Norden wohl an schönen Frühlings-Mittagen den Wanderer sanft umweht; leichte, lichte Wölkchen zogen über den blauen Himmel und ein wonniges Gefühl durchströmte mit heiterer Ruhe die schnell schreitenden Freunde. Da öffnete sich plötzlich das Thal, und wie das Zauberbild eines schönen Traumes lag die lombardische Ebene, die nun sanft und silbern durch das unendliche Thal strömende Etsch und das im tiefen Purpur eines italienischen Abendroths dämmernde Verona zu ihren Füßen.

„Das ist Italien!“ riefen Alle wie aus einem Munde. Zank und Streit, so wie Volargine und der leere Geldbeutel waren vergessen. Sie umarmten sich gegenseitig zum Zeichen der Versöhnung und standen mehrere Minuten lang versunken im Anschauen der Landschaft. Endlich brachen sie auf und eilten mit der sinkenden Sonne um die Wette, so daß sie bei einbrechender Dunkelheit die Stadt erreichten.

Hier begrüßte sie zum ersten Male südliches Leben. Es war schon finster geworden, als sie in die Mitte der Stadt kamen; allein alle Straßen waren voll Spaziergängern und Fuhrwerken, wie in deutschen Städten an den belebtesten Tageszeiten. Die Fenster der Häuser und besonders die nach den Straßen hin offenen Kaufläden waren hell erleuchtet und voller Treiben und Schaffen. In den Hallen an den Gebäuden und auf deren platten Dächern saßen fröhliche Leute ent-

weder bei Lampenschein oder unter dem Sternenlicht des freien Himmels, schäkerten, sangen, lachten laut und lärmten. Wie stach dies Leben gegen das in norddeutschen Städten von derselben Größe ab! Dort sind um diese Zeit die Straßen öde, kaum hört man hin und wieder eine Schimpfrede, wenn zwei Menschen in der Dunkelheit an einander stoßen; Jeder läuft, daß er nach Hause kommt, und Gesang hört man höchstens, wenn Betrunkene, aus den Branntwein- oder Bierhäusern kommend, in gräßlichen Tönen eine sein sollende Melodie gurgeln. Was will man dort auch mit der Freude im Freien? In der Stube geht das eher an. Neun Monate des Jahres hat man sich vor Kälte auf der Straße zu schützen, es ist dies demnach keine Zeit weder zu Liebesliedern, noch zu Ständchen und Abentheuern, weil man dabei die Stimme verlieren, die Finger erfrieren, oder sich so heftig erkälten kann, daß man an die süße Nacht, wo das Thermometer durchschnittlich 4 — 5 Grad unter Null steht, Zeit seines Leben denken wird.

Hingerissen von der allgemeinen Lust wandelten unsere Freunde mehrere Straßen entlang und sahen den schwarz gekleideten Mädchen mit ihren vom Wirbel bis zur Zehe reichenden weißen Schleiern kühn in die wie Flammen glänzenden großen Augen, Müdigkeit, Hunger und die gänzlich geleerte Casse vergessend.

Sie fragten nach einem Gasthofe; man wies sie in den Aquila d'oro, und bald saßen sie im Salon bei reichbesetzter Tafel, welche sie diesmal aber erst klüg-

ich behandelt hatten. — Aller Heiterkeit war wiedergekehrt und der Maler versicherte sie alles Ernstes, daß er sie morgen früh zu reichen Leuten machen wolle; denn er werde das Bild an einen Kunsthändler verkaufen und wenigstens 300 Scudi dafür nach Hause bringen. „Wenn Du aber gar nichts mitbringst, frug Joachim, wie dann?“

„Du bist immer so eine alte Nachteule gewesen, so ein Unglücksrabe, der krächzet, diesmal sollst Du aber Unrecht behalten,“ entgegnete Carl und erkundigte sich wo der größte Kunsthandel sei, zugleich bittend, daß man ihn des anderen Tages mit Sonnenaufgang wecken möge; denn er hatte die Absicht, das Bild vor dem Verkaufe noch möglichst zu reinigen, und stellte sich bei dem Zubett gehen dazu schon das Nöthige zurecht.

Die Nacht verging, die Sonne schien bereits in das Schlafzimmer der Künstler, als der Cameriere sie aufweckte. Carl fuhr in die Kleider, holte seinen Schatz hervor, fing an zu streichen und zu waschen. Der Schmutz vom Bilde wich, aber wie wurde ihm als er in einer Ecke des Grundes deutlich las Raphael Sanzio pinx. 1503. Es war also aus Raphael's Jugendzeit, etwa in seinem zwanzigsten Jahre gemalt. Das Bild entsank seiner Hand, er sprang vom Tische fort, seine noch liegengebliebenen Freunde zu wecken, damit sie sein Entzücken mit ihm theilen möchten. Je mehr er wusch, desto schöner wurde das Bild; frühstücken wollte er nicht und konnte kaum die Zeit er-

warten, wo er zum Kunsthändler gehen könnte, denn nun war es ihm für dreitausend Scudi nicht feil.

Endlich schlug die ersehnte Stunde, er kleidete sich sorgsam an, und nahm Friedrich als Schutz und etwanigen Zeugen mit, die anderen beiden traten auf den Balkon des Hauses und sahen dem Fortgehenden erwartungsvoll nach.

Bald wurde der Maler zurechtgewiesen und er gelangte mit seinem Begleiter an ein kleines Haus in einer engen Straße. — „Hier wohnt Signor Olio. Sie müssen klopfen,“ wurde ihnen gesagt, und sie klopften. — „Wer ist da?“ hörten sie eine kreischende weibliche Stimme rufen, die einem Kopfe angehörte, der zu einem kleinen Seitenfenster an der Thüre heraussah, und der alten Wirthin in Volargine so ähnlich war, daß Carl und Friedrich erschreckt zurück fuhren. — Sie brachten ihr Anliegen an, es wurde geöffnet, und sie befanden sich in einem weiten gewölbten, dunklen Flure, der voller Kisten stand und an dessen Wänden viele Bilder hingen. — Einen Augenblick ließ sie die Dienerin allein, und sie hatten Zeit genug das wenig versprechende Aeußere der größten Kunsthandlung in Verona zu betrachten. — Endlich erschien Signor Olio, ein kleines vertrocknetes, schielendes Männchen, dessen Anzug nicht auf einen Scudi Vermögen schließen ließ. Mit schwacher, von immerwährendem Hüsteln unterbrochener stotternder Stimme, nöthigte er sie näher zu treten, und führte sie nach dem Hofe zu in einen geräumigen von oben beleuchteten sehr hellen Saal, welcher von unten bis an die Decke mit großen

und kleinen Gemälden, in prachtvollen Rahmen, mit Statuen und Seltenheiten bedeckt war. — Dieser Anblick gab den jungen Leuten bessere Hoffnungen.

Carl zog seinen Raphael hervor und fragte den Kunsthändler, ob er ihn kaufen wolle, erzählte dabei die Art wie er dazu gekommen sei, und die Dienerin, welche mit herein getreten war, bekräftigte, daß es dasselbe Bild sei, welches seit unendlichen Zeiten im Besitz ihrer Familie gewesen und sich in der Betnische ihrer Schwester der Gastwirthin zu Volargine befunden habe.

Während dieser Erklärungen hatte Signor Olio die Brille herausgeholt, das Bild auf eine Stafelei gesetzt, es immer genauer betrachtet, war damit hin und her gelaufen, um es in jeder Beleuchtung zu sehen, setzte es dann wieder auf die Stafelei, und sprach endlich: „Mein Herr, das Bild hat sehr gelitten, auch ist es noch gar nicht ausgemacht, daß es ein Raphael ist, eben so kann ich mich, bevor die Certificate darüber vorliegen, auf gar kein Gebot einlassen, einen Scudi aber will ich Ihnen dafür geben, weil es so viel wohl werth ist.“ — Entrüstet über dies Verfahren ergriff Carl das Bild und wollte mit seinem Freunde davon eilen, ohne den Kunsthändler nur eines Blickes zu würdigen, allein der Kleine vertrat ihnen den Weg und kreischte: „Wer wird so hitzig sein, junger Mann, ich habe nur mein Gebot gethan, viel werden Sie ja auch nicht für das Bild haben geben können, und viel ist es auch so nicht werth. — Was wollen Sie denn dafür haben?“

„Um die Zeit nicht mit unnützem Geschwätz zu verlieren,“ erwiederte er, „daß das Bild unter 3000 Scudi nicht feil sei.“ Der kleine Mann zuckte höhnisch mit den Achseln. Der Maler packte seinen Raphael zusammen, und hörte gar nicht darauf, daß ihm während des Fortgehens 10, 20, 30 Scudi geboten wurden.

Auf der Straße erkundigten sie sich nach anderen Kunsthandlungen, aber in keiner ging es besser, und sehr mißvergnügt begaben sie sich in ihren Gasthof, um den Zurückgebliebenen die Trauer-Kunde zu hinterbringen. Diese standen noch auf dem Balkon, dem bunten Straßengewühl zuschauend, und gewahrten schon von Weitem, daß aus dem Handel nichts geworden war, wie Joachim leider sehr richtig vorhergesagt hatte. — Er sprach daher zu Raphael: „jetzt will ich einen Kunsthandel machen gehen, der hoffentlich besser gelingen wird, wartet jedenfalls auf mich, bis ich wiederkomme,“ somit lief er eilig fort, ohne den eben in das Haus tretenden Freunden Rede zu stehen. Betrübt grüßte man sich, betrübt stand man einander gegenüber, am verdrießlichsten aber war Carl, weniger darüber, daß er das Bild nicht verkauft, denn er kannte seinen Werth, als darüber, daß er seinen Freunden großsprecherische vergebliche Hoffnungen gemacht hatte.

Nach einer Weile kam Joachim mit ganz vergnügtem Gesicht zurück, schlug an seine Tasche voll Geld, und sagte: „Mein Kunsthandel ist sicherer, hier Kinder sind 40 Scudi, damit können wir bequem nach Venedig kommen, und alles Sehenswerthe hier und

auf der Reise betrachten. Auf die Frage seiner Freunde, wie er so schnell zu dem vielen Gelde komme, erwiederte er, daß seine goldene Uhr, und seine Tuchnadel, welche er nicht verkauft, sondern nur versetzt habe, um sie von Venedig aus wieder einzulösen, ihm dazu verholfen hätten. — Mit dem Gelde kehrte auch die Heiterkeit zurück.

Die Künstler ließen einen Cicerone kommen, um die Merkwürdigkeiten Veronas in Augenschein zu nehmen. So kamen sie auch in das Franciskaner-Kloster, wo Julia's angeblicher steinerner Sarg im Vorhofe steht. Sie waren nicht wenig erstaunt bei dem Eintreten, ein weibliches Wesen im Sarge liegen zu finden, auf dessen Rande, nach dem Anscheine, ein Engländer saß, neben welchem ein Mönch und ein englischer Bedienter mit gepuderter kurzer Perrücke, mit kurzen schwarzen unaussprechlichen, weißseidenen Strümpfen und außerdem in voller Livrée stand. Die junge Dame machte auch keineswegs Anstalt aus dem Sarge zu steigen, denn der Engländer las ihr ganz gemächlich die Vergiftungsscene aus Shakespear's Romeo und Julie vor. — Unsere Fremden traten näher uud sahen, daß die junge Dame eine blonde Engeländerin von seltener Schönheit war, sie lag ausgestreckt im Sarge, würdigte den Herangetretenen keines Blickes, und hörte aufmerksam dem Vorleser zu, welcher, ein ebenfalls junger und schöner Mann, in seiner affenartigen Modetracht aber keineswegs einen Gedanken an Romeo aufkommen ließ, wodurch das Ganze einen lächerlichen und widerlichen Charakter annahm. Als der Vorle-

ser geendigt, sagte er, ohne sich nur im mindesten nach unseren Fremden umzusehen, in englischer Sprache: „Nun Angelica, steh auf und laß uns weiter gehen.“

Wie Wetterstrahlen flogen diese Worte durch Friedrich's Kopf. Er sah sich den englischen Bedienten genauer an, es war Tom, derselbe, welcher in Salzburg nach ihrem Kahne geschossen hatte, folglich war der Engländer Lord John, die Dame also Angelika Fornarini, die nach seiner Meinung höchst unglückliche gequälte Angelica.

Die Lady erhob sich, unterstützt von dem jungen Manne, mit aller Lebhaftigkeit einer Italienerin, dankte ihm mit allem Liebreiz der Freundlichkeit, hing sich lachend an seinen Arm und verließ mit ihren Angehörigen den Klosterhof. Gravitätisch schritt der Diener, nachdem er die Kissen aus dem Sarge genommen, auf welchen die Lady gelegen, in gemessener Entfernung hinter her, Friedrich eilte ihm nach, fragte ihn, ob sein Herr nicht Lord John wäre, er nickte stumm; ferner, ob die junge Dame seine wirkliche Frau wäre, worauf Tom einen Augenblick still stand, den jungen Mann von unten bis oben betrachtete, und wieder nickte, hierauf fragte Friedrich weiter, ob sie nicht Angelica Fornarini geheißen hätte, worauf ihn Tom noch aufmerksamer betrachtete und wieder nickte, hierauf fragte Friedrich, ob die Eheleute glücklich mit einander lebten, worauf Tom abermals nickte, und schneller seiner Herrschaft folgte, von welcher er durch Friedrich's Fragen eine Strecke abgekommen war.

Sie ist es also gewiß, es ist Angelica, und ver-

mählt; sprach er zu sich. — Wie schön ist sie. Er ging zu den Uebrigen, denn was hätte es gefruchtet, ihr zu folgen? Er starrte in den Sarkophag und bemerkte eine blaue Bandschleife, welche Angelica verloren hatte, steckte sie unbemerkt zu sich, und folgte träumerisch seinen Gefährten, als sie sich entfernten. Er war wie umgewandelt. Ein sonderbares Mißbehagen hatte sich seiner bemächtigt; es war ihm, als hätte er ein großes Glück verloren, und doch war es nie in seinem Besitz gewesen; es war ihm, als hätte er Angelika innig geliebt, und doch hatte er sie nur kurze Zeit als kleines Kind gekannt; er ärgerte sich in diesem Augenblicke, daß er so kindisch wäre, sich über so etwas ganz Natürliches, als Angelika's Verheirathung, zu grämen, und im nächsten Augenblicke war es ihm wieder, als hätte der Lord gar kein Recht auf ihre Hand gehabt, sondern ihm gehöre sie an. — So warf es ihn hin und her. Er erkundigte sich in den Gasthöfen nach dem Lord, endlich mittelte er seine Wohnung aus und erfuhr, daß er abgereist und durch Frankreich nach Hause reisen wolle. Also für immer dahin.

Genießt die Augenblicke, wo ihr noch beisammen seid, arme Sterbliche, wer weiß, wann die Minute der Trennung schlägt, dann seid ihr geschieden, vielleicht auf ewig. Zu dieser düsteren Betrachtung war er endlich gelangt und da es für dergleichen Schmerzen kein besseres Heilmittel giebt als die gänzliche Hoffnungslosigkeit den ersehnten Gegenstand zu besitzen, so ergab er sich, wenn auch widerstrebend, in sein mißgünstiges Geschick. — Was ihn einigermaßen dabei be-

ruhigte, war, daß Angelica keinesweges unglücklich, sondern sehr heiter und lebenslustig erschienen war, und doch war ihm dies zugleich unangenehm. Es wurde ein Veturin gemiethet, und so reiseten sie über Vicenza und Padua bis Fusina, wo sie zum erstenmale das Meer erblickten, in dem das prächtige Venedig sich spiegelnd zu schwimmen schien. Eine Gondel nahm sie auf, und nach etwa zwei Stunden sanften Dahingleitens landeten sie am Marcus-Platze. — Eine neue Welt erschloß sich ihren erstaunten Blicken, denn wie wenig waren früher gesehene Abbildungen im Stande gewesen, ihnen das zu vergegenwärtigen, was sie jetzt in der Wirklichkeit vor sich sahen.

Es war wieder um die Abendzeit, als sie die Gondel verließen und durch die prachtvollen Colonnaden des Dogenpalastes dem Gasthofe zum Einsiedler an der Markus-Kirche zu wandelten. Bereits füllten sich die beiden Plätze vor der Kirche und dem Palaste mit vielen Tausenden von Spaziergängern, denn ganz Venedig pflegt um diese Zeit die frische Luft dort zu genießen. Bald hatten sie ihre Kleider gewechselt, sich erfrischt und eine kurze Zeit, die entzückende Aussicht aus dem Fenster ihres Gasthofes über beide Plätze und den Hafen genossen, als alle vier das Bedürfniß fühlten, sich in das allgemeine Gewühl zu mischen. — Das größere Gedränge war auf dem kleineren Platze, der Piazzetta, unter dessen gewölbten Säulenhallen, die ihn umschlossen, Laden an Laden, Kaffeehäuser an Restaurationen sich anschlossen, und die zum Theil auf der Straße, zum Theil in der Halle stehenden Stühle

und Tische, jeden Vorübergehenden zum Verweilen einluden. — Polichnel-Theater, Ausrufer von Eis, Sorbet, Limonade, und Verkäufer von Wassermelonen drängten sich durcheinander und schrieen um die Wette. — Zuweilen hörte man den Ton, wie wenn Geld in einer Metallbüchse gerüttelt wird, und wenn man sich umsah, war es ein Mönch, der zu irgend einem milden Zwecke oder zu Seelenmessen für die armen Seelen im Fegefeuer, in der allgemeinen Lust Beiträge sammelte, und höchst selten ließ es südliche Pietät zu, diese stumme Bitte zu versagen. Unsere Freunde setzten sich, ermüdet von der Reise, auf eine der leeren Bänke, ließen das bunte Gewirre an sich vorüberrauschen, und vertieften sich in ihre Gedanken. — Carl dachte an die Fürstin Clara, deren Gemahl er morgen seine Empfehlungsschreiben abgeben wollte, Friedrich dachte an die für immer verlorene Angelika, Joachim an Marien in der Sennhütte, und Raphael bedauerte, daß er heute nicht mehr nach der Post gehen könnte, da es schon zu spät war, um die dort gewiß befindlichen Briefe aus der Heimath in Empfang zu nehmen. — Es war dunkel geworden, eine glänzende Beleuchtung entzündete sich sofort unter den Hallen, das Gedränge wurde immer größer. Da schlug Carl eine Gondelfahrt im Mondschein nach dem großen Canale vor. Die Freunde folgten, und sie hatten Mühe in dem wogenden Gewühle bei einander zu bleiben. Eine Gondel nahm sie auf, sie streckten sich auf die weichen Kissen und staunend versenkten sie sich in den Anblick der Pracht und Herrlichkeit, welche sie umgab.

— Ein silbernes Meer erschien der Hafen, ein breiter blitzender Gürtel der große Kanal, in welchem die Paläste aller venetianischen Edeln hineinschauten. — Aber hin und wieder waren große Häuserlücken, theils mit Ruinen, theis mit armseligen Hütten gefüllt, und als sie frugen, ob dies immer so gewesen, bedeutete sie ein Gondoliere, daß reisende Engländer diese Paläste gekauft, die Steine einzeln numerirt in Schiffe gepackt, nach England geschickt, und dort die Facaden wieder aufgebaut hätten, das andere wäre liegen geblieben.

„Das nenne ich nun Kunstschätzung!“ begann Raphael: „Was hilft Ihnen das aus dem Zusammenhange Gerissene. — Es ist doch wirklich auffallend, daß Krämer nie Kunstsinn haben. — So ist es in England, so in ganz Nordamerika, so in unserm lieben deutschen Vaterlande, in Städten, wo der Kaufmannsstand und der Schachergeist vorherrschen. — Jede Zeit trägt gewiß ihren Stempel an der Stirn ihrer Bauweise, und welche Zeiten müssen hier vorübergegangen sein, die so etwas zu schaffen vermochten — und doch waren diese Venezianer auch Kaufleute, auch Krämer — wer löset mir dies Räthsel.“ —

„Du vergißt, entgegnete Carl, daß die Kunst damals die Völker durchdrang, sie war etwas Nothwendiges, während sie jetzt nur bei den Künstlern vom Fach, in den Kunstakademieen, und leider bei einem Heere sogenannter Kunstdilettanten und ungebildeten, oder kritisch überbildeten Enthusiasten ihr kümmerliches Leben fristet, denn um die Kunst als solche ist es höchst sel-

ten Einem zu thun, er will nur einen augenblicklichen, angenehmen Sinnenkitzel, und die meisten werden nach Beschauung auch des größten Kunstwerkes, nichts weiter fühlen, als — Hunger oder Langeweile." —

Die Gondolieri begannen nun einen ihrer schwermüthigen in Molltönen sich bewegenden Gesänge, den Takt dazu schlugen die Ruder, von fernher tönte das dumpfe Getöse auf dem Markusplatze, und der Gesang in anderen Gondeln, zuweilen von lautem Lachen und Geschrei unterbrochen.

Die Lustfahrt war beendigt, unsere Freunde begaben sich in ihren Gasthof und bald darauf zur Ruh; denn schon lange war die Stunde vorüber, zu welcher man jenseits der Alpen zu Bette ging. — Wenn sie aber durch irgend ein Geräusch geweckt, nachdem Mitternacht lange vorüber war, aus dem Schlafe fuhren, gewahrten sie, daß die noch immer jubelnde Menge unter ihren Fenstern ihre Ruhe gestört hatte. Carl schlief am wenigsten, stand am frühsten auf und rüstete sich, zu dem Fürsten Schönbrunn zu gehen. — Die Anderen genossen während dem die Aussicht auf den fast völlig menschenleeren Platz. Nur unter den Hallen des Dogenpalastes wandelten einige Gestalten, und nur im Hintergrunde des Bildes sah man Leben in den häufig vorüberfahrenden Schiffen, welche Vorräthe aller Art in die Stadt brachten. Der Maler, welcher seine Empfehlungsschreiben abgegeben, kehrte zurück, und da er auf dem Heimwege bei der Post vorbeigegangen war, brachte er Briefe an seine Freunde mit. — Begierig verschlangen sie die Nachrichten und

wunderbar deuchte ihnen allen der Vergleich ihrer früheren Verhältnisse gegen ihr jetziges.

Susanne schrieb unter anderm Folgendes: „Geliebte Kinder, ihr schwelgt vielleicht in den Genüssen eines milden Climas, während wir bereits alle Vorkehrungen zum eingetretenen Herbste treffen; man hört hier von nichts sprechen als von Holz kaufen, Holz hauen, Einschlachten, Einmachen von Früchten und Einkäufen für den Winter; seit acht Tagen heizen wir bereits des Abends etwas ein, denn es ist Mitte September, und wenn die Sonne untergegangen ist (die beiläufig gesagt wenig scheint, weil wir viele Nebel und kalten Regen haben), kann man schon recht gut eine warme Stube vertragen. —

Welchen Abstand fanden die Reisenden in dieser Schilderung ihres heimathlichen Climas gegen das, worin sie lebten, obgleich es Ende Oktober war, kam es ihnen ungleich wärmer uud milder vor als in ihrem Vaterlande und gern hätten sie Susannen, welche den Sonnenschein über alles (nur nicht bei Spaziergängen um die Stadt Weiler) liebte, etwas davon nach Hause geschickt.

Gegen Mittag erhielt Carl ein Billet des Fürsten, worin ihn dieser ersuchte, am anderen Tage zu Mittag bei ihm zu speisen, das heißt um 6 Uhr Abends. Die Zwischenzeit brachte man mit Besichtigung der Stadt zu und die jungen Leute fanden hinreichend Stoff den Verfall menschlicher Schöpfungen zu beklagen. — Die außer dem belebtesten Theile verödete, verfallene Stadt, der Schmutz in den Kanälen,

die verblichene Pracht des Inneren der noch vorhandenen Paläste, die Armseligkeit in der Kleidung der Bedienung, die Vernachläſſigung, aus Mangel entſtanden, welche durch alles hindurch blickte, machte einen unangenehmen trübſtimmenden Eindruck. Nur auf dem Markusplatze und deſſen Umgebungen erkannte man noch die früheren Beherrſcherinnen aller Meere. —

Der Maler bemerkte, daß er wohl in ſeine Geſellſchaft gehen müſſe, und alle ſchickten ſich zur Rückkehr an.

Es war in der Nähe des Rialto, wo der Fürſt wohnte, dorthin begab ſich Carl, die Gondel fuhr durch ein Portal in den innern Hof des Palaſtes; viele folgten, viele fuhren heraus und die Ausſteigenden wurden von reich gekleideten Dienern empfangen, welche ſie die frei zwiſchen Säulen liegende Marmortreppe hinauf, in die Geſellſchaftszimmer geleiteten. Es waren ſchon zahlreiche Gäſte verſammelt, als der aufwartende Diener die Flügelthür aufriß und in den Saal hineinſchrie: Signore Liedere pittore tedesco. Auf dieſe Anmeldung näherte ſich ein kleiner buckliger Mann der Thüre, welchen Carl ſogleich für den Fürſten erkannte, und die wenige Geſichtsfarbe, welche er von Natur beſaß, entwich völlig ſo, daß er blaß wie eine Leiche vor dem Gaſtgeber ſtand, denn von der anderen Seite erſchien die Fürſtin Clara, und beide hießen ihn mit mehrfachen Erkundigungen, wie er die Zurückgebliebenen in der Reſidenz, ſeiner Heimath, verlaſſen habe, freundlich willkommen. Carl ſtotterte etwas wohl nicht ſehr Zuſammenhängendes hervor, wobei er ſich höchſt

albern und unausstehlich vorkam. Der Fürst ging einem andern Eintretenden entgegen und so stand er mit Clara allein. —

Sein Blut tobte und dabei fühlte er, wie seine Stirn und seine Hände immer kälter wurden. —

„Sie sehen sehr blaß aus,“ lieber Lieder, sagte Clara sanft, „sind Sie krank?“ —

„Mir ist ganz wohl, erwiederte der junge Mann, sehr wohl.“ — „Ich hoffe, Sie werden sich länger aufhalten und uns recht oft besuchen, ich habe Sie noch viel zu fragen, denn meine Mutter schreibt mir, daß man Sie übel in ihrer Vaterstadt behandelt habe; kommen Sie nur recht oft, ich werde dafür sorgen, daß Sie bei mir vorgelassen werden.“ Der Fürst trat heran, Carl verbeugte sich stumm bei dem in ihm wogenden Sturme, und für diesen Tag vergönnte ihm der Gesellschaftszwang kein Wort mehr mit Clara. Desto mehr wurde er von seinem Tisch-Nachbar, einem reichen donischen Kosacken-Hettmann, welcher zehn tausend — Leibeigne besaß, Knutow hieß und ein entsetzlicher Kunstliebhaber war, in Anspruch genommen. Er hielt sich schon mehrere Jahre hier und dort auf, um die Kunst nach jetziger Mode zu studiren, und beabsichtigte sogar, seine Landsleute, die donischen Kosacken, mit den Segnungen einer modernen Kunstakademie zu beglücken; da sie bisher dieser Gunst des Himmels entbehrend, sich nur mit im neu-griechischen Styl gemalten Heiligenbildern beholfen hatten.

Für den Hettmann Knutow war Carl als Maler

somit ein erwünschter Tischnachbar, für Carl den Maler war es der Kosacken-Hettmann weniger.

Ihr Gespräch, woran jedoch Carl so wenig wie möglich Theil nahm, und immer den Russen reden ließ, drehte sich natürlich um den Lieblingsgegenstand des Kosacken, um die einzurichtende Kunstakademie.

Eigentlich hob der Hettmann an, haben wir in Rußland doch niemals antike Kunst besessen, denn was durch christlich-byzantinische Künstler dort geschehen, können wir weder als antik, noch als vaterländisch betrachten. — Die Antike aber, werden Sie eingestehen, ist doch nur eigentlich das, was man Kunst nennt, alles Uebrige, mag es aussehen wie es will, taugt nichts. Das haben mir wenigstens die berühmtesten Professoren aller berühmtesten Kunstakademieen in Europa gesagt, und ich bin deshalb auch ganz davon überzeugt. Zu diesem Ende habe ich mir eine hübsche und kostbare Sammlung von antiken Statüen, Bildern u. s. w. angekauft, wovon ich in meinem Vaterlande eine Kunstgallerie einrichten will; aber alle Künstler sollen Kosacken sein, das habe ich mir vorgenommen, denn es ist eine Schmach der europäischen Völker, daß sie für irgend bedeutende Kunstschöpfungen immer aus fremden Ländern Künstler müssen kommen lassen; ich suche mir unter meinen Leibeigenen die fähigsten Köpfe aus, bilde sie heran, und es müßte nicht gut gehen, wenn ich nicht in vier bis fünf Jahren einen Direktor und einige Professoren für alle Fächer gebildet hätte. Denn sehen sie, liebster Freund, die Anlage zur Kunst liegt in jedes Menschen Brust, nur mehr oder weni-

ger, sucht man also sich kundgebende Talente aus, zum Beispiel Schäfer, welche in Holz schnitzen für Bildhauer, Jungen, welche alle Häuser beschmieren und die Schulbücher vollkritzeln zu Malern, Kinder, welche Kartenhäuser gern bauen zu Baumeistern, so müßte ein eigner Unstern über meiner Akademie schweben, wenn sie nicht in Flor käme. Ueberdies weiß ich ein sehr gutes Mittel schlummernde Talente zu wecken (setzte er schmunzelnd hinzu). Sehen Sie, wenn ich mich nun überzeugt habe, daß mein Leibeigener wirklich ein gebornes Genie ist, was man leicht erkennt, und er hält etwa mit seinem Genius hinter dem Berge uud will aus Eigensinn oder Faulheit die ihm von Gott gegebenen Talente nicht gehörig entwickeln, so lasse ich ihm täglich so lange einige — Knutenhiebe geben, bis er mir ein eminenter Künstler geworden ist, und seinem Vaterlande vor der Nachwelt Ehre macht. Nicht wahr?“ —

„Vollkommen wahr,“ erwiederte Carl zerstreut und nach der Fürstin sehend.

„Daß meine Kunsterziehungstheorie richtig ist,“ fuhr Knutow fort, „können Sie an Raphael Mengs bemerken, dessen Vater ihn täglich so lange prügelte, bis er der größte Maler seiner Zeit geworden war. Nun aber schlug ihn sein Vater nur mit einem bloßen Stocke. Nehmen Sie aber einmal an, wie viel mehr aus Mengs geworden wäre, wenn er statt einfacher Stockprügel, die Knute bekommen hätte? Nicht wahr, hab' ich nicht Recht?“

„Ganz vollkommen Recht!“ entgegnete Carl eben so zerstreut als vorhin.

„Es freut mich, daß Sie mir Recht geben,“ begann der Kosak von Neuem, „denn Viele haben mir zu verstehen geben wollen, daß ich durch die Knute eben keine bedeutende Genies wecken würde; aber die irren sich gewaltig, denn Sie glauben gar nicht, was man mit Knutenhieben alles vermag. — Zum Beispiel, sehen Sie, wenn ich nach Hause komme (ich wohne auf der Piazzetta, besuchen Sie mich lieber Freund), so fällt mir meine Leibeigne, die schöne Annushka um den Hals und küßt mich, als wenn ich der jüngste, schönste Bursche wäre, und das habe ich alles der Knute zu danken, denn sie hatte eigentlich einen Bräutigam und stand eben bei der Trauung, als ich vorbei fuhr; da fragte ich was vorginge, stieg aus und sah mir die Braut an, sie gefiel mir, ich sagte dem Hunde von Leibeignen, ihrem Bräutigam, daß ich das Mädchen für mich haben wollte, der Hund widersetzte sich, ich ließ ihn natürlich auf der Stelle todt knuten; mit einhundert sanften Streichen des vortrefflichen Instruments war das in einer halben Stunde geschehen. Annushka wollte auch nicht gern mit, aber ein paar Knutenhiebe brachten sie sogleich auf den rechten Weg und sie liebt mich jetzt mit einer Zärtlichkeit, die gar nicht zu beschreiben ist.“

„Ungeheuer!“ rief Carl, und sein blasses Gesicht wurde purpurroth.

„Ja!“ fuhr Knutow ruhig fort, der den eigentlichen Sinn von des Malers Ausruf gar nicht verstand, „ja

es ist ungeheuer und erstaunlich, was man alles durch die Knute vermag, sogar das sanfte süße Gefühl der Liebe kann man damit einflößen, wie ich meiner schönen Annushka, und ich hoffe deshalb mit Recht, daß ich, vermöge dieses Mittels, auch meine Leibeigenen mit allen Segnungen der himmlischen Künste nach und nach vertraut machen werde.“

„Besuchen Sie mich Herr Lieder, ich kann Ihnen schöne Bilder zeigen, auch bin ich selbst etwas Künstler, ohne mich zu rühmen.“

„So?“ fragte Carl zerstreut wie vorhin, aber um doch etwas zu sagen.

„Ja!“ entgegnete der Russe, „ich habe viele schöne niederländische Landschaften gekauft, und auch Salvator Rosa's, und besonders liebe ich die letzten, weil es meist wilde, einsame Gegenden sind, wie in meinem geliebten Vaterlande.“

Zum Glück für Carl wurde in demselben Augenblick die Tafel aufgehoben, als er eine Antwort geben sollte auf eine Rede seines Nachbars, die er nicht verstanden. Man nahm Abschied, die Gesellschaft ging auseinander.

Der Maler streckte sich dumpf sinnend auf die Kissen der Gondel und schaute nach der Decke der Kajütte, denn Clara, der Fürst, der Kunst-Maecen Knutow stürmten durch sein Gehirn, und verwirrten ihm die Gedanken.

Als er bei seinen Freunden angekommen war, erzählten ihm diese, was sie gesehen, und fragten wie es ihm bei dem Fürsten gefallen.

Carl hatte wenig von dem gehört, was seine Freunde ihm erzählten, und schlug, da es bereits Nacht war, einen Spaziergang auf dem Markusplatz vor, denn er hoffte vielleicht Clara dort zu treffen. Man ging, und bald hatten sie den Maler im Gedränge verloren.

Clara und Annushka.

Carl schweifte hierhin, dorthin, unstät, als suche er irgend Jemand, endlich wurde es ihm zwischen der wogenden Menge zu heiß, er suchte mehr die frische Luft, und ging in die Nähe des Hafens. Eine Gondel landete, woraus zwei Lakaien stiegen, er erkannte sie für die des Fürsten, diesen folgte hierauf Dame Clara mit noch einer Dame, beide in venetianischer Tracht, mit langen aber offenen Schleiern. Sie gingen nach der Piazzetta zu, Carl folgte, unschlüssig; ob er sich zeigen sollte, denn er kannte die Landessitte nicht und fürchtete zu beleidigen. Die Lakaien gingen, einer vorauf, der andere hinterher, Platz machend. Carl beschloß demnach, sich bei den halb erleuchteten Kaffeehäusern so zu stellen, daß Clara ihn bemerken mußte; es gelang. Als die Fürstin seiner ansichtig wurde, rief sie ihn heran; man setzte sich, es wurde Eis herumgereicht, man plauderte, und so verging etwa eine Stunde, als der Fürst, Geschäfte vorgebend, nach Hause

fahren wollte. „Du, liebe Clara, kannst Dich von dem Herrn hier nach Hause bringen lassen, ein Diener bleibt hier und Deine Cameriera ist auch bei Dir, Du wirst also nichts zu befürchten haben.“ Somit empfahl sich der Fürst und ging.

Carl war wie aus den Wolken gefallen, denn solch unverhofftes Glück hatte er sich nicht träumen lassen. Die Fürstin ließ nun der viel weniger beengten südlichen Unterhaltung freien Lauf. Die Cameriera hatte eine Bekannte gefunden, mit der sie sich angelegentlich unterhielt, der Lakai hatte vermuthlich Geschäfte, denn er war nicht zu sehen, und so genoß der Maler die Lust, sich ganz ungestört mit seiner Angebeteten unterhalten zu können. Aber die Furcht, die hoch über ihn gestellte Gebieterin zu beleidigen, machte ihn einsilbig und verlegen, bis Clara endlich in die für ihn stets denkwürdigen Worte ausbrach:

„Wissen Sie wohl, lieber Lieder, daß mein Mann durch den Auftrag mich nach Hause zu begleiten, Sie vor seiner Dienerschaft für meinen Cicisbeo erklärt hat, ich werde also“ fuhr sie lächelnd fort, „mit Ihrer gütigen Erlaubniß, vollen Gebrauch von diesem Rechte machen;“ hiermit stand sie auf, reichte ihm, der zwischen Himmel und Erde zu schweben glaubte, den Arm, und da der Diener sich auch wieder eingefunden hatte, gingen sie nach den Hafen, eine Gondel nahm sie auf, die Cameriera nahm die Guitarre und sang, die Rouleaux vor den Oeffnungen fielen, und die Gondolieri fuhren auf dem möglichst weitesten Wege nach dem Rialto.

„A dio anima mia!“ hauchte die Fürstin bei dem Aussteigen dem Maler zu. Fackeln erschienen, er sah sie die Treppe hinauf steigen, sie war verschwunden.

In wachem Träumen fuhr Carl nach dem Markus-Platze zurück. Das Zimmer seiner Freunde war noch erleuchtet, die summende Menge hatte sich bereits verloren, denn schon erschienen einzelne helle Streifen des Morgenroths.

Lange hatten seine Freunde ihn im Gedränge gesucht und waren endlich sehr besorgt wach geblieben, um ihn zu erwarten. Sein Eintreten verursachte deshalb, daß er von Allen mit Fragen bestürmt wurde, welche er jedoch höchst einsilbig beantwortete und Müdigkeit vorgebend, sich bald zur Ruhe begab, welchem Beispiele die Anderen denn auch folgten.

Die Künstler hatten ihre Zeit genau berechnet, am frühen Morgen gingen sie gewöhnlich aus, um alles Sehenswürdige in Augenschein zu nehmen, und kehrten erst am späten Abend zurück; aber es ereignete sich von nun an fast täglich, daß der Maler, irgend einen Vorwand ergreifend, sich aus ihrer Gesellschaft losmachte, um die Fürstin zu besuchen, so wie er alle Abende mit ihr auf dem Markusplatze zusammentraf.

Eines Tages eröffnete er seinen Reisegefährten, daß, so leid es ihm auch in aller Hinsicht sei, so würde er sich wohl von ihnen trennen müssen, denn der Fürst habe ihm den Antrag gemacht, seine Gemahlin zu malen, welches ihn wohl bestimmen würde, mehrere Monate und wahrscheinlich über Winter in Venedig zu bleiben; er hoffte sie aber zum Sommer gewiß in Rom

zu treffen, wohin er alsdann nachkommen wolle. Ablehnen möge er den Antrag aus mehrfachen Ursachen nicht, weil er ehrenvoll und zugleich sehr einträglich sei, und weil er ihn in den Stand setze, dadurch seine Reisezeit wie sein Studium zu verlängern.

Hiergegen ließ sich vernünftiger Weise nichts einwenden, allein die Hauptursache der Trennung war offenbar seine Leidenschaft für die Fürstin, welche seine Freunde ihm bald abgemerkt hatten, wenn er auch bisher nie ein Wort darüber verloren.

Friedrich versuchte zwar ihm Vorstellungen dagegen zu machen, allein was halfen diese gegen die Gefühle, welche Carl beherrschten.

So kam der Tag der Abreise für die Uebrigen, und mit schwerem Herzen trennten sich die Jugendfreunde, theils von der Gewißheit, sich längere Zeit nicht zu sehen, theils von dunkeln Ahnungen beängstigt.

Carl blieb, die Andern setzten vereint ihren Weg nach Rom fort, auf welchem wir sie ziehen lassen.

Kaum waren die geliebten Reisegefährten fort, als der Maler das ihm früher schon durch den Fürsten angebotene Zimmer in dem Pallaste bezog, und er begann Clara's Portrait, lebensgroß, als Armida, zu malen; weil sie einst bei irgend einer Feierlichkeit diese in einem lebenden Bilde, bewundert von Allen, die sie sahen, vorgestellt hatte.

Es war die Scene gemalt, wo Rinald, seiner Heldenthaten vergessend, von ihren Reizen gefesselt, von ihrem Arm umschlungen, auf buntem Blumenteppich in ihrem Zaubergarten ruht.

Nichts war natürlicher, als daß kein passendes Modell für den Rinald gefunden werden konnte und daß Carl sich selbst als solchen auf das Bild malte. Mehrere Monate vergingen, das Werk war umfassend, auch bemüthen sich weder Armida noch Rinald, dessen Beendigung gerade zu beschleunigen.

In seinen Gedanken vertieft, ging unser Maler, als die Beendigung des Gemäldes geschehen, an einem Wintertage unter den Kolonnaden des Markusplatzes fast allein, in seinem Mantel gehüllt umher. Ein kalter Regen fiel in Strömen und ganz Venedig war wie von einem grauen, melancholischen Schleier umzogen. Unser Freund war sehr bleich, und die hohlen Augen brannten in den hochrotheu Augenringen in unheimlicher Gluth, oft strauchelte sein unsicher gewordener Tritt auf dem von der Nässe geglätteten Marmorpflaster, und tiefer verbarg er die Blicke in den übergeschlagenen Mantel, wenn einer der wenigen Vorübergehenden sich ihm näherte. Da sah er plötzlich den Kosakenhettmann vor sich stehen, welcher ihn erkannt hatte, und folgendermaßen anredete:

„Mein lieber Freund, Sie wollen sich wohl gar vor mich verstecken? Das wäre noch schöner. Ich habe Sie so oft gebeten mich zu besuchen, Sie thaten es immer nicht, nun lasse ich Sie aber nicht mehr entschlüpfen, denn wir stehen eben unter meiner Wohnung und sie müssen meine Sammlungen und meine schöne Annushka sehen.“ Mit diesen Worten zog er ihn die Treppe hinauf in ein Vorzimmer, in welchem viele

schöne Gemälde hingen und dem Anscheine nach antike Statüen standen.

„Sehen Sie Freundchen! kostbare Schätze, nicht wahr?“ begann Knutow, das ist noch lange nicht Alles, aber lassen Sie sich Zeit, Sie kommen mir heute nicht mehr fort, bis ich Ihnen Alles gezeigt, da sollen Sie Dinge sehen, worüber Sie staunen werden.“ So zog er ihn durch mehrere Zimmer, endlich standen sie vor einer Thüre still. „Nun,“ sagte Knutow, „will ich Ihnen meine schönste Statüe zeigen.“ Er trat dreimal stark auf den Boden, die Thüre öffnete sich rasch, doch leise, und von der reichen Thüreinfassung eingerahmt, zeigte sich ein Wunder von Schönheit in der malerischen Tracht einer donischen Kosakin. Es war Annushka. Sie wollte ihrem Gebieter wie sonst entgegen fliegen, allein die Gegenwart des schönen, aber geisterhaft aussehenden Fremdlings, und der Blitz seiner Augen erstarrte sie auf der Thürschwelle wie zu einem Steingebilde. Er fühlte sich augenblicklich von ihren großen rabenschwarzen Augen, dergleichen er nie gesehen, durchbohrt, und auch er stand gleich einer Statüe.

Knutow, dem das Erstaunen Beider nicht entging, hob endlich an: „Nicht wahr, Freundchen, eine capitale Statue, ein wahres Meisterwerk der Natur. Nun Annushka, Du vergißt mich wohl heute ganz, komm und küsse mich.“ Und das Mädchen sprang wie ein aufgezogener Automat hoch in die Höhe, warf noch den Blitz eines unendlich sprechenden Blickes, in welchem Liebe für den Fremdling, Haß, Wuth und blu-

tige Rache für Knutow lagen; in des Malers Brust, und hing in demselben Augenblicke mit allen Zeichen der Freude und Liebe an des Hettmanns Halse, ihn mit allem Kosen eines zärtlichen Kindes überhäufend.

Ein kalter Schauer rieselte bei diesem Anblick bis in das tiefste Mark des Künstler, denn er hatte ihren Blick verstanden und die nie ermessne Tiefe des weiblichen Herzens, welche er früher kaum geahnet, vielweniger gekannt, klaffte vor seinem innern Auge zu einem unendlichen Abgrunde und verschlang wie in einem Traumgesichte, den Hettmann, Annushka und ihn selbst. Leichenblaß und dann im andern Augenblicke wie mit Blut begossen, stand er wie unbeweglich bei den Umarmungen, womit das von ihrem Gebieter in den Staub gemalmte Mädchen denselben überhäufte, als wäre er der Liebling ihrer Seele, als wäre er der von ihm todtgeknutete Bräutigam; aber über dessen Schulter sprühten ihre Augen vesuvische Feuergarben von Rachelust.

Endlich entwand Knutow sich ihren ihn beinahe erdrückenden Umarmungen, und sagt zu Carl: „Nun habe ich Ihnen Alles gewiesen, was ich Kostbares besitze, aber mein schönster Edelstein, werden Sie gestehen, ist dieses Mädchen, und treu wie Gold, das kann ich Sie versichern. Nun, was sagen Sie, lieber Freund, hatte ich nicht Recht den plumpen Bräutigam mir vom Halse zu schaffen, der mir diese seltenste, schönste, schwarze Perle rauben wollte?“

Carl schauderte unwillkührlich zusammen, Annushka zuckte wie ein Medusen-Antlitz mit den Mundwinkeln

und Augen, und verbarg in einer neuen Umarmung ihren entsetzlichen Schmerz.

Diener und Dienerinnen kamen und brachten reichliche Erfrischungen, die Armida Annushka war eine stärkere Zauberin als die Armida Clara. Bald mußte sie ihr musikalisches Talent entfalten, und sie sang zur Bolaleika eine Ballade, ein Volkslied ihres Vaterlandes. Als die ersten Töne ihres tiefen Contra-Alts sich wie die markdurchdringenden Klänge einer zitternden, reinen Metallglocke ihrer hochsteigenden Brust entwunden hatten, fühlte Carl das Nachzittern in jeder Fiber, und in den Holzfasern des Sessels, worauf er saß. Unwillkürlich faßte er die Lehne, um nicht mit dem zerborstenen Holze umzusinken; und nur eines Gedankens war er sich bewußt: „Alles was ich bisher erlebt, war Traum, sie ist die Wirklichkeit!“

Da schlug die Uhr vom Glockenthurme zu St. Marcus zwölf langsame, dumpfe Schläge, es war Mitternacht. Carl sprang auf, denn er glaubte es kaum Abend. Knutow lud ihn ein, bald, recht bald wieder zu kommen. Annushka sah den Scheidenden lange mit unendlicher schmerzvoller Wehmuth an, dann riß sie rasch ihr Gebieter herum, nach der Thüre, in welcher sie zuerst erschienen war, lachte laut und wild, die Thür flog zu, ein Diener begleitete Carl vor die Hausthür.

Als er in seine Wohnung kam, erfuhr er, daß Clara oft nach ihm gefragt, er ging zu ihr, sie erschrack über sein Aussehen, und forschte, wo er gewesen; er erzählte von Knutow und dessen Bildern, aber die eifer-

süchtige Armida schaute tiefer, und von Thränen reich beschwerte Bitten lockten ihm das Versprechen ab, nicht mehr so lange zu bleiben. Denn, obgleich Annushka für Venedig unsichtbar war, so hatte der Ruf doch längst ihrer Schönheit gedacht.

Und diese fürchtete die Fürstin mit Recht. Aber ihr Freund äußerte von der Bekanntschaft mit dem Mädchen kein Wort, obgleich Clara alle Künste aufbot, um sich Gewißheit in ihrem Argwohne zu schaffen. Als aber Alles nichts half, erhielt der schöne Sünder reichliche Vergebung.

Carl's Bild der Armida wurde in einem Saale des Pallastes aufgestellt, Künstler, Kunstfreunde und Kunstgönner eingeladen, dasselbe zu betrachten, welche sich auch zahlreich einfanden und das Meisterwerk bewunderten, denn dazu hatte glühende Leidenschaft und der für die Umstände günstig gewählte Gegenstand es gemacht. Mit gerechtem Stolz vernahm der Maler die günstigen ungeheuchelten Urtheile der Beschauer. Aber wie wurde ihm, als er neben der Fürstin stehend, die Thür, öffnen sah, und Knutow mit einer verschleierten Dame hereintrat. Auf den ersten Blick erkannte er an der Haltung Annushka, deren Augen wie zwei glühende Kohlen durch das Gewebe des Schleiers brannten, zuerst auf Carl einen Augenblick ruhten, dann auf Clare verweilend hafteten. Ein leises Zurückwerfen des Kopfes kündigte, von Carl deutlich verstanden, den gewissen Sieg über ihre Nebenbuhlerin und die Verachtung ihrer geringeren Reize an. Alles geschah in wenig Sekunden, bis Knutow an die Fürstin

herantrat und sie in Ausdrücken der fashionablen Welt bat, zu gestatten, daß seine Annushka das schöne Bild betrachte, und er fügte hinzu: er würde unter andern Umständen nicht gewagt haben, seine Leibeigene in den Pallast zu bringen, allein die Kunst sei frei, und für Jedermann, und so hoffe er Vergebung für seinen Fehler gegen die Etiquette. Die Fürstin entgegnete von Neugierde und Eifersucht getrieben, mit aller höfischen Freundlichkeit: „Es sei ihr im Gegentheil sehr angenehm, da ihr dadurch die Gelegenheit verschafft werde, diese Leibeigene (welches Wort sie scharf betonte und Carl dabei ansah) kennen zu lernen, von deren Schönheit sie mancherlei gehört hatte.“ Auf diese schmeichelhafte Antwort konnte sich der eitle Hettmann nicht mehr enthalten, sein Kleinod zu zeigen. Er riß mit einem Zuge den Schleier von ihrem Angesicht und die Blicke beider Nebenbuhlerinnen durchwühlten sich gegenseitig. Einen solchen Anblick hatte Clara nicht vermuthet; ihrer gänzlichen Ohnmacht, dieser Gestalt gegenüber, sich blitzesschnell bewußt, wurde sie bleich und wußte sich, ohne ein Wort zu sprechen, auf den Arm des bei ihr stehenden Malers stützen. In demselben Augenblicke zog Annushka mit thriumphirender Bewegung ihren Schleier über ihr Antlitz, betrachtete sich ruhig das Gemälde, indem Dienerinnen herbeisprangen, um die todtenähnliche Fürstin in ihr Gemach zu bringen. Carl stand unthätig und unentschlossen auf derselben Stelle. Er schlug die Augen unwillkührlich nieder und wie er nach kurzer Zeit umherschaute, war er ganz allein im Zimmer.

Als er sich eben entfernen wollte, kamen Fremde sein Bild zu betrachten. Er war genöthigt, eine für ihn jetzt eben tödtlich langweilige Unterhaltung anzuhören, von welcher er sich losriß, sobald er nur die erste beste Gelegenheit dazu erspähte. Dann flog er auf sein Zimmer und schloß sich ein wie damals, aber jetzt aus andern Ursachen, als er seine Andromeda vernichtet hatte. Uebersättigung, das Gefühl der Dankbarkeit gegen die Fürstin und die Flamme seiner wirklichen Liebe für die Leibeigene bekämpften sich wechselseitig in seiner Brust. Er wollte fliehen, aber die Leidenschaft für Annushka hielt ihn zurück. Er wollte zu Clara, aber Widerwille stieß ihn ab, da fiel sein Blick auf das Raphaelsche Gemälde, welches er in Volargine gekauft. Das reine schuldlose Antlitz der jungfräulichen Madonna lächelte ihm entgegen. Nie vorher hatte Carl die Allmacht eines solchen Liebreizes erkannt. Es war nicht Clara mit ihrer heißen aber verwüstenden Liebe, es war nicht Annushka, deren medusische Schönheit die Schlangen im Haar und die Verwandlung in kaltes Gestein bei ihrem Anblicke ahnen ließ, es war keine Armida, die nach der Flucht des Geliebten ihren Zaubergarten zertrümmert und auf dem mit feurigen Drachen bespannten Wagen davon fahrend, des treulosen Lieblings flucht; es war ein durchaus himmlisches Angesicht, wie nur Raphael im Stande gewesen, die Madonna zu malen, und wie nur die von inniger Frömmigkeit durchdrungene damalige Zeit, bei aller Ausschweifung im Leben, sie zu denken und zu schaffen vermochte. Wäre sie lebend

dem Rahmen entstiegen, sie hätte die Welt zu ihren Füßen gesehen, und jetzt begriff der Maler zum erstenmale klar den Zusammenhang seiner Kunst mit der Religion, er begriff, wie die Madonna der Liebling des Italieners sein könne, und wie der Schwur bei ihr sein größter sein müsse. Sein ganzer Beruf als Künstler, den er sich selbst freiwillig erwählt, wie die ganze Größe der Pflicht, welche er dadurch übernommen, ging an seinem innern Gesicht vorüber. Was hatte er bis jetzt dafür gethan? so viel wie nichts; was gedacht er von nun an dafür zu thun? Alles. Was ließ sich bei der jetzigen Richtung der Zeit und der Gemüther dafür thuen? wenig oder nichts.

Diese Betrachtungen versenkten ihn in ein Meer von Gedanken über seinen künftigen Lebenszweck, und drangen ihm eine Vergleichung der früheren Kunsthöhe mit der jetzigen auf. Mit aller Begeisterung der Leidenschaft, und mit der in voller Blüthe stehenden jugendlichen Kraft seiner Phantasie, hatte seine Schöpfungskraft ihre höchste Höhe in der Darstellung eines üppigen Moments erreicht, und er erkannte in Raphael's Bild klar: daß noch ein höheres Ziel zu erreichen möglich wäre. Dies betrübte sein Gemüth, und die körperliche Schwäche, in der er sich befand, ließ ihn in ein bewußtloses Träumen verfallen.

Fieberphantasie eines deutschen Malers in Italien.

Als der Maler wieder im Stande war, die Gegenstände um sich her zu unterscheiden, stand ein Bruder Franziskaner an seinem Lager. Es war derselbe, welchen er bei Julia's Sarge gesehen, als die schöne Angelika Fornarina darin die Vergiftungs-Scene aus Shakespeare angehört hatte. Seine Hände waren gefaltet, seine Augen gen Himmel gerichtet. Carl schaute eine jener ehrwürdigen Priestergestalten voll Erhebung und wahrer Frömmigkeit vor sich, wie er in den Gemälden des Fra Bartolomeo, und in dem unübertrefflich schönen Bilde des heiligen Bruno von Le Sueur gefunden hatte.

Als der Franziskaner das Erwachen des Malers bemerkte, sprach er: „Danke Gott, mein Sohn, daß der Himmel Dich genesen ließ, und Deinen Irrpfad so erleuchtete, daß Du auf den rechten Weg gelangtest. Stehe auf und komme mit mir zum Prior, er wartet Deiner.“

Carl blickte umher. Da gewahrte er sich in einer Klosterzelle, vor ihm stand, dem Fenster gegenüber, sein Raphaelsches Madonnenbild über einer Betnische wie zu Volargine, er selbst aber lag, in einer Mönchskutte, auf hartem Lager. Wie er in diesen Zustand gekommen, war ihm nicht bewußt. Schweigend stand er auf, schweigend folgte er seinem Begleiter durch hochgewölbte, mit Fresken ausgemalte Gänge in die Zelle des Priors. Hier sah er einen würdigen Greis mit bis auf den Gürtel reichenden schneeweißem Barte; dem Anscheine nach waren viele Menschenalter an ihm vorübergegangen, und mit der Hinfälligkeit seines ganzen Körpers standen seine von mildem Feuer strahlenden Augen in seltsamen Widerspruch. „Mein Sohn!“ hob der Prior mit tiefer und noch kräftiger Stimme an, „wir freuen uns, in Dir ein Mitglied bekommen zu haben, daß durch den von Gott in ihn gelegten Funken himmlischer Kunst im Stande ist, zur Verherrlichung unsers Gotteshauses zu wirken, wir beabsichtigen, wie Du weißt, das Gemälde des Hochaltars malen zu lassen, und die Wahl aller Brüder fiel deshalb auf Dich, mein Sohn. Selbst Dein Bruder Bartolomeo trat, obgleich er zur Ehre Gottes uns viele erhabene Kunstwerke geliefert, vor Deinem größeren Genius bescheiden zurück, und überläßt Dir dieses Glück. Ich hoffe, es wird Dir dies große Werk gelingen.“

Der Maler verneigte sich, dem Prior die Hand küssend, und Fra Bartolomeo führte ihn in die Kirche. Er sah den Raum des Altarblattes leer.

„Was soll ich hinein malen?“ fragte er seinen Begleiter.

„Die Madonna mit dem Kinde, wie dieses dem heiligen Franziskus die Märtyrerkrone reicht,“ entgegnete jener. Hierauf gingen sie in das Kloster zurück, und als der Maler wieder in seiner Zelle angelangt war, bemühte er sich, seine Gedanken zu sammeln und sich zu besinnen, wie er in den jetzigen Zustand gekommen sei, aber bei aller Anstrengung vermochte er nicht sich daran zu erinnern, nur Clara's und Annushka's Gestaltung zeigten sich ihm wie aus nebelgrauer Ferne, und nur das Bild seiner Heimath konnte er genauer unterscheiden. „Was werden meine Eltern, die Protestanten sind, zu dem Schritte sagen, den ich gethan,“ sprach er zu sich selbst. Es schien ihm, als sehe er seine sonst immer liebevolle Mutter drohend vor sich stehen. Da öffnete sich die Wand, seiner Mutter Erscheinung war verschwunden, und die Madonna mit dem Christuskinde zeigte sich an deren Stelle, ganz so wie das Bild vom alten Prior ihm aufgegeben war. Aber nie hatte sein menschliches Auge solche Züge erblickt, und Raphael's Madonna, sonst sein höchstes Ideal, versank dagegen in ein Nichts. Unwillkürlich sank er auf die Knie, und als er wieder aufblickte, war nichts weiter zu sehen, als die leere Wand der Zelle. Eilig entwarf er die Skizze nach der gehabten Erscheinung, eilte damit zum Prior, und erzählte ihm von dem Gesichte. Dieser gebot ihm niederzuknieen, legte die Hand segnend auf sein Haupt und sprach: „Der Himmel hat Dich würdig gefunden, seinen Glanz durch Dich,

mein Sohn, auf uns unwürdige Sterbliche überzutragen. Gehe freudig an das Werk, es wird Dir gewiß gelingen. Das Kunstgebilde, welches Du erschaffst, wird zu allen Zeiten für Dich reden, denn die wahre Begeisterung hat es geboren, und diese allein schützt Deinen Namen vor sonst wohlverdienter Vergessenheit." Mit freudigem Herzen ging er an seine Arbeit, und die Linien und Farben flogen wie von selbst auf die Fläche, seine ganze Seele schwebte im Gleichgewicht, und sein Dasein genoß fortan einer überirdischen Ruhe und Klarheit, die er früher nie gefühlt und die sich dem Gemälde mittheilte. Er schwelgte in der Fülle des Glücks, zurückgezogen von allen kleinlichen, hemmenden Lebensverhältnissen, nur seinem Kunstwerke und dem Bewußtsein dieses Glückes zu leben. Aber kein großes Glück ist, wie kein großes Unglück von langer Dauer. Es wurde stark an seine Thüre gepocht, er ging sie zu öffnen.

"Die Fürstin Clara läßt Sie zu sich bitten," sagte der Diener, welchen er auf dem Flure fand.

"Die Fürstin?" entgegnete Carl, seine Gedanken sammelnd, und sich betastend, als wollte er sich überzeugen, ob er denn nicht Laienbruder sei und eine Mönchskutte trage. Aber das Licht, welches der Diener trug und sein Gefühl überzeugten ihn bald, daß alles nur Wirkung seiner Phantasie gewesen. Mechanisch folgte Carl dem Diener, sich mißtrauisch in jedem Spiegel besehend, an welchem sie vorübergingen.

Clara war sehr bleich, man sah ihr an, daß sie viel geweint hatte. Als alle überflüssige Zeugen ent-

fernt waren, bat, flehte, beschwor sie den Maler, keiner anderen Neigung als der für sie je Raum zu geben; denn sie würde es nie ertragen, eine andere im Besitz seines Herzens sich zu denken, und ihr, oder der Nebenbuhlerin, oder sein Untergang wäre alsdann so gut wie gewiß.

Carl, noch ganz voll der Phantasieen, welche er gehabt, war verschlossen und einsilbig; dies steigerte nur die Leidenschaft der Fürstin, sie zog ihn näher, und fast bewußtlos leistete der Maler, von ihren Reizen bezwungen, das abermalige Versprechen, keiner andern anzugehören. Es war spät, als er Clara verließ, aber eine unwiderrufliche Kraft zog ihn nach dem Markusplatze. Hier fand er Knutow vor seiner Wohnung sitzend, welcher ihn zu sich nöthigte, und bat, mit hinauf zu kommen, da die Nacht ungewöhnlich kühl sei. Bald loderte ein helles Feuer im Kamin und der Hettmann, welcher sich eine Erkältung zugezogen zu haben glaubte, schlug vor, einen guten Punsch zu trinken, bemerkte dabei, daß er Annushka rufen wolle, weil diese die Bereitung desselben vorzüglich verstände. Sie erschien und ließ ihre ungemessene Freude, Carl wiederzusehen, an Knutow aus. Die beiden Männer nahmen auf dem Sopha Platz, das Mädchen setzte sich an den Kamin und fing an das hitzige Getränk mit aller Sorgfalt zu bereiten. Wie sie so dasaß, über das dampfende Gefäß gebogen, die verschiedenen Ingredienzien hinein thuend, glich sie einer schönen Zauberin, welche irgend einen Trank kochte. Der Punsch war fertig. Annushka kredenzte ihn, brachte noch mehr

Erfrischungen, und bald hatte die kleine Gesellschaft, wenigstens dem Aeußern nach zu urtheilen, eine durchaus heitere Stimmung erlangt; denn das Mädchen trank mehrere Gläser auf verschiedene ausgebrachte Toastes, und bald ging ihre scheinbare Heiterkeit in eine mänadische Wildheit über; sie tanzte, tobte, überhäufte Knutow mit Liebkosungen, und brachte endlich auch den Todten ein Toast, wobei sie das neugefüllte Glas bis auf den Grund leerte, und es auf den Boden warf, daß es in tausend Stücke zersplitterte. Dann trat sie vor Knutow hin und fragte mit entsetzlicher Kälte: „Kannst Du mir nicht sagen, was mein Bräutigam macht?“ Befremdet sah der Hettmann sie mit gläsernen Augen an und erwiderte: „Närrchen, wie kommst Du zu der komischen Frage, der leibeigene, widerspenstige Hund gehört in die Hölle.“

„Fahr ihm nach!“ schrie Annushka, einer Rasenden gleich, ergriff eines der auf dem Tische liegenden Messer, und ehe Carl es hindern konnte, stieß sie es mit gräßlichem Gelächter dreimal rasch in des Hettmanns Herz, daß dieser augenblicklich zusammenstürzte und ein quellender Blutstrom sich über das Zimmer ergoß.

Eine Medea stand sie hoch aufgerichtet mit blassem Antlitz und flammendem Blick, die blutige Rechte mit dem Messer noch immer hoch zu neuem Stoß erhoben, wenn ihr Opfer etwa noch eine zuckende Bewegung machte.

Carl ergriff sie mit Gewalt, und beschwor sie zu fliehen, aber sie erwiederte: „Erst muß ich wissen, daß

ich meinem Peiniger wirklich den Tod gegeben;" hierauf schrie sie der Leiche in die Ohren: "Iwan ist hier, ich gehe mit ihm zum Traualtar! — Er ist todt!" sagte sie darauf kalt, "denn bei Iwan's Namen wäre er sonst erwacht. Nun laßt uns fliehen, ich habe schon Alles für einen solchen Fall vorbereitet." Hierauf ging sie nach ihrem Zimmer, und erschien mit einem Körbchen unter dem Arme, und in einem weiten Mantel gehüllt. Carl riß sie aus dem Hause, durch die öden Hallen des Platzes nach dem Hafen, sie bestiegen eine Gondel, er fuhr nach seiner Wohnung, ließ Annushka im Schiffe warten, raffte in der Eile sein Bild von Raphael, einige Kostbarkeiten, die er zum Geschenk erhalten, so wie Geld, zusammen, und in weniger als zwei Stunden segelten sie auf einem gemietheten Jachtschiff der Küste von Illyrien zu.

Roma.

Friedrich, Raphael und Joachim waren ohne Unfall über Ferrara, Bologna, Florenz und Siena in Rom angelangt. Die ersten Monate ihres dortigen Aufenthaltes waren sie vollkommen durch die Besichtigung aller Kunstschätze beschäftigt. Erdrückend war der erste Eindruck, welchen sie empfanden, als sie von den Höhen vor Ponte molle die öde, wüste Campagna di Roma, übersäet mit Trümmerhaufen, hin und wieder von einer meilenlangen Wasserleitung auf kühnen Bogen schwebend, durchschnitten sahen. Sie konnten es kaum fassen, daß in dieser jetzigen Wüste früher die Stadt aller Städte, welche der stolze Römer auch nur schlechtweg die Stadt nannte, gelegen und nahe an fünf Millionen Einwohner gezählt hatte. Das ganze Thal glich einer Ruine, und der kleine Bezirk, den das jetzige Rom einnimmt, erschien fast wie eine mehr erhaltene Fortsetzung derselben. Nur die Kuppel der Peterskirche machte sich vor allem bemerkbar, denn

wie ein Berg erhob sie sich in der Ferne über die in dampfenden und schillernden Sonnenstrahlen schwimmenden Umrisse der Stadt. Sie mußten sich erst gewöhnen iu Rom zu sein, denn alles war anders als in ihrem Vaterlande. Himmel und Erde waren anders, und ganz anders erschienen ihnen die Menschen.

Eifrig durchforschten sie, was zu ihren Fächern gehörte, und nichts beunruhigte sie, als daß von Carl immer noch keine Nachricht ankam, obgleich er zu schreiben versprochen hatte. Einige Briefe nach Venedig, an ihn gerichtet, blieben unbeantwortet, in seine Heimath wollten sie nicht schreiben, um dessen Eltern nicht unnöthig in Angst zu setzen; so mußten sie sich demnach gedulden, bis er etwas von sich hören ließe.

Die Charwoche nahte heran, mit ihr die Anhäufung von Roms größten Festlichkeiten. Unsere deutschen Künstler staunten und glaubten sich in eine andere Welt versetzt. Sie hatten Gelegenheit gehabt, das berühmte Miserere von Allegro in der Sixtinschen Capelle mit anzuhören, und Friedrich wie Raphael bedauerten nur, daß ihr Vater Wolfgang in Weiler nicht an ihrer statt den Genuß hätte haben können. Schon in der Oper der Residenz glaubten sie das äußerste was durch Musik geleistet werden könne, gehört zu haben, aber wie stand diese gegen die ernste, strenge, einfache Kirchenmusik zurück. Sie begriffen immer mehr, daß nur religiöse Kunst das höchste zu erreichende Ziel aller Künste sein könne und müsse, und daß alle übrigen Gestaltungen derselben nothwendig in modische Willkühr und Verflachung, je nach dem

Belieben des Einzelnen, oder nach der jedesmaligen Richtung der Zeit, auszuarten genöthigt wären.

Am Abende des Charfreitages strömten Tausende und abermals Tausende der Peterskirche zu, um die Kreuzbeleuchtung derselben zu sehen. Unsere Freunde hatten Mühe genug über die vollgedrängte Engelsbrücke den Platz vor der Kirche zu erreichen. An den Säulenhallen, welche den Vorhof von St. Peter einschließen, wurde es etwas geräumiger, allein immer noch war es gefährlich, sich dem Gedränge ganz zu überlassen. So schraubten sie sich bis in die Vorhalle, und endlich in die Kirchthüre hinein. Bei dem Eintritte sahen sie in dem ganzen ungeheuren Gebäude nichts, als das in der Kuppel hängende collossale, durch tausende von Lampen gebildete, herabhängende, erleuchtete Kreuz, welches nur die Kuppel und deren nächste Umgebung erhellte; außerdem lag die tiefste Nacht auf allen Gegenständen. Diese wurde noch durch die schwarz verhängten Altäre gesteigert, statt deren Mosaikbildern man nichts zu sehen bekam als das auf dem schwarzen Ueberzug gestickte silberne Kreuz. Der Eindruck war so mächtig, daß unsere Freunde sich keines ähnlichen in ihrem ganzen Leben zu erinnern wußten. Als sie nun von der Menge fortgerissen, hierhin und dorthin gedrängt wurden, hörten sie plötzlich durch das Gesumme unendlicher Fußtritte, welches das Echo der hohen Gewölbe und der Kuppel verhundertfachte, eine weibliche Stimme ganz in ihrer Nähe laut und ängstlich rufen:

„Fornarina! Fornarina! wo bist Du.“ — „Hier“

antwortete die Gerufene, in geringer Entfernung, aber unfähig sich durch das Gedränge durchzuarbeiten. Ein gegenseitiger Blick begegnete sich zwischen Friedrich und Raphael, und in demselben Augenblicke drängten sie sich mit unwiderstehlicher Gewalt nach dem Orte, wo die jüngere Stimme erklungen war. Sie fanden ein Mädchen schon in halb umgesunkener Stellung, in Gefahr zertreten oder zerdrückt zu werden, rissen sie in die Höhe und brachten sie mit Gewalt durch die fortwährend drängende Menge zu ihrer Mutter, welche sie gerufen. Diese dankte den Fremden mit allen Worten, die sie nur finden konnte, und unsere Freunde boten sich ihr, bis sie in das Freie gelangt wären, zu ferneren Beschützern an, denn bei der Finsterniß in der Nähe der Haupteingänge, zu welchen sie bereits zurück gelangt waren, ließ sich kein Gesicht deutlich unterscheiden, und sie wußten keineswegs, ob sie die Fornarina, welche sie zu sehen vermutheten und hofften, auch wirklich vor sich hatten.

Zu weitläuftigen Erkundigungen konnte es in der Kirche auch nicht kommen, denn jeder mußte auf seinen Weg achten, und bei dem tosenden Gesumme der Menge konnte man nur die Worte verstehen, welche laut gerufen wurden. Endlich war man wieder auf dem Platze. Hier war es freier und heller. Die Zwillinge forschten zuerst nach den Gesichtszügen der beiden Damen, allein das ungewisse Licht der brennenden Feuerbecken, und der Umstand, daß beide ihre Schleier übergezogen, ließ sie nicht genauer unterscheiden. Die ältere Dame dankte ihnen auf das Verbind-

lichste für den geleisteten Dienst, und bat, sie bis an ihre Wohnung zu begleiten, da die Straßen noch immer überfüllt wären. „Die Herren sind Fremde, wie ich sehe und höre," fuhr sie fort, „darf ich nach Ihrem Vaterlande fragen."

Friedrich nahm das Wort, und erzählte wer sie wären, was sie nach Rom gebracht, und fragte ob der Name ihrer Tochter vielleicht mit ihrer Jugendbekanntschaft zusammenhinge. Die Fornarina, denn sie war es, freute sich, so alte Bekannte, die ihrem Gedächtniß beinahe entschwunden wären, wiederzusehen; fragte ihre Tochter, ob sie sich auch noch an die beiden kleinen ganz gleichen Zwillinge erinnere, welche jetzt so groß vor ihr stünden, und endigte damit, unsere Freunde zum Abendbrote einzuladen. Während des Gehens erzählte sie, daß sie sich vom Theater zurückgezogen und eine angenehme Villa bei Neapel bewohne, jetzt zu der Feier der Charwoche nach Rom gekommen sei und daß ihre Tochter Angelika an den Lord John sehr glücklich verheirathet sei. Gegenseitig mochte wohl die Neugierde sich steigern, die früher einander bekannten Gesichter nach Verlauf von etwa 10 bis 12 Jahren wiederzusehen, allein man mußte sich gedulden, bis dies bei einer besseren Erleuchtung geschehen konnte, als die auf den Straßen zu leisten im Stande war. Man gelangte in die Wohnung der Fornarina, auf dem spanischen Platze. Die Bedienung brachte Licht, die beiden Damen, welche sich einen Augenblick entfernt hatten, erschienen im Hauskleide. Die Zwillinge sahen in der Mutter eine Frau in den besten Jahren,

immer noch schön, jedoch konnten sie durchaus keine Aehnlichkeit mehr mit dem Bilde finden, welches ihre Phantasie von der Jugendzeit her ihnen aufbewahrt hatte. Fornarina dagegen glich ihrer Schwester Angelica, die sie in Verona gesehen, wie ein Tropfen Wasser dem andern, und es entging Raphael nicht, wie seines Bruders Augen die schöne Gestalt nicht verließen, aber auch die seinigen weilten mit Wohlgefallen auf ihr. So vergingen einige Tage in angenehmer Gesellschaft. Die Fornarini reisete nach Neapel mit ihrer Tochter zurück, und die Reisenden mußten ihr versprechen, mindestens in acht Tagen nachzufolgen, um eine der schönsten Jahreszeiten in Neapel zu genießen; welches Anerbieten sie mit Vergnügen annahmen. Unter Vorbereitungen verfloß bald die gesetzte Zeit, und an einem schönen Aprilmorgen fuhren unsere drei Freunde, mit Gelegenheit eines Veturin, den Weg nach Neapel zu. Bald waren sie an den pontinischen Sümpfen angelangt, die Gegend wurde immer einsamer und öder, alle Räubergeschichten von Rinaldini bis zum Fra Diavolo gingen ihnen im Kopfe herum, und wohlbedächtig hatten sie deswegen schon iu Rom ihre scharfen Dolche so zu sich gesteckt, daß sie dieselben sogleich im Nothfalle gebrauchen konnten. Der Veturin antwortete zwar auf ihre Frage, ob noch Räuber sich in dieser Gegend aufhielten? — daß man seit mehreren Jahren nichts gehört, und die Straße vollkommen sicher sei, allein sie wußten aus den in Deutschland gelesenen Büchern sehr gut, daß nur zu häufig die Veturini selbst mit denselben einverstanden

sind, und obgleich jeder Einzelne behauptete, daß er gar keine Furcht habe, wurde doch die Unterhaltung immer weniger lebhaft, je weiter sie fuhren, welches jedoch auch theils von der Ermüdung, theils von der Einförmigkeit der Gegend herrühren konnte. Als sie etwa bis Mittag gefahren waren, kamen sie an einen einsamen Gasthof, wo die Pferde gefüttert wurden. Obgleich die Wirthsleute sehr freundlich und zuvorkommend waren, erschienen sie doch unsern Reisenden, als wenn sie sich nur verstellten, denn solche Galgengesichter konnten unmöglich redliche Leute sein. Dazu kam, daß in der Halle der Osteria zwei Kerle saßen, die Karten spielten und vollkommen so gekleidet waren, wie man auf Bildern und Kupferstichen die Räuber abgebildet findet: sie hatten starke Bärte, spitze Hüte mit einem Büschel Federn, aus dem vorn weit offnen Hemde sah man ein vergoldetes Amulet über der Brust hängen, eine kurze Weste, kurze Beinkleider, Strümpfe und Schnürschuhe, überdies hatte der eine die Kugelbüchse neben sich liegen. Da es in der Stube sehr heiß und dunstig war, blieben unsere Freunde auch im Schatten der dicht umrankten Halle, ließen sich aber einen anderen Tisch und Bänke aus der Stube bringen. Zu ihrem großen Verdrusse bemerkten sie auch, daß der Veturin ein vertrauliches Gespräch mit den beiden Kartenspielern anfing und sie bedauerten jetzt schon, daß sie einen einzelnen Fuhrmann genommen und nicht lieber theurer, aber sicherer, mit der päpstlichen Eilpost unter militairischer Bedeckung, wie die Fornarini, und überdies noch in kürzerer Zeit, gefah-

ren wären. Aber alle diese Reue kam zu spät, und sie durften sich, wie sie meinten, ihre Besorgnisse gar nicht einmal merken lassen. Die Pferde waren gefüttert, die Reisenden hatten wenig von den vorgesetzten Erfrischungen genossen, man stieg ein, der Kutscher zögerte noch einen Augenblick mit der Abfahrt, und sie sahen deutlich, wie der Kartenspieler mit der Büchse sich hinten auf den Wagen setzte.

So fuhren sie den noch übrigen Theil des Tages, und es blieb ihnen ganz überlassen, wie sie sich die unerwünschte Reisegesellschaft auslegen wollten. Der Mann hielt sich jedoch vorläufig ganz ruhig, vermuthlich weil es noch heller Tag war. Es schien ihnen auch, als wenn die Pferde nicht mehr so schnell wie am Vormittage liefen, so daß sie nicht ohne Grund fürchten mußten, das vorgesteckte Reiseziel für den heutigen Tag nicht erreichen zu können. Da ging die Sonne unter, und die Dunkelheit trat, wie in Italien immer, etwa eine Viertelstunde nachher, plötzlich ein, weil man dort nicht wie in Deuschland, nach Sonnenuntergang eine oft noch Stundenlange Dämmerung hat. Der Veturin fing nun an rasch zu fahren, wie alle Veturini, um so schnell als möglich das Nachtquartier zu erreichen. Sie hielten bald wieder vor einem einsamen Gasthofe, aber zu ihrem Troste sahen sie einen großen englischen Reisewagen vor dem Hause stehen, dessen Besitzer muthmaßlich wie sie selbst, durch die einbrechende Dunkelheit genöthigt, nicht weiter gekonnt hatte. Der Mann mit der Büchse sprang vom Rücksitz ihres Fuhrwerks, bedankte sich artig bei ihnen,

daß sie ihm gestattet hätten, so weit mitzufahren, und verlor sich in der Gaststube, nachdem er vorher sehr aufmerksam den englischen Reisewagen betrachtet hatte. In der Loggia über der Hausthüre sahen sie bei Lampenlicht die Engländer Thee trinken, wobei ihre Bedienung in voller Uniform aufwarten mußte. Zu jeder andern Zeit würde ihnen dies Schauspiel höchst komisch vorgekommen sein; allein jetzt waren sie zu besorgt um dic Entwickelung, als daß sie sich nicht im Gegentheil über die Sorglosigkeit der Fremdeu hätten wundern sollen, auch beschlossen sie, dieselben zu warnen, auf ihrer Huth zu sein.

Als die Engländer abgespeiset hatten und der Herr vor das Haus kam, um dort auf und ab zu gehen, nahte sich ihm Friedrich grüßend, und redete ihn englisch an. Der Engländer behielt seinen Hut auf dem Kopfe, seine beiden Hände in den Taschen seines unendlich langen Millionair-Rockes, sah über Friedrichs Kopf hinaus und erwiederte nichts. Hierauf sprach Friedrich noch einige Worte, von der Unsicherheit des Weges, und daß er ihn und die Seinigen wegen der Nacht hiermit warnen wolle; allein der Engländer blieb wie ein Stock stehen, sah immer nach Friedrichs Hutspitze, rührte kein Glied, drehte sich darauf um, ging in die Hausthüre und ließ den wohlmeinenden Warner verblüfft stehen.

„Nichts unausstehlicher,“ sagte hierauf Friedrich zu seinen Gefährten, „als dies aufgeblasene Inselvolk mit seiner pöbelhaften Fashion, uud seiner fashionablen Pöbelhaftigkeit! Ich kann mir kein lebhafteres Bild von

dem Uebermuthe der Charthaginenser machen, als wenn ich ihre jetzigen Repräsentanten, diese John Bulls und und Lord Beafsteaks sehe, und ich kann es dem Cato gar nicht verdenken, daß er jedesmal mit seinem: ego vero censeo Charthaginem esse delendam, schloß. Meinetwegen mögen sie nun heute Nacht alle umgebracht oder in die Berge geschleppt werden.“ — Damit war es aber dem durch die Grobheit des Insulaners ärgerlich gemachten Friedrich, keinesweges Ernst; denn als er einen der Bedienten habhaft werden konnte, theilte er diesem seine Besorgnisse wegen Räuber mit. Obgleich nun der Diener wenigstens höflicher war, als der Herr, und dem Sprecher doch mindestens anhörte, so lachte er am Ende, und meinte: „das hätte gar nichts zu sagen, denn sie wären gut bewaffnet.“

Da es schon spät geworden war, und man am andern Morgen früh aufbrechen wollte, so zogen sich alle in die vom Wirthe angewiesenen Schlafkammern zurück. Die Einrichtung des Gasthauses war aber folgende, wie fast in allen italienischen Wirthshäusern. Im untern Geschoß befindet sich die sehr große Küche, welche zugleich als Gaststube dient, mit der Wohnung des Wirthes. Aus dem untern Stockwerke gelangt man in das obere durch eine frei im Hofe liegende, mit einer Bedachung versehene Treppe. Diese führt gewöhnlich unmittelbar in den Salon des oberen Geschosses, welcher einen großen Raum bildet und zur Versammlung der Fremden, gleichsam als Gesellschaftszimmer dient; aus diesem Salon führen zu beiden Seiten viele Thüren in einzelne Gemächer, welche als

Schlafstuben für die übernachtenden Fremden, oder auch als deren Wohnzimmer auf längere Zeit benutzt werden. Die Engländer nahmen von ihren Gemächer Besitz und unsere Reisenden erhielten eine unmittelbar an diese stoßende Stube. Man legte sich in die aufgestellten Betten, aber die Besorgniß verhinderte daß unsere Freunde sich eines festen Schlafes erfreuen konnten, und nur in halbwachen Träumen sich hin und her wälzend dalagen, als plötzlich ein furchtbarer Lärm und ein Büchsenschuß so wie das Einschlagen von Fensterscheiben in der unter ihnen befindlichen Wirthsstube sie vollkommen wach machte. Ein durchdringender Schrei folgte, uud da sie alle sich nur halb entkleidet niedergelegt hatten, waren sie schnell angezogen, ergriffen ihre Dolche und stellten sich an die, wie in Italien gewöhnlich, nicht verschließbare Thür, um ihre Haut wenigstens so theuer als möglich zu verkaufen. Auch der Engländer war aufgewacht, und sie hörten ihn deutlich nach seinen Pistolen rufen. Der Lärm unten dauerte fort. Endlich schallten schwere Fußtritte auf der Treppe, und Lichtstrahlen drangen in ihr Schlafgemach. Da drängten sie sich fester an die Thür. Endlich klopfte es leise an ihrer Thür und die Stimme des Wirths fragte ob sie noch wach wären. Friedrich sagte mit so rauhem Tone als er nur vermochte: „Wir sind wach und wollen unser Leben gegen euch Räuber so theuer verkaufen als möglich.“ Hierauf entstand eine kleine Pause; vermuthlich berathschlagte der Wirth mit seinen Helfershelfern wie sie den Angriff am besten bewerkstelligten. Da hörten sie wieder den Wirth

sprechen: „Meine Herren, ich bringe den Kaffee, es ist Zeit zum Aufstehen.“ Schon machte Friedrich ärgerlich die Thüre etwas auf, als ihn Raphael und Joachim daran verhindern wollten; denn es konnte ja eine Kriegslist der Räuber sein, allein Friedrich, welcher den Wirth statt aller Waffen, sehr demüthig mit Kaffeebrett und Tassen vor sich stehen sah, riß die Thür auf, und der Wirth hätte beinahe, vor Schreck über die ihm entgegengezuckten Dolche, das ganze Frühstück fallen lassen. Er erzählte hierauf den beschämt ihre scharfen Mordgewehre verbergenden Reisenden, daß der Veturin mit dem Büchsenmanne, welcher ein Büffelhirt aus der Gegend sei, Karten gespielt habe; daß sie sich endlich gezankt, daß dabei das Gewehr des Hirten von der Bank gefallen, losgegangen sei, eine Fensterscheibe zerschmettert habe, daß seine Frau aus dem Schlafe auffahrend, furchtbar aufgeschrien, und daß er sehr um Entschuldigung bäte, wenn die Herren Fremden auf so ungestüme Art aus dem Schlafe geweckt worden wären. So endigte sich die einzige Räuberbegebenheit, welche unsere Freunde während ihrer italienischen Reise erlebten.

Aller Heiterkeit kam wieder, unsere Freunde verließen zuerst den Gasthof. Bald hatten sie Terracina, bald Fondi erreicht, bald lag der Golf von Neapel mit seinen ganzen glänzenden Ufern, mit dem rauchenden Vesuv, mit Capri, Ischia und mit allen hellleuchtenden Städten bis Sorrento und Massa, in der tiefen Purpurgluth des italienischen Abendhimmels, begränzt von dem wie ein dunkler Smaragd glühenden Meere,

vor ihren entzückten Blicken. Nun erst fühlten sie sich wirklich in Italien, nun erst traten alle früher durch Beschreibungen erworbenen Jugendeindrücke von dem Wunderlande deutlich in ihrer Seele hervor. Es war ihnen im Augenblicke klar, daß dies Stückchen Erde vom Himmel gefallen sei! Das war das Land wo die Citronen blüh'n, im dunklen Laub die Goldorangen glüh'n; ein sanfter Hauch vom blauen Himmel weht, die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht. Man kann den Jünglingen ihr Entzücken wohl vergeben, denn ihre Unerfahrenheit kannte bis jetzt nichts Besseres. Aber es soll außer Neapel auch an der Ostseeküste wunderbar schöne Gegenden geben, z. B. Oliva, von welchem sich die Danziger schmeicheln, daß es mit der Küste bei Danzig das nordische Neapel sei, es mag wohl auch außer den Apeninnen, dem Vesuv, dem italienischen Himmel und dem Uebrigen, nichts daran fehlen.

„Ihr armen Nordländer,“ rief Friedrich aus, „die ihr euer ganzes Leben mit Sorgen für Erreichung einer armen, elenden Hütte, für Nahrung und Heizung verbringt, wie seid ihr übel daran.“

„Ja wohl, guter Friedrich, und wie gut ist es, daß z. B. die von Weiler niemals jene Gegenden sahen, oder daß sie sich wie die meisten Deutschen einbilden, sie wären die Klügsten in der ganzen weiten Welt, und darum nicht wissen, was ihnen mangelt, oder es in albernem Dünkel verschmähen. Nach den Ansichten rational gebildeter Landwirthe hat jedoch jene für bloß poetische Gemüther paradiesische Gegend solche

bedeutende Bodenkultur-Mängel, daß es eigentlich eine Sünde und Schande ist, und wenn man das viele gänzlich nutzlose Gestrüpp von wilden Feigen, Stachelpalmen, Jasmin, Rosen, u. s. w. zu geregelten Kartoffelfeldern umschaffen möchte, würde in staatswirthschaftlicher Hinsicht das Dreifache gewonnen werden. Aber so rechnen die dummen Neapolitaner nur von heute bis morgen, und wenn ein solcher fauler Mensch so viel am Morgen verdient hat, daß er bis zum Abende auszureichen gedenkt, so legt er sich am Hafen irgendwo in den Schatten und thut den ganzen lieben Tag nichts. Man kann hieraus sehen, wie faul dieses dumme Volk ist. Da ist es bei uns ganz anders, wer nicht die vier Monate oder fünf, wo es warme Tage giebt übermäßig arbeitet, der kann in den andern sieben oder acht Wintermonat en hungern oder betteln gehen, wie es ihm beliebt, und in den Schatten wird sich von selbst kein Mensch legen, erstens weil es wegen Mangel an Sonnenschein, selten welchen giebt, zweitens weil er, wenn er sich doch lange und oft auf die Mutter-Erde legte, Fieber und Gicht davon tragen würde. Deswegen *scheint* der Nordländer fleißiger." Das und noch mehr dachte Friedrich im Stillen weiter, als sie dem schon von fern her tosenden Neapel zufuhren.

Neapel und Pompeji.

Bereits in Verona hatte sie die Lebendigkeit des italienischen Lebens überrascht; allein hier schien es seinen Gipfel erreicht zu haben; denn vor dem Thore sahen sie die wie mit durchgehenden Pferden im vollen Galopp fahrenden unzähligen Fuhrwerke aller Art, das Geschrei der Kutscher, der ausweichenden Menge, das Ausrufen aller Bedürfnisse des Lebens, dazwischen das Schreien der Bettler, das Lärmen, Zanken und Hundegebell kam unsern stillen Deutschen vor, als wenn die ganze Hölle los wäre. Der Veturin arbeitete sich mit seinen müden Pferden durch das Gewühl nach einem Gasthofe hin. Als er still hielt, fielen zehn bis funfzehn zerlumpte Fachini wie eine Räuberbande mit wüthendem Geschrei über den Wagen her, rissen alles Gepäck heraus und trugen es, ungeachtet der Abwehr von Seiten der Reisenden, unter immerwährendem Toben und Gestikuliren in den Gasthof. Unsere Freunde glaubten, ihre Sachen wären gestohlen; wie erstaunten

sie jedoch, als Alles, auch das kleinste Päckchen, unversehrt vorgefunden wurde! Die Fachini erhielten ein Trinkgeld und stürmten dann jubelnd und singend und die jungen deutschen Prinzen und Grafen hoch leben lassend die breite steinerne Treppe hinunter.

Der erste Gang der jungen Leute war nach dem Hafen gerichtet, obgleich die Nacht schon anbrach. Unzählige Spaziergänger bedeckten das Ufer und die Molen, unzählige Boote kamen an und fuhren wieder ab. Aus der Stadt ertönte das Gesumme der lärmenden Menge, vom Strande her das Rufen der Schiffer, die Gesänge der Schiffenden und das laute Lachen der Freude, welches weithin über die spiegelklare Wasserfläche erscholl. Die Reisenden bestiegen ein Schiff und ließen sich auf das Meer hinausrudern. Stumm und lauschend saßen sie; da ging über der feurigen Rauchsäule des Vesuvs der Vollmond auf, Silberglanz bebedeckte, wie von einem Zauberstabe berührt, die Wogen, Tausende von Lichtern schimmerten aus den Häusern der Stadt und den Laternen der Schiffe und spiegelten sich, wie der Mond, die Sterne, die Feuersäule des Vesuvs und das wie ein gespenstisches See-Ungeheuer im Meere ruhende Capri in den in allen Farben schillernden Wellen. Selbst der Bürgermeister und der Dichter Kämmerer von Weiler würden bei diesem Anblicke, wenn auch nur stillschweigend, eingestanden haben, daß so etwas in ihrer geliebten Vaterstadt nicht für Geld zu sehen sei.

Am andern Tage begaben sie sich nach der Villa der Fornarini in der Nähe von Portici, um von dort

aus den Vesuv, Pästum, Pompeji und den Golf zu bereisen.

Schon von Weitem sahen sie die Villa der Sängerin hoch auf einem Weinberge, umgeben von Pinien, Cypressen, Kastanien, Ulmen, Oel- und Mandelbäumen in buntem Gemisch.

„In unserer Heimath," meinten die Freunde, „würde der Besitzer dieser schönen Bäume sie längst alle haben niederhauen lassen, theils weil sie Schatten werfen, unter welchem weniger wächst, theils weil man der neuen nordamerikanischen Ansicht auch in Europa folgen zu wollen scheint, daß Bäume und Sträucher ein durchaus unkultivirtes Land bezeichnen, weshalb die Amerikaner sie gänzlich ausrotten. Solch' eine kahle Landschaft muß göttlich aussehen und läßt sich mit nichts vergleichen, als mit Weiler's unabsehbaren, fruchtbaren Kartoffelfeldern."

Das Gebäude bestand aus einer jener reizenden Häusergruppen, wie man sie in Italien zu Hunderten findet, wo an das ursprüngliche Wohngebäude nach und nach mehrere Anbauten gemacht wurden, deren jede mit einem Balkon, einer Viranda oder einer nach einem Nebengebäude führenden Pengola schließt oder in Verbindung steht.

Der Empfang unserer Gäste war herzlich; bald fühlten sie sich wie zu Hause, da man in Italien die Steifheit nordischer Sitte, wo man sich nach zehnjährigem Umgange noch eben so fern steht, wie am Anfang, nicht kennt. Man bestieg die verschiedenen Balkons und Terrassen des Gebäudes, welche alle eine

entzückende Aussicht darboten. Man aß, trank, lachte, scherzte und sang; die ganze Heiterkeit eines milden Himmels hatte sich der Gesellschaft mitgetheilt, und die schöne Fornarini war die Seele von Allem.

„Der Rauch des Vesuvs zieht in einem langen, flachen Streifen dem Meere zu; wir behalten gutes Wetter,“ sagte sie zu ihrer Mutter. „Laß uns morgen nach Pompeji fahren!“

„Das wollen wir,“ entgegnete diese, und das Gespräch des übrigen Tages drehte sich um diese länger als tausend Jahre verschüttet gewesene Stadt.

Es fand sich noch ein Reisegesellschafter, ein junger Italiener, der erste Grotesk-Tänzer am St. Carlo-Theater in Neapel. Signor Carlucci war ein junger, schöner, kräftiger, gewandter, feuriger Mann und, wie Raphael bei dem ersten Begrüßen bemerkte, von der Mutter der schönen Fornarini wohl gelitten. Die drei deutschen, blonden, sanften, mehr schüchternen und innigen Naturen fühlten sich bei seinem Erscheinen unangenehm berührt; denn Friedrich's Leidenschaft für Fornarina wuchs mit jeder Stunde. Raphael, bei welchem dies gleichzeitig der Fall war, kämpfte zwar die seinige vorläufig gewissenhaft nieder, da er des Bruders Neigung längst bemerkt hatte, konnte aber doch den Italiener, welcher sich nach seiner Ansicht ungeheuer dreist benahm, nicht leiden, und Joachim fühlte sich, vermöge seiner angeborenen Weichheit und Milde, wenigstens nicht von ihm angezogen. Dies Alles brachte einige Spannung in die kleine Gesellschaft. So erreichte man Pompeji.

Der Eindruck, den diese Stadt beim ersten Beschauen auf die fremden Jünglinge machte, war unangenehm. Die schmalen Straßen, die niedrigen Häuser, der gänzliche Mangel an Decken, wodurch alle Räume oben offen und nur von ruinenartigen Mauern eingeschlossen erschienen, die Entfernung aller beweglichen Gegenstände aus den Gebäuden, aller Statuen u. s. w. vermehrte noch das Wüste der Erscheinung. Nur die Phantasie war im Stande, nach den vorhandenen Beschreibungen die Bauwerke und Straßen zu beleben; denn die bloßen Malereien und wenigen Skulpturen an den Wänden vermochten es nicht. Ging man aber auf die nähere Vertheilung der Räume ein, in denen man sich eben befand, dachte man sich, daß hier einst ein großes Volk gelebt und gewirkt, dann allerdings sah man ein ganz anderes Bild.

„Wie klein sind alle Gemächer und wie niedrig müssen sie gewesen sein,“ bemerkte Raphael. „Wir würden jetzt nicht in solchen Häusern wohnen mögen. Man kann sich ja kaum darin umdrehen, und wenn man nicht wüßte, daß der Grieche und Römer seine meiste Zeit außerhalb des Hauses, entweder auf dem Marktplatze, oder in den Läden, oder im Theater zugebracht hat, so würde man gar nicht begreifen können, wie sie es in solchen Gebäuden ausgehalten haben.“

„Dann sind wohl die Frauen am schlimmsten daran gewesen,“ bemerkte Fornarina; „denn diese durften, so viel ich weiß, das Haus nicht oft verlassen.“

„Doch nur die Vornehmeren,“ entgegnete Jener;

„denn die Armuth hat überall das Recht, sich öffentlich sehen zu lassen, und im Hause noch mehr. Die reicheren Frauen waren freilich auf ihre Gemächer und die Besuche bei ihren Freundinnen und Verwandten beschränkt; allein in der späteren Zeit durften sie auch das Theater besuchen.“

„Die armen Frauen und Mädchen!“ sagte Fornarina. „Aber wo ist Signor Carlucci?“ fragte sie.

„Er hatte sich entfernt. Man ging weiter, und unsere Freunde bemerkten in dem Vorhofe des nächsten Hauses die englische Familie, welche sie in Terracina getroffen. Sie saß bei einem englischen Frühstück und der Theekessel brodelte sein einförmiges Lied zu der noch einförmigeren Unterhaltung. Der Herr schrieb in ein Notizbuch; die dicke Lady mußte sehr erschöpft sein, denn sie aß mehrere harte Eier nach einander, wobei sie ganz gleichgültig nach einem sehr schönen Wandgemälde sah, welches den Raub der Proserpina vorstellte, und ließ sich, so wie ihr Mann, von einem Bedienten in voller Galla bedienen und mit Fliegenwedeln von Pfauenfedern die summenden Insekten abwehren. Die Miß schien gar nicht zu wissen, warum sie da wäre; sie sah dem am Himmel vorüberziehenden Rauche des Vesuvs nach, während der Herr Sohn sich mit Ablösung eines Stückchen Wandbewurfs beschäftigte, worauf eine kleine Nymphe gemalt war, die er vermuthlich als einziges Andenken mit nach Alt-England nehmen wollte.

Als der Cicerone unsere Gesellschaft an dem Engländer vorbeiführte, zuckte an diesem keine Glied, kein

Gesichtsmuskel, und Raphael hatte nicht übel Lust, dem jungen Alterthümer-Sammler eine sehr nachdrückliche Lehre zu geben, wenn es nicht eben der Cicerone gethan hätte, der mit dem Wegweiser der Engländer in einen Streit gerieth, welchen unsere Freunde noch hörten, als sie schon mehrere Häuser weiter waren. Der Cicerone fand sich wieder ein; man besah alle Merkwürdigkeiten, bis es Abend wurde. Der Solo-Tänzer war noch immer nicht zurückgekehrt, worüber unsere Freunde eben nicht böse waren; auch Fornarina erschien in seiner Abwesenheit freier. Endlich waren alle sehr müde, hungrig und durstig geworden; da führte der Cicerone sie an ein Haus, welches in ganz vollendetem Zustande zu sein schien, denn man gewahrte, daß die obere Fläche der Außenmauer vollendet und daß eine Bedachung über den innern Gemächern läge. Die Thür war zu, öffnete sich aber nach dreimaligem Klopfen des Wegweisers. Ein Römer in antikem Kostüm erschien und fragte in gutem Italienisch, was die Fremden begehrten. Diese fingen an zu lachen; denn sie erkannten den vermißten Tänzer. Er führte sie durch das mit Säulengängen umgebene Vorhaus in ein größeres Gemach, der Eingangsthür gegenüber, bat sie, Platz zu nehmen, und bald darauf sahen sie einen Zug römisch gekleideter Männer, Frauen und Mädchen in die Hallen treten, welche antike Tänze aufführten, eine kleine Statue der Venus aufstellten und davor ein feierliches Rauchopfer brachten. Alsdann wurden die Gäste in ein anderes Gemach geführt, wo nach römischer Art der Tisch gedeckt war, das heißt, um drei

Seiten der Tafel liefen Ruhebetten, und die ganze Gesellschaft nahm liegend an derselben Platz. Diese Festlichkeit war von Carlucci veranstaltet; seine Freunde vom Theater unterstützten ihn dabei. Bald herrschte allgemeine Fröhlichkeit. Raphael und Friedrich, denen Beiden theils von der Hitze des Tages, theils von dem Syracuser sehr warm geworden war, entfernten sich unbemerkt, um einen Spaziergang auf der Straße zu machen. Es war bereits Nacht und eine milde Luft vom Meere her kühlte die Hitze des Tages. So waren sie eine Zeit lang bei dem Scheine des Mondes schweigend neben einander hergegangen, als Friedrich, um in Fornarina's Nähe zu sein, wieder zur Gesellschaft zurückkehrte. Raphael dagegen setzte seinen Spaziergang fort. Als er sich nach einiger Zeit der Hausthür wieder näherte, sah er Fornarina in derselben stehen, welche ihm freundlich winkte und ihn bat, sie die Straße auf und ab zu führen, weil es ihr im Zimmer zu heiß sei, die Leute auch zu toben anfingen. Sie hielt ihn nämlich bei seiner übergroßen Aehnlichkeit mit dem Bruder für Friedrich, weil sie diesen nicht wieder zurückkommen gesehen, da einer der Schauspieler ihn in ein Gespräch gezogen hätte, welches ihn von der Gesellschaft entfernt hielt und von welchem Friedrich, ohne den Anstand zu verletzen, sich nicht sogleich losmachen konnte. Raphael bemerkte zwar sogleich aus den Reden Fornarina's, daß sie ihn für seinen Zwillingsbruder hielt; allein seine bis jetzt im Zaum gehaltene Leidenschaft für sie warf alle guten Vorsätze über den Haufen, beseligt faßte er ihren dargebotenen

Arm, ließ sie in dem Wahne, daß er Friedrich sei, und führte sie unter traulichem Gespräch die völlig menschenleere, todtenstille Straße entlang. — Der Mond machte den üblen Eindruck, den die offenen Hausthüren hervorbrachten, durch welche man bis in das Innerste der unbedeckten Gebäude sehen konnte, noch empfindlicher. Enger drückte sich Angelika an den vermeintlichen Geliebten. Sie gestand ihm, daß die Mutter ihre Verheirathung mit Carlucci wünsche, daß sie ihn aber nicht leiden könne. Bei diesen Worten durchströmte doppelte Eifersucht Raphael's Herz, und er wagte es, ihre Hand sanft zu drücken. Da fiel ihm das Mädchen weinend um den Hals, und er, überwältigt von seinen Gefühlen, umfaßte sie mit allem Feuer der ersten Liebe.

„Eine Schlange!“ rief Fornarina plötzlich, und dahin floh sie, in der nächsten Hausthür verschwindend.

Raphael sah eine große Schlange durch die Straße sich winden; er eilte dem Mädchen nach, während die Schlange erschreckt davoneilte.

Sie fanden sich in dem ehemaligen Garten eines Hauses wieder; aber wild wucherten Schlingpflanzen und hohes Gras über der alten Pracht, freundlich beleuchtete der Mond eine mit Blumengestellen und Springbrunnen bemalte Wand; vor ihnen war der Vesuv, in dessen Innerem es wie ein fernes Gewitter grollte. Abwechselnd stiegen kurze Feuergarben aus seinem Schlunde und verbreiteten einen blutrothen Schein über die bemalte Wand. Raphael und Angelika hatten sich niedergesetzt und, ihre Hände in einan=

der gelegt, war Eines in des Andern Anblick versunken, wenn das aufflackernde Licht des feuerspeienden Berges sie überflog. Es war vollkommene Ruhe um sie her, das Lärmen der entfernten Gesellschaft konnten sie nicht hören, und nur die Grille sang in ihren einförmigen Tönen. Bald aber verstummten auch diese und der fern donnernde Vesuv. Plötzlich rauschte es heftig in dem hohen Grase.

„Da ist die Schlange wieder!“ schrie das Mädchen und entfloh nach der Straße. Raphael warf in voller Wuth einen großen Stein nach dem Thiere, dieses aber richtete sich auf und zischte mit dunkelroth glühenden Augen dem Angreifer entgegen, daß dieser eiligst Fornarina aufsuchte. Als sie eine Strecke weit gelaufen waren, sahen sie um sich, um zu erkennen, wo sie wären. Allein in dem Labyrinthe der engen Straßen hatten sie sich verirrt, und jedes Bemühen, das Haus, worin die Ihrigen waren, wiederzufinden, war fruchtlos. Angst, Schrecken und Müdigkeit verursachten, daß Fornarina ihrem Begleiter plötzlich ohnmächtig in die Arme sank. Vergebens rief er sie bei allen süßen Namen, vergebens versuchte er, sie durch Küsse zu erwecken. Endlich trug er sie unter einen Thürvorsprung, setzte sich auf die Schwelle und legte die theure, leblose Last auf seinen Schooß. Da alles Rufen ihm nichts half, überließ er sich stummen Betrachtungen, wozu Stoff genug vorhanden war.

So saß er eine Zeit lang, sich selbst mit Vorwürfen überhäufend, und dann wieder die Ohnmächtige an sich drückend, um sie in's Leben zu rufen. Da sah er,

daß an den gegenüber stehenden Häusern ein bleibender Schein von Fackellicht sich zeigte, und er hörte in der Ferne rufen. Er verdoppelte sein Geschrei, und in kurzer Zeit sah er Friedrich und Joachim, gefolgt von Carlucci, der eine Fackel trug, vor sich stehen. In demselben Augenblicke schlug Fornarina die Augen auf.

„Raphael, mein Bruder, wo bist Du?“ rief Friedrich; aber kaum waren diese Worte gesprochen, als er, das Mädchen erblickend, zurücktaumelte, dem vom Wein höchst aufgeregten Calucci aber gleichzeitig das gezogene Messer aus der Hand drehte, womit dieser vermuthlich Raphael niederstoßen wollte. Fornarina starrte bei Friedrich's Ausruf Raphael in's Gesicht, durchbohrte ihn mit einem Blick voller Zorn und Verachtung, sprang auf und fiel in demselben Augenblick zu den Füßen ihrer herbeigekommenen Mutter zu Boden. Raphael erhob sich und wollte seinen Bruder umarmen, aber dieser wandte sich von ihm, und so schlich er zerknirscht hinter den Andern durch mehrere Straßen, bis man das Haus erreicht hatte, in welchem die Uebrigen sich befanden.

Die Heimfahrt erfolgte, nachdem Fornarina sich einigermaßen erholt hatte, höchst einsilbig, und Jeder war in tiefe Gedanken versunken. Nur die Genossen Carlucci's jubelten und sangen den ganzen Weg entlang.

Man begab sich stillschweigend zur Ruhe; aber Raphael verließ bald sein Lager und ging nach der Terrasse vor dem Schlafzimmer. Die Arme verschlungen und den Kopf gesenkt, wandelte er mit schweren

Schritten auf und ab, ohne das entzückende Gemälde der im Mondlicht und dem Feuerschein des Vesuvs strahlenden Landschaft nur eines Blickes zu würdigen. In ihm war es finstere Nacht, und deshalb war es für ihn auch äußerlich so.

Friedrich, der den Schatten seines Bruders vor der Glasthür abwechselnd erscheinen und verschwinden sah, trat zu ihm und blickte ihm schweigend, aber ohne Vorwurf in's Angesicht; da fiel ihm Raphael, übermannt von der unendlichen Liebe, die er für seinen Zwillingsbruder hegte, um den Hals und weinte bittere Thränen der Reue.

„Du bist krank, lieber Bruder," sagte endlich Friedrich.

Hierauf drückten sie sich die Hände, und Jeder suchte sein Lager, auf welchem sie schlaflos den Morgen erwarteten.

Fornarina fehlte beim Frühstück. Die Mutter sagte, sie wäre sehr krank und befragte zugleich Raphael wegen des gestrigen Zufalls. Dieser erzählte mit gesenkten Blicken so viel er für gut fand. Endlich wurde beschlossen, die Freunde sollten die Umgegend besuchen und nach vollendeter Reise wieder bei ihrer jetzigen Wirthin einsprechen.

Ihr erster Weg war nach Pästum gerichtet. Die öde, einsame, wüste Gegend, die zerstreuten Ruinen der einst reichen, mächtigen Stadt waren ganz im Einklange mit der Gemüthsstimmung der Brüder. Die italienische Natur hatte für sie den größten Theil ihres Reizes verloren, die lebhaften Geberden und das Ge-

schrei der Führer, was sie früher zur Fröhlichkeit reizte, war ihnen unangenehm, und mit gleichgültigeren Blikken als sonst, betrachteten sie die Ueberreste einer gewaltigen Vorzeit.

Aus dem Innern des Neptuntempels sahen sie einen Rauch aufsteigen, und als sie hineingingen, fanden sie die englische Familie, die sie in Terracina und Pompeji gesehen, abermals um den Theekessel versammelt. Als Tisch diente ihnen ein herabgestürzter Säulenknauf und zu Stühlen andere Bruchstücke des Tempels. Der Mylord, eine Cigarre rauchend, sah äußerst vergnügt aus, las in einer zwei Ellen langen englischen Zeitung, welche der Diener im größten Putz, wie eine Kerze gerade stehend, ihm vorhalten und von Zeit zu Zeit auf den Wink seines Herrn geschickt umblättern mußte. Die Mylady blätterte ebenfalls in einem Buche, gähnte aber dabei öfters. Die Miß spielte mit einem kleinen Hunde, und der junge, entsetzlich lange und schmal gewachsene Herr schoß mit Taschenpistolen, Rosen, die ein Diener in die Höhe warf, herunter oder fehlte sie auch wohl, wie es kam.

„Müssen wir denn immer diesem langweiligen Engländer begegnen," begann Joachim, „man sieht es ihnen deutlich an, wie alles ringsumher sie ganz und gar nicht anzieht, wie sie vor Langeweile nicht wissen was sie anfangen sollen, und wie sie blos um ihrer Fashion zu genügen, alles besehen und in ihrem Tagebuche bemerken, daß sie auch dagewesen sind. Das jetzige Geschlecht ist überhaupt der Erquickung gar nicht werth, welche der liebe Gott den vorübergegangenen

Völkern durch die Ausübung der Künste angedeihen ließ; dafür steht aber auch diesen Menschen an, wie sie langweilig und gedankenlos das liebe Leben genießen, oder wie sie den Kopf hängen und Schätze mit den Augen aus der Erde graben möchten, oder wie sie im Gegensatze bigott verhimmeln, diese Jammergestalten! Wer Kunstwerke schaffen oder genießen will, bedarf durchaus jenes Gleichgewichts der Seele, wo weder Leid noch Lust vorherrschen, und diesem Zustande dauernd sich zu erhalten vermag wohl heut zu Tage selten Jemand. Raphael schwieg, denn er fühlte in diesem Augenblicke nur zu sehr die Wahrheit der Worte seines Freundes. Als sie Mehreres in Augenschein genommen und wieder zum Tempel des Neptun zurückkamen, waren die Engländer bereits aufgebrochen, und sie konnten ungestört durch die modernen Menschengestalten, welche nirgends einen unangenehmeren Eindruck als in Ruinen machen, ihre Forschungen fortsetzen, worüber sie sehr froh waren.

So reiseten sie weiter und immer weiter. In Salerno fanden sie sehr gute Gelegenheit nach Sicilien, welche sie benutzten und nach Messina segelten.

Nun durchstreiften sie das Land, welches, früher die Kornkammer Roms, jetzt öde und wüst vor ihnen lag. Mit Ausnahme der Wälder auf dem Aetna erblickten sie höchst selten einen Baum, eine verarmte, bettelnde schmutzige Bevölkerung bewohnte elende Hütten zwischen Ruinen prachtvoll gewesener Städte und Tempel. Sie eilten ihren Zweck so schnell als möglich zu erreichen und in einigen Wochen fuhren sie, glücklicher

als bei der Herreise, ohne Unfall von Palermo nach Neapel zurück.

Drei Monate mochten indeß vergangen sein, seit sie die Fornarini verlassen Was konnte in dieser Zeit alles vorgefallen sein. Die Brüder hatten beide kein rechtes Herz hinaus zu fahren, und um die Lage der Sache zu erforschen, erkundigten sie sich bei deren Bekannten. Aber die Nachricht, welche sie erhielten, hatten sie nicht vermuthet: gleich nach der Freunde Abreise, war Fornarina die Gattin Carlucci's geworden, und das junge Ehepaar, so wie die Mutter, befanden sich auf einer Reise nach Frankreich und England, wo der Tänzer Darstellungen sein'er Kunst zu geben und die Fornarini ihre Tochter Angelica wieder zu sehen gedachte.

Rückkehr nach Rom.

Der Traum war also entschwunden. Die erste Liebe der Zwillinge hatte sich in Nichts aufgelöset. Wenn sie es ruhig und verständig betrachteten, so war es gut, daß es so gekommen war; allein was hilft uns in der Jugend eine solche Betrachtung

In Rom wieder angelangt, gingen sie um so emsiger an ihr Studium, da sie keine Abhaltung hatten. Sie fühlten jedoch, deutlich daß eine der schönsten Blüthen ihres Lebens nunmehr abgefallen sei. So war der Carneval herangekommen und die drei Freunde saßen in einer Osteria um sich zu erholen, die Larven hatten sie abgelegt, und tranken auf das Wohl der Heimath, als eine Maske zu ihnen trat, den einen Becher ergriff und also in deutscher Sprache anhob: „Es leben alle Nachruhm hoffenden Kunstnarren.“

„Lieder! Carl Lieder!“ schrieen die Freunde durcheinander. Er war es.

„Sagte ich euch nicht damals schon, daß die Kunst-

narren gar keine geheime Zeichen brauchen und daß jeder den andern auf den ersten Blick erkennen würde.“ sprach er während der Umarmungen, die von allen Seiten erfolgten.

„Nun erzähle! erzähle! wie ist es Dir ergangen“ Es wurde noch Wein gebracht und Carl erzählte aufrichtig seine Geschichte den erstaunten Freuden, bis zu dem Zeitpunkte, wo er mit Annushka Venedig verlassen hatte, und der illirischen Küste zusegelte, wie wir wissen. Er fuhr fort: „Das Schiff, welches wir gemiethet hatten, flog wie ein Pfeil durch das Meer, und obgleich wir einige Stunden nachher ein Fahrzeug bemerkten, das uns einholen zu wollen schien, waren wir ihm doch in Kurzem wieder aus dem Gesicht und landeten am andern Tage spät Abends ohne Unfall an einer der kleinen Istrien gegenüberliegenden Inseln, auf welcher sich nur ein Fischerdorf befand. Annushka war die ganze Reise über einsilbig und still gewesen, als wir aber an das Land steigen wollten, sagte sie zu mir: „Ich habe Dich in Gefahr durch meine Rettung gebracht, ich bin Dir Dank schuldig und werde dafür sorgen, daß Dir nichts zu Leide geschehen kann. Knutows Mord ist mein Werk, und ich wollte um keinen Preis, daß ihn ein Anderer gethan hätte, es soll deshalb auch Niemand darunter leiden. Gieb mich, bis wir uns trennen, für Dein Weib aus, es wird Dir die Sorge für mich erleichtern. Ich liebe Dich, wie ich nach Ivan nur Jemand lieben kann, ich will Deine Magd, Deine Leibeigne sein, denn ich bin Dir Dank schuldig; aber versuche mich nicht zurückzuhalten, wenn

ich Dich verlassen werde.“ Wer hätte ihr etwas abschlagen können – und ich zumal. Kinder, Ihr wißt daß so ein unglücklicher Maler einem schönen Weibe gegenüber rein verloren ist, und sie ist ein wahres Wunder von Schönheit. Wir landeten also, mietheten uns im ersten besten Hause ein, und ich lebte mit ihr wie Mann und Frau, ein ganzes Jahr lang ungestört, wahrscheinlich die glücklichste Zeit meines Lebens. An Geld fehlte es uns nicht, und an die Zukunft dachten wir nicht, wie glückliche Kinder; oder ich wollte wenigstens nicht daran denken, weil ich dann eine Aenderung meines Zustandes befürchtete. Am Ende des Jahres wurde mein Weib von einem todten Knaben entbunden, worüber sie in Traurigkeit und Tiefsinn verfiel. Sie sah es als eine Strafe des Himmels an, erinnerte mich an mein Versprechen, ihrer Trennung von mir nichts entgegen zu setzen, gab allen meinen Einwendungen kein Gehör, und beschwor mich bei ihrem Seelenheil, sie in das nächste griechische Kloster zu bringen, worin sie ihr Leben beschließen wollte.“

„Da ich ihren ernsten Willen kannte, sie auch durch Nichts von ihrem Vorsatze abzubringen war, machten wir uns zur Reise fertig, nahmen Abschied von dem Grabe unseres Sohnes, ein Fischer setzte uns an das Land und in einigen Tagen hielten wir vor dem Thore des Klosters, welches meine schöne Annushka für immer begraben sollte. Als wir durch die hohe Wölbung des Einganges traten und das schwere Gitterthor hinter uns zuknarrte, war es mir als träte ich in mein Grab. Erlaßt mir alle weitere Beschreibung, wenn

ich eine noch nicht verblutete Wunde meines Herzens nicht vor euch öffne. Annushka blieb dort, ich hielt mich noch vier Wochen am Orte auf. Sie hatte ihren Mord entdeckt, ließ mir durch einen griechischen Geistlichen alle Papiere zustellen, die ich künftig zum Beweise meiner Unschuld brauchen konnte. Als sie den Schleier nahm, sah ich sie zum letzten Male, und ihr letzter Blick fiel auf mich, als sie mit den Nonnen im Innern der Kirche verschwand. Sie war dahin für immerdar. Kinder, was wäre an dem ganzen Lumpenleben, wenn wir das Bischen Kunst nicht hätten. Diese richtete mich wieder auf. Annushka schrieb mir bald nach ihrer Einkleidung, ich sollte nach Italien zurückkehren, um meine Kunst zu verfolgen, und übersandte mir dabei ein Kästchen mit Juwelen und Kostbarkeiten, die sie doch nicht mehr brauchen könne und die sie als Himmelsbraut zum letzten Male in ihrem Leben geschmückt hatten. Was ich in ihr verloren, fühle ich zu tief. Ich werde wohl wieder lustig und heiter sein wie sonst, allein der Schaum des Lebens-Champagners ist verraucht. Ich erzähle euch Alles redlich, weil ihr gute Jungens seid, allein kein anderer Mensch erfährt etwas davon, denn wie würden diese herzlosen Dummköpfe, und diese maulkeuschen Weiber die Nasen rümpfen, wenn sie hörten, daß das Mädchen ein ganzes Jahr mit mir gelebt, ohne meine Frau zu sein, und wie würden sie mich mitleidig belächeln, wenn sie wüßten wie glücklich ich gewesen bin. Die Natur macht sich freilich nichts aus allen ihren weisen Sprüchen und Anordnungen, sonst wäre das Menschengeschlecht schon

längst, zur Hälfte wenigstens, ausgestorben oder ganz erschlafft. Ich bin nun fertig mit meiner Geschichte und habe nur noch zu erwähnen, daß ich gestern erst in Rom ankam und da ich Euch nicht gleich ausfindig machen konnte, hoffen durfte, euch heute zu treffen, was mir auch gelang. Nun erzählt mir wie es euch gegangen.“ Und die Andern erzählten Alles, nur die Begebenheit von Fornarina in Pompeji nicht.

Am andern Tage zogen die vier Freünde wieder zusammen in eine Wohnung und Carl zeigte ihnen eine Menge Akte, die er nach Annushka gezeichnet. Alle gestanden, daß sie nie ein schöneres weibliches Modell gesehen, und daß selbst die Antike nichts Besseres aufzuweisen hätte. Endlich zog er ein aufgerolltes Bild hervor, befestigte es auf der Staffelei, ohne daß sie es vorher ansehen durften, dann drehte er es plötzlich herum. Es war ihr Portrait als griechische Nonne. „Da habt ihr sie wie sie jetzt ist,“ rief er, ging an das Fenster und sah heraus um seine Rührung zu verbergen. Dann drehte er sich um und sagte: „Kinder ich habe auch noch eine alte vergessene Schuld an euch abzutragen, ich versprach die Madonna, welche ich von eurem Gelde in Volargine kaufte, für 300 Scudi an den Mann zu bringen, hier nehmt jeder eure hundert Scudi,“ und somit zog er aus einem silbernen Kästchen drei kostbare Ringe. „Denkt dabei an mich und Annushka, wenn ihr die Ringe betrachtet.“ Alle Einreden und Weigerungen halfen nichts, sie mußten das Geschenk annehmen.

„Jetzt,“ sagte Carl, „will ich ein sogenannter ge-

setzter Mensch werden, der in die Gesellschaft taugt, der alles über sich ergehen läßt, zu allem beifällig lächelt, und zu jeder Niederträchtigkeit ja sagt; denn ich fühle wohl, wie ich früher war, konnte mich kein Mensch gebrauchen, weil ich mich nicht verbrauchen ließ. Nun laßt uns wieder in den Corso gehen, ich habe Lust mich einmal auszutoben.“ Die Freunde legten ihre Larven an und warfen sich in das Gewühl der lärmenden, jubelnden Menge.

Der Carneval ging zu Ende, die Freunde nahmen eifrigst ihre Studien wieder vor. Friedrich hatte sich Zutritt zur vatikanischen Bibliothek zu verschaffen gewußt, die er täglich besuchte; Raphael bearbeitete eine Preisaufgabe für die Mailänder Akademie der Künste; Carl malte ein großes Bild, die Einkleidung einer griechischen Nonne darstellend, und Joachim arbeitete in Thorwaldsen's Attelier an der Composition eines Reliefs, welches er in Bronze gießen und seinem geliebten Pflegevater Veith als Beweis seiner Fortschritte schicken wollte.

Sie waren demnach alle in ihren Lieblingsbeschäftigungen begriffen und wer irgend jemals Gelegenheit gehabt hat zusammenwohnende Künstler zu beobachten, wird gestehen müssen, daß sie glücklich lebten, um so mehr, da keine andere weltliche Sorge sie drückte.

Die Aufgabe, welche Raphael bearbeitete, war eine große Cathedrale für eine Stadt wie Mailand. Er konnte wohl übersehen, obgleich keine nähere Angabe des Baustyls vorgeschrieben war, daß die Geschmacksrichtung der jetzigen Zeit und der Mailänder Akademie

insbesondere, muthmaßlich den italienisch-römischen Styl bedinge; allein es ging ihm wie dem schönen Hans in der Erzählung vom Baumeister und Bauteufel, nur umgekehrt; so viel er auch die antiken Formen besah, musterte, prüfte, und wieder besah, seine Blicke hafteten immer wieder auf einem großen neben ihm liegenden Kupferstiche des Mailänder Doms, wie er von dem deutschen Baumeister Wilhelm seine jetzige Gestalt erhalten hatte. Ueberdies hatte der Dom zu Prag, der Stephan zu Wien, St. Zeno zu Verona, Sta. Maria delle fiore zu Florenz und andere Kirchen einen viel zu tiefen Eindruck auf ihn gemacht, als daß er sich von der Innigkeit ihrer Formen hätte losreißen können, und er fühlte nur zu sehr, daß selbst die Peterskirche und das römische Pantheon nicht im Stande wären das Ideal wiederzugeben, welches ihm vorschwebte. — Er sprach viel mit seinen Freunden darüber, welche ihm den altdeutschen Styl deshalb in diesem Falle widerriethen, weil er alsdann gewiß den Preis nicht erhalten würde, aber so sehr er auch selbst von dieser Wahrheit überzeugt war, wurde doch jede Skizze, die er entwarf, immer wieder ein vaterländischer Riesendom.

Als er nun endlich mit Wählen fertig war und seinen Freunden den zuletzt gefertigten vorläufigen Entwurf zeigte, mußten sie alle gestehen, daß er gelungen sei und keiner rieth ab. Nun ging er mit doppeltem Eifer an die Arbeit.

Im Uebrigen folgte er seinem schöpferischen Genius, und war beseeligt durch die Arbeit, selbst wenn

er sich in einzelnen Augenblicken gestehen mußte, daß sie vielleicht fruchtlos wäre. Aber deutlich schimmerte ihm der Sternenkranz des Ruhms, den seine Mutter im Traume gesehen, und selbst die Aeußerung Carls, daß er nun auf dem richtigen Wege sei, ein tüchtiger Nachruhm hoffender Kunstnarr zu werden, konnte ihn dem mit aller Anstrengung verfolgten Ziele nicht ungetreu machen. Mit Fornarina's Verheirathung hatte seine ganze Seele allein seiner Kunst sich zugewendet, und des Mädchens Bild ging nur wie eine zur Thätigkeit aufmunternde Traumgestalt an ihm vorüber.

Auch Carls Kunstwerk wuchs mächtig von Tage zu Tage, alle für die schöne Annushka ihn beseeligende Gluth häufte er in ihre Gestalt.

Nicht minder lebendig waren die Gestalten des Patriarchen, welcher sie einsegnete und der griechischen Nonnen, welche hülfreiche Hand leisteten. Er selbst stand hinter denselben, nur mit Kopf und Schultern sichtbar, und sandte der Geliebten seinen letzten Blick, welchen sie eben erwiederte.

Es konnte nicht fehlen, daß viele seiner Genossen das Bild sahen uud daß in der römischen Kunstwelt davon gesprochen wurde. Bei diesen Gelegenheiten kam auch die raphaelsche Madonna in Erwähnung und bald verbreitete sich das Gerücht von beiden Bildern zu den Ohren des Lord Idle, welcher damals den Kunstmäcen in Rom spielte. Er war stets umgeben von einer Schaar jener beklagenswerthen Geschöpfe, die ohne irgend einen innern Beruf nur durch äußere Zufälligkeiten gedrängt, die Kunst als bloßen Broderwerb

treiben. Man war allgemein überzeugt, daß diese sogenannten Künstler alle möglichen Mittel der Schlechtigkeit anwendeten, um sich gegenseitig in der Gunst des im höchsten Grade aufgeblasenen Engländers zu verdrängen, welcher dies recht gut wußte, und sie deshalb auch nicht viel besser, oder eigentlich noch schlechter als seine Wachtelhunde behandelte, welches er jedoch bei ihnen ungestraft wagen durfte, da er gut zahlte, denn die Künstler rissen sich um Aufträge, diesen oder jenen seiner Hunde, oder eins seiner Pferde zu malen, oder modelliren, oder diese oder jene Ruine zu zeichnen, deren Bild er, als Erinnerung irgend eines verliebten Abentheuers, zu besitzen wünschte. Sein eigenes dickes Gesicht hatte er aber noch keinem Darzustellenden anvertraut, und dies Glück gedachte er Liedern zu, da der Ruf seiner Geschicklichkeit voranging, obgleich der Lord noch nichts von seiner Hand gesehen hatte. In der Meinung, daß er eben ein solcher Künstler sei wie die, welche er täglich um sich sah, beschloß er, ihn mit seinen Bildern zu sich kommen zu lassen, um mit ihm zu sprechen; denn es fiel ihm gar nicht ein, daß irgend Jemand in der Welt dies ablehnen könne, da bisher alle mit ihren Gemälden sich beinahe überstürzt hatten, um nur zuerst bei ihm anzugelangen.

Unter den Künstlern, welche vor dem Engländer krochen, stand aber ein kleines, schmiegsames Kerlchen oben an, er hieß Maulwurf und war sehr verwachsen. Seine Eltern hatten gemeint, da er eben nicht gesund und zu keiner anstrengenden Beschäftigung tauge, so

müsse er ein Maler werden, denn das sei leichte Arbeit und er brauche dabei auch nichts Anstrengendes weiter zu lernen, und überdies könne er sich auch sein Brod bald allein verdienen. Außerdem hatten sie gefunden, daß er als kleines Kind schon seine Schulbücher mit gräulichen Fratzen vollmalte, woraus klar hervorging, daß er wenigstens ein Raphael werden müsse. Die Eltern wußten zwar nicht, wer Raphael sei, kümmerten sich auch darum nicht im Geringsten, und so wurde Maulwürfchen ein sogenannter Künstler — daß sich doch der liebe Gott über seine Verherrlichung durch solche Hände erbarmen möge. — Da nun Maulwürfchen gar kein Genie, nicht einmal Talent besaß, und in jedem Menschen, ohne Ausnahme wenigstens ein Funken zeichnenden Talents zu finden ist, so wurde er in die Akademie der Künste seiner Vaterstadt gebracht, von deren Professoren nun in diesen Funken so lange geblasen wurde, und zu welchem man so lange die Gedankenspäne weiser akademischer Regeln nachlegte, bis Maulwürfchen eine leidliche Veduta nach der Natur zeichnen lernte, nur die perspektivischen Linien darin suchten sich immer ihre eignen Verschwindungspunkte, denn die natürlichen waren es nicht, aber auf so eine Kleinigkeit sieht jetzt selten ein guter Veduten-Maler und unser Maulwurf war nach vierjährigem Studium ein gemachter Mann. Da die Natur ihm eine regelmäßige Gestalt versagte, so hatte sie ihm dafür doch einen leidlichen Verstand und viel Verschmitztheit gegeben, so daß er gegen Vorgesetzte kriechend, gegen Gleichgestellte aber frech und aufgeblasen war, und da

sich jeder Mensch meistentheils „auf das am meisten einbildet, was er am wenigsten kann,“ so hielt er sich nebenbei für einen großen Landschaftsmaler.

Durch Protektion eines hohen Gönners war er mit Reisegeld nach Italien geschickt worden, wo er nun in Rom sich bereits mehrere Jahre aufhielt, theils den Cicerone, theils den Veduten-Maler, theils den Commissionair in allen Dingen für reiche Fremde spielte und sich nach seiner Aussage im römischen Kunstleben so wohl gefiel, daß er die göttliche Kunststadt nie wieder verlassen wolle.

Diesen Maulwurf nun brauchte der Lord zu allen öffentlichen und geheimen Sendungen, da seine englische Bedienung weder des Italienischen noch einer andern Sprache mächtig war, und sie auch nicht begreifen konnten, wie es in der Welt außer der Englischen überhaupt noch eine andere Sprache geben könne.

Maulwürfchen sollte zu Carl Lieder gehen, dessen Raphael ansehen und wenn er ihn ächt fände, dem deutschen Maler sagen, daß er das Bild zu dem Lord besorgen möge, so wie das, woran er eben malte, und zugleich ihn zu einer Sitzung bestellen, in welcher er den Lord zu malen anfinge.

Es war ein heißer Tag gewesen, der Sirocco hatte ein paar Stunden geweht und kein menschliches Wesen war auf der Straße zu erblicken. Unsere Freunde hatten Fenster und Jalousien geschlossen und hielten noch ihre Siesta, als es leise und langsam die Treppe herauf schlich und an ihre Thür klopfte. Joachim, welcher dem Eingange zunächst lag, öffnete, und her-

ein trat in die dunkle Stube Maulwürfchen, sehr zierlich geputzt aber in Schweiß gebadet.

„Wer ist da!“ rief Carl.

„Ich bin es,“ entgegnete der Kleine mit schwach erschöpfter Stimme.

„Mein Gott, Sie Maulwürfchen, bei diesem Wetter, wo man keinen Hund wegen der aria cattiva aus dem Hause jagt und was bringen Sie uns denn.“

„Ja es ist böse Luft draußen,“ ächzte das Männchen, „erlauben Sie, daß ich mich setze, aber der Lord, seine Ungeduld Ihre vortrefflichen Bilder zu sehen, meine Liebe zu dem Lord, den ich wie meinen Vater verehre, alles dies zusammen, ließ mich die Anstrengung nicht scheuen, Sie jetzt aufzusuchen,“ und nun richtete er seinen Auftrag aus.

Carl stand auf, zog seine weiße Piquée-Jacke an, welche er von sich geworfen hatte, und öffnete die Jalousien.

„Mein Gott, Maulwurf, wie sehen Sie aus, sie sind ja ganz blaß, essen Sie erst, hier ist Brod und Pfirsiche und hier Alicanto, schenken Sie sich ein, die Zunge muß Ihnen ja an dem Gaumen kleben,“ sagte Carl.

„Ach ja!“ entgegnete jener, indem er die Theilnahme Lieders für ein günstiges Zeichen in Bezug auf seine Sendung hielt.

„Ach ja! es ist auch gar zu warm heute, und die böse heiße Luft, man erstickt fast.“

„Aber konnten Sie denn nicht zu einer andern Zeit kommen?“

„Entschuldigen Sie, Herr Lieder, ich hoffte Sie um diese Zeit gewiß zu treffen, und Seine Lordschaft waren sehr dringend.“

„Seine Lordschaft? Nun wahrhaftig Sie müssen viele Verbindlichkeiten gegen Seine Lordschaft haben.“

Maulwurf zuckte mit den Achseln und erwiederte: „Ja sehen Sie, mein lieber Herr Landsmann, der Lord hat viel Gefälligkeit für mich, und dann sehen Sie, die Kunst wie man so sagt, geht heutiges Tages nach Brod. Nun ernährt mich zwar meine göttliche Kunst reichlich, wie Sie vielleicht wissen werden, allein es ist bei mir Schwäche, daß ich Jemand, der mich um etwas bittet, es nicht abschlagen kann, und da der Lord mich heute vor der Siesta wieder dringend und höflichst ersuchte, zu Ihnen zu gehen, so ging ich. Aber nun bitte ich lieber Landsmann, zeigen Sie mir Ihre Bilder, ich, brenne vor Begierde sie zu sehen.“

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht, recht gern,“ entgegnete Carl, schob die Staffelei mit dem Raphael gegen das Licht und sein Bild an ein zweites Fenster.

„Himmlisch, göttlich! eine göttliche Madonna, man sieht es ihr an, wie des Lebens Mühe und Noth an diesen himmlisch-reinen, unverdorbenen, wie soll ich sagen, unverfälschten, nein, ohne irdischen Eindruck gebliebenen Zügen, vorüber gegangen ist. So etwas konnte aber auch nur der göttliche Raphael. Nicht wahr, lieber Landsmann, das war ein Teufelskerl. Nun einen Blick auf Ihr eignes Bild, wenn Sie erlauben. Ach, das lasse ich mir gefallen! sehen Sie lieber Landsmann, ich will Sie nicht eitel machen, aber

da ich selbst Künstler bin, in meinem Fache versteht sich, muß ich Ihnen sagen, daß Ihr Bild mir besser gefällt als der Raphael.“

„So?“ sagte Carl trocken und kalt, „für diese Artigkeit würde sich Raphael schwerlich bedanken.“

„Auf Ehre! Jedermann wird Ihr Bild vorziehen, glauben Sie mir.“ — Da sich Carl hierauf von ihm wendete und ihn stehen ließ, ging er an Raphael's Zeichentisch und besah dessen fast vollendete Cathedrale.

„Zu welchem Zweck wenn ich fragen darf?“ fragte er Raphael. Dieser, unbefangen wie alle Genies, antwortete: daß es die Bearbeitung der Preisaufgabe für Mailand sei.

„Der Preis ist so gut wie gewonnen!“ schrie Maulwurf, und klopfte Raphael auf die Schulter. „Den müssen Sie gewinnen, lieber Landsmann, oder Sie müßten für Ihre eignen Werke kein Auge haben. Eigentlich muß ich Ihnen gestehen, daß ich lieber Baumeister als Maler geworden wäre, denn wo giebt es eine erhabnere Kunst als die Baukunst, und wenn sie nicht wäre, würde Malerei und Bildhauerei auch nicht sein können, nicht wahr lieber Landsmann?“ Und, fuhr er ohne Antwort abzuwarten fort: „wo giebt es eine Bauart die sich mit unsrer vaterländischen vergleichen ließe; sehen Sie diese in einandergeschlungenen Gewölbrippen, wie das heilige Geflecht tausendjähriger in einandergeschlungener Buchen und Eichen, sehen Sie diese gen Himmelstrebende Formation des Bau-

werkes, dies, ich möchte sagen, Ueberbieten von schlanken Verhältnissen, dieses heilige Dunkel im Innern, nur durch die farbigen Fenster wie durch eine Laterna magica, oh nicht doch! wie durch eine fata morgana, in wollustathmende Mystik gehüllt. Ist es nicht ganz so, lieber Landsmann? da können Sie sehen, daß ich ein ganz guter Baumeister geworden wäre und auch etwas davon verstehe."

"Hören Sie einmal, Herr Maulwurf," nahm Carl das Wort. "Sie gefallen mir und ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen."

"Oh bitte!" entgegnete jener, "Sie haben nur zu befehlen lieber Landsmann."

"Sehen Sie, Herr Maulwurf, wir vier haben früher in unserer Heimath einen Orden gestiftet — einen Kunstorden versteht sich, der, unter uns gesagt, Niemand gefährlich werden kann, da er durchaus keinen politischen Zweck hat, wollten Sie wohl Ehrenmitglied werden?" Aber eine Frage müssen Sie mir erst noch aufrichtig beantworten: Lieben Sie den Nachruhm und hoffen Sie ihn?"

"Ob ich den Nachruhm liebe? Mein verehrtester Herr Landsmann, wie können Sie nur so fragen, wie wäre es möglich, daß es nur einen ächten Künstler geben könnte, der ihn nicht liebte. Mein ganzes Leben ist ja bis jetzt nichts weiter gewesen, als Streben nach Ruhm. Wenn Sie mich aber fragen ob ich ihn auch hoffe, so ist das eine andere Sache, denn ich selbst kann es als ächter Künstler nicht übersehen, ob die Nachwelt

mir Ruhmes-Kränze winden wird," setzte er impertinent-bescheiden hinzu.

Friedrich und Raphael dachten hierbei lebhaft an ihre Sternenkränze des Ruhms.

"Nun also, wenn Sie den Nachruhm lieben, so ernennen wir Sie hiermit zum Ehrenmitgliede des Ordens, der Nachruhm hoffenden Kunst-Narren. Sie treten doch bei?"

Verblüfft stand Maulwürfchen einen Augenblick, lächelte süß-sauer und sagte dann: "Sie scherzen."

"Keineswegs," entgegnete Carl "und damit Sie einsehen, daß es mein Ernst ist und Sie es auch gar nicht ausschlagen können, will ich Ihnen den 9ten und 10ten §. unserer Statuten vorlesen."

Hierauf ergriff er ein Papier und las:

§. 9. Der Verein zählt nur wirkliche einheimische und auswärtige Mitglieder; sollte aber ein auswärtiges Glied, welches zum Ehrenmitgliede gewählt würde, so dumm sein, sich eine Ehre daraus zu machen, oder gar noch dümmer sein und darüber ärgern; so soll es schon dadurch als wirkliches Mitglied oder was dasselbe ist, als wirklicher Narr erkannt werden. Es leuchtet ein, daß auf diesem Wege keine Ehrennarren bestehen können.

Hier versuchte Mauwürfchen bedeutend zu lächeln, welches ihm aber mißlang.

Ferner fuhr Carl fort:

§. 10. Sollte ein Mitglied aus dem Verein ausscheiden wollen, so ist ihm begreiflich zu machen, daß er alsdann doch nothwendig immer ein Narr bleiben

würde, daß ihm also der Austritt gar nichts helfen könne. Es folgt hieraus: daß jeder, der einmal ein Nachruhm hoffender Narr gewesen, auch immer einer bleiben wird.

„Ha, ha!“ lachte Maulwurf gezwungen. „Allerliebst, Sie sind ein kleiner Spaßvogel, lieber Landsmann, ich aber verstehe auch Spaß. Ha, ha! allerliebst. Na, meinetwegen will ich auch ein Nachruhm hoffender Kunstnarr sein, und was soll ich Seiner Lordschaft von Ihnen melden.“

„Sagen Sie Seiner Lordschaft alles, was Sie gesehen und gehört,“ erwiederte Carl, „und sagen Sie Seiner Lordschaft ferner: Merken Sie auf, daß der Weg von Seiner Lordschaft hierher zu mir, ganz genau eben so weit ist, wie der meinige zu ihm. Das sagen Sie Seiner Lordschaft, Sie kleiner Nachruhm hoffender Kunstnarr.“

„Dann wäre für heute mein Geschäft hier beendigt,“ sagte Maulwurf.

„Ja!“ erwiederte der Maler, und somit empfahl sich der Kleine und die Freunde lachten laut, daß man es noch auf der Treppe hören konnte, obgleich die Zwillinge Liedern sanfte Vorwürfe machten, daß er ihn zu hart behandelt habe.

„Der kommt doch wieder,“ entgegnete der Maler und er hatte Recht.

Maulwurf war kaum bei dem Lord angelangt, so machte er seiner Rache Luft, die er vor seinen Landsleuten nicht zu zeigen gewagt hatte.

„Na Maulwürfchen, was bringen Sie mir für

Nachrichten?“ rief ihm der Lord entgegen, in dessen Vorzimmer der Vedutenmaler noch eine ganze Stunde hatte warten müssen, ehe der Engländer aus dem Schlafe erwachte.

„Mylord, alles nicht des Ganges werth,“ erwiederte Maulwurf, „alles elendes Zeug, das soll ein Raphael sein, wer weiß auf welchem Trödel er das Bild gekauft, nicht einmal zur raphaelschen Schule gehört das Bild, denn Mylord, Sie werden mir zutrauen, daß ich so etwas kennen gelernt habe.“

„Das thut mir leid,“ entgegnete Jener. „Ich hätte sehr gern einen ächten Raphael in meiner Sammlung gehabt, da, offenherzig gesagt Maulwürfchen, die beiden, welche ich dafür kürzlich von dem Spitzbuben, dem Italiener, in der Via condota gekauft habe, mir nicht recht so vorkommen wollen.“

„Diese beiden vortrefflichen Bilder, Mylord? Da lasse ich mir gleich den Hals abschneiden, daß das Raphaels sind, gelitten haben sie freilich sehr, und übermalt sind sie auch wohl öfter worden, das kann man noch sehen, obgleich sie sehr sorgfältig restaurirt sind. Und besonders das eine hatte sehr gelitten, worüber die schlechte Landschaft queer darauf gemalt war, welche wir noch beide herunter kratzten. Ew. Lordschaft erinnern sich, als wir das Bild im Laden hängen sahen, bemerkte ich in dem Helldunkel der einen großen Baumparthie einen Daumen, einen göttlichen Daumen, so einen Daumen konnte nur Raphael zeichnen und malen, deshalb rieth ich Ihnen, das Bild zu kaufen, auch konnte die Landschaft noch nicht zu lange darüber ge-

malt sein, denn die Farbe fühlte sich ziemlich weich um den Schaber. Aber was kam auch für ein Bild zum Vorschein als wir mit dem Reinigen fertig waren, und Ew. Lordschaft als ächter Kunstfreund und Kenner, es noch selbst zuletzt eigenhändig mit gepreßtem Kartoffelsaft abwuschen, wo wir noch Mühe hatten Kartoffeln genug aufzutreiben, da die dummen Italiener diese Götterfrucht fast gar nicht anbauen. Da sollten Ew. Lordschaft in meine Heimath kommen, wie in Ihrem Irland, nichts als Kartoffeln! nichts als Kartoffeln! o glückliche Heimath!«

»Wenn will mich denn der Liederlich oder wie er heißt, malen?« fragte der Lord.

»Ha, ha! sehr gut gesagt,« lachte Maulwurf, »er heißt zwar nicht Liederlich, sondern Lieder, aber Ew. Lordschaft haben einen unübertrefflich scharfen, schlagenden, gleichsam englischen Witz. Aber in Bezug auf das Portrait scheint es schlimm zu stehen, denn der Liederlich sagte, aber Ew. Lordschaft müssen mir versprechen, wegen der Antwort keinen Groll auf mich als das unschuldige Werkzeug ihrer Sendung, zu werfen.«

»Verdamm' mich! so reden Sie doch in des Teufels Namen, was sagte er denn?«

»Er sagte, der Weg von Ew. Lordschaft zu ihm wäre genau so weit als sein Weg zu Ihnen.«

Da glühte und schwoll die Lordschaft wie ein Puter, und die Havanna-Cigarre entfiel seinem Munde, weil er ihn vor gerechtem Erstauen so weit aufsperrte, daß er wie eine Fuchshöle anzuschauen war. Endlich

ließ sein Zorn es zu, in Worte auszubrechen und er schrie, daß in jeder Thüre des Saales ein gepuderter Bedientenkopf sichtbar wurde:

„Was!? — Ich, Lord Idle, Baron im Parlament, Pair des Reiches, soll zu einem Maler kommen, zu so einem deutschen Hungerleider, wie der Maulwurf da, wo ihrer fünfzig mir alle Tage den Staub von meinen alt-englischen Füßen lecken würden, wenn ich sie einigermaßen dafür bezahlte. Nicht möglich! das kann er nicht gesagt haben, Maulwurf, Sie haben sich verhört, es ist nicht möglich, gehen Sie gleich wieder hin, jetzt gleich. Seine Bilder will ich nicht sehen, weil Sie mir sagen daß sie nichts taugen, aber nein sehen möchte ich sie doch, also machen Sie, daß Sie hinkommen, ehe er ausgeht. Wie könnte so ein Maler sich so etwas unterstehen, was ist ein Maler? Nichts, gar nichts, ein nobody (Niemand) und gegen einen englischen Lord noch weniger als nobody. Also vorwärts Maulwurf!“

Dieser fühlte sehr wohl, mit welcher Zartheit er eben von dem Engländer behandelt worden war, aber sein Sprüchwort: „Die Kunst geht nach Brod,“ ließ ihn alles hinunterschlucken und er ging den alten Weg zurück.

Die Sonne stand noch hoch, der Sirocco war vorüber, aber immer war es noch sehr heiß und Maulwurf schlich langsam durch den wenigen Schatten, welchen er gewinnen konnte, der entlegenen Wohnung unserer Freunde zu. Er hatte vollkommen Zeit einige Betrachtungen über sich anzustellen, da ihn die Aeußerun-

gen, trotz der Büffelhaut, welche sein Ehrgefühl von Natur umgab, doch verletzt hatte. Er begann also im Selbstgespräch wie folgt:

„Was habe ich nun davon, daß ich ein Künstler heiße. Viele machen ein ungeheures Geschrei von dem Werth eines Künstlers, da schreiben sie in alten Büchern von Apelles, Holbein, Rubens, Raphael, Michael Angelo und hundert Andern, wie sie mit Königen zu Tisch gesessen, und wie sie Päbsten so grob gekommen, wie unser Liederlich meinem Lord; und die Könige und Päbste haben es nicht blos gelitten, sondern am Ende noch klein beigegeben, und die Herren Maler um Gotteswillen gebeten, sie möchten es nur nicht übelnehmen, sie hätten nur gespaßt. Wenn es nämlich alles wahr ist, was sie davon schreiben! — Denn wenn es wahr ist, müssen damals ganz andere Zeiten gewesen sein als jetzt. Du lieber Himmel, wenn ich jetzt so zum Beispiel mich bedenke, und ich sollte nur meinen Lord so anfahren, der noch lange kein Kaiser und kein Pabst ist, das wäre ich gar nicht im Stande. Zwar der Lieder hat es gethan, aber er wird auch schon noch anders pfeifen lernen, und dann hat er es auch nicht dem Lord selbst gesagt, das wäre eine ganz andere Sache, aber so bin ich der Dummkopf gewesen, der die Nachricht überbracht hat. — Aber konnt' ich denn anders? — Ich möchte weinen vor Bosheit, daß so ein Kerl wie der Lord, mich so behandeln darf. — Was soll ich aber anfangen, wenn ich nicht bei ihm bleibe; die Bestellungen auf Veduten werden so immer seltner, und weiter habe ich nichts gelernt, denn in

der Schule wollte mir nichts schmecken, und sie sagten mir auch, ein Maler brauche nichts weiter zu lernen, als eben malen, es wäre nicht einmal nöthig, daß er ordentlich zeichnen könne. Und dann ist so ein Mann wie der Lord, immer zu brauchen, denn er hat es bis jetzt nicht gemerkt, wie ich ihn mit seinen beiden Raphael's angeführt habe, und die haben mir ein hübsches Sümmchen abgeworfen, wenn das nur noch 2 Jahre so fortgeht, kann ich mir so viel erspart haben, daß ich eine Handlung mit falschen Antiken, oder mit alten Bildern berühmter Meister, die ich nach Kupferstichen copiere, und in den Rauch hänge, anfangen kann; oder ich male dann Landschaften darüber, wie bei des Lords Raphael, und entdecke gelegentlich die alten Meisterstücke, von meiner Hand, darunter und lasse sie mir gehörig bezahlen. So kann ich bald ein reicher Mann werden und soll mir so ein Lord wieder kommen wie heute der Meinige, dann will ich ihm wohl antworten, dafür steh' ich! — Aber jetzt freilich, jetzt geht das noch nicht, denn die Kunst geht nach Brodt." — Da stand er vor Lieder's Stubenthür. Er klopfte und die Freunde waren wohl mit Recht nicht wenig erstaunt, ihn schon so früh wieder bei sich zu sehen. Nachdem er sein Anliegen neuerdings vorgebracht, und dieselbe Antwort erhalten, glaubte er abermals durch unverschämtes Lob für sich ein günstiges Resultat zu erreichen, allein Carl war unbeweglich in seinem Vorsatz und er mußte unverrichteter Sache wieder abgehen. Er sah schon von Weitem den Lord im Schatten einer Marquise im Fenster liegend, ihm ungeduldig win-

fend. Deshalb beschleunigte er seine Schritte in der Hitze möglichst. Schon aus dem Fenster rief ihm der Engländer zu: „Will der nobody oder nicht?“

Maulwurf schüttelte den Kopf, da fuhr der Lord aus dem Fenster mit einem „damm“ zurück.

Als Maulwürfchen müde, erschöpft und voll Angst die Treppe hinaufgeschlichen war, stattete er dem dabei wie ein Schmelzofen glühenden Lord Bericht ab.

„Dann Maulwurf, gehen Sie augenblicklich noch einmal hin, der deutsche Bettler soll und muß mich malen, bieten sie ihm tausend Guineen, aber hier in meine Stube muß er kommen.“

„Mylord ich kann nicht, ich bin ganz hin, ganz erschöpft.“

„Sie müssen, Maulwurf, die Ehre Alt-Englands und seines alles vermögenden Goldes steht auf dem Spiele, Sie müssen — augenblicklich oder ich werde Sie züchtigen.“

„Züchtigen?“ fragte Maulwurf verblüfft: „wie so?“

„Ich lasse Sie von meinen Bedienten durchprügeln, wenn Sie nicht gehen,“ schrie der Lord im höchsten Zorn. — Das drang durch Maulwurf's Büffelhaut.

„Ich werde nicht gehen,“ schrie er erblaßt, zog sich aber hinter einen großen Tisch zurück.

Der Lord klingelte, vier gepuderte Bediente erschienen in den 4 Saalthüren, der Lord deutete auf den Maler und schrie: „aus dem Hause werfen, und seine Sachen ihm nach;“ und in weniger als drei Mi-

nuten lag der kleine Mann auf der Straße vor der von innen verriegelten Hausthür, und seine Sachen flogen ihm Stückweise aus den Fenstern geworfen nach.

Es sammelten sich eine Menge Menschen und da er ihnen des Lords Benehmen erzählte, wurde er allgemein beklagt, mehrere Anwesende nahmen seine Sachen auf und trugen sie ihm, ohne daß nur ein Stück daran gefehlt hätte, nach der Via condotti zu dem Bilderhändler, mit dem er in Gemeinschaft den Lord betrogen und bei welchem er fortan zu wohnen gedachte.

Das Gemälde Lieder's war vollendet, auch Raphael hatte seine Preisaufgabe beendigt und sie mit einem Spruche Michael Angelo's als Motto versehen: Ghi va dietro ad altri, mai non gli passa inanzi, e chi non sa far bene da se, non puo servir si bene delle cose d'altri (Wer Anderen nachtritt, wird nie über sie hinaus schreiten; und wer nicht von sich selbst aus etwas Gutes machen kann, wird auch aus den Werken Anderer nichts lernen.

Joachim war ebenfalls nahe daran sein Relief zu vollenden, erndtete die gerechtesten Lobsprüche seines Meisters und aller Kenner, und Friedrich übte neben seinen Sprachforschungen auch fleißig die Dichtkunst, wovon er unter anderen seinen Freunden folgende Phantasie vorlas, als sie einen Ausflug nach Tivoli gemacht, sich bei den Wasserfällen gelagert und bei Sonnenuntergang in die römische Campagna hinabschauten.

Der Traum.

Dramatisches Phantasie-Gemälde.

Personen:

Emanuel, Dr. der Philosophie.
Frau Gertrud, seine Wirthin, Wittwe.
Rosa, deren Tochter.

Erscheinungen im Traum.

Genien. Casperle als Marionette. Vier Professoren. Ein Postillion. Ein Sprecher der türkischen Gesandtschaft. Mehrere Türken. Odalisken. Ein türkischer Feld-Hauptmann. Ein türkischer Heerführer. Türkische Truppen. Sklaven und Sklavinnen.

Erster Auftritt.

Aermliche Dachstube des Dr., im Hintergrunde ein Schlafsopha.

Dr. Emanuel (legt ein Buch bei Seite): Es ist schon spät und Rosa kommt noch immer nicht. Sollte die Mutter es ihr verboten haben? Es schien mir schon lange, daß sie unser inniges Verhältniß nicht

billige. Verdenken kann ich es ihr, wie man so sagt, vernünftig genommen, eben nicht, da aus mir nichts werden will. — Nichts werden? — Bin ich nichts? — Ist aus mir nicht schon etwas geworden? — Ist nicht mein größeres Werk, das ich dem Buchhändler gratis überlassen mußte, weil er behauptete, daß es ein zu kleines Publikum fände, beinah in alle lebenden Sprachen übersetzt worden? — Bin ich nicht so viel als die Meisten, welche in reich dotirten Aemtern sitzen, vor deren Thüren ich Stundenlang im Vorzimmer warten müßte, — wenn ich Lust hätte hinzugehen? — O! Armuth, Centnerlast, wenn mehr als einer daran tragen soll. — Rosa! wie glücklich könnte ich Dich machen, wären wir beide nicht so arm, daß wir auch bei der größten Genügsamkeit noch arm bleiben.

Zweiter Auftritt.

Emanuel. Die Wirthin.

Die Wirthin: Guten Abend Herr Doktor.

Emanuel: Guten Abend Frau Wirthin. Was bringen Sie?

Die Wirthin: Eben nichts, was Sie freuen wird. Sie werden sich erinnern, daß Sie morgen ausziehen müssen.

Emanuel: Morgen schon?

Die Wirthin: Ja, die Zeit ist um, ich dachte es wohl, daß Sie es würden vergessen haben. Drum kam ich herüber, um Sie daran zu erinnern.

Emanuel: Das thut mir herzlich leid, daß es morgen schon ist.

Die Wirthin: Mir auch, Herr Doktor. Aber ich bin Wittwe, ich kann das Stübchen an Jemand vermiethen, der mir es bezahlen kann, also —

Emanuel: Sie haben Recht, Frau Gertrud. O Welt! — Was macht Rosa?

Die Wirthin: Herr Doktor, es wäre mir lieb, wenn Sie das Mädchen gehen ließen. Es kann doch aus der Sache nichts Vernünftiges werden, und die Leute sprechen so zweideutig. Sie, Herr Doktor, kommen immer noch nicht zu Brod, obgleich Sie sehr rechtschaffen und grundgelehrt sind, wie die erzählen, die das wohl beurtheilen können. Rosa wird auf die Art am Ende eine alte Jungfer. Auch hat sich eine Parthie für sie gefunden, der reiche Schmidt da drüben.

Emanuel: Der? — Sie haben Recht, Frau Wirthin, wenn aber meine Umstände sich plötzlich änderten? —

Die Wirthin: Dann hätte ich nichts dagegen gehabt, aber was soll sich daran ändern? — Darauf kann Rosa nicht warten.

Emanuel: Rosa ist noch jung.

Die Wirthin: Rosa ist 20 Jahr und da ist sie höchstens bei den Leuten noch ein Jahr jung, und wenn das wieder verfließt und sie wartet wieder ein paar Jahre, so ist sie alt, Herr Doktor. Nun gute Nacht, Herr Doktor. Es thut mir leid, aber Sie wer-

den einsehen, daß ich nicht anders handeln kann. (Für sich.) Er dauert mich.

Emanuel: Ja leider, sehe ich es ein.

Die Wirthin: Gute Nacht.

Emanuel: Gute Nacht, Frau Gertrud.

Dritter Auftritt.

Emanuel allein.

Emanuel: Auch das noch! Ich könnte Rosa leicht für mich gewinnen, aber die Mutter hat Recht, wozu? — Nein, sie soll glücklich werden! — Glücklich? — Mit dem Grobschmidt? Die zarte Rose? — Was ist Glück? — Erfüllung und Dauer unserer Wünsche. — Sie wird also nicht glücklich. Auch wenn ich sie aufgeben wollte? — Nun denn Schicksal, gewähre mir mein Recht, — und willst Du nicht, so werde ich es mir von jetzt an von Dir ertrotzen.

Vierter Auftritt.

Rosa. Emanuel.

Emanuel: Rosa! meine liebe Rosa! Du hast geweint?

Rosa: Ach Du weißt es gewiß schon, der Schmidt! —

Emanuel: Ja Rosa, ich weiß es. Und was wirst Du thun?

Rosa: Ich werde ihn nicht nehmen, ich werde

auf Dich warten, wenn es sein muß, bis auf den jüngsten Tag.

Emanuel: Hoffe Rosa: „Ein einziger Augenblick kann alles umgestalten.

Rosa: Wenn Du mir aber untreu würdest? Emanuel, das ertrüg' ich nicht.

Emanuel: Nie, Rosa, nie. Das schwör' ich Dir.

Rosa: Leb wohl, Emanuel, ich habe mich nur fortgestohlen. Morgen ziehst Du aus, dann werden wir uns wohl gar nicht mehr sehen. Ach, Emanuel! Lebe wohl. Merke auf Deinen heutigen Traum, da Du das letztemal in dieser Wohnung schläfst, so trifft er ein. (Reißt sich los, ab.)

Fünfter Auftritt.

Emanuel allein.

Emanuel. Holdes Wesen, Glück meines Lebens wäre Dein Besitz. Wie bist Du ganz anders, als Deine kalten, eigennützigen, hoffärtigen Mitschwestern. Wo ist der Weg zu Deinem ungestörten Besitz? Sanfte, verständige, unschuldige Rosa. Wo soll der Weg zu finden sein, wenn ich ihn nicht selbst bahne? — Umgaukelt mich Geister, die ihr die Lebenswogen lenkt. — Erquicke mich Schlaf, nach so vielen durchwachten Nächten. — Eine neue Sonne giebt neue Kraft. (Er legt sich halb entkleidet zu Bett.) Rosa, meine liebe Rosa! — (Er entschläft. Eine sanfte Musik beginnt und dauert durch den nächstfolgenden Auftritt.)

Sechster Auftritt.

Die Bühne verwandelt sich in einen Wolkenhimmel. Das Bett in Wolken. Genien erscheinen, des Emanuel's Kleidung ist ebenfalls genienartig geworden.

Emanuel (richtet sich auf):

Seid mir gegrüßt, ihr wohlbekannten Töne,
Ihr Klänge, einer frühern Zauberwelt.
Wie lange sehnte sich in dumpfen Mauern,
Mein Herz nach Euch. Ein früher Dasein
Tönt mir auf Euern Schwingen sanft herüber.
Mir ist so leicht, so wohl, und unter mir
Liegt eine Welt, voll Qual und Angst und Noth.
Des Ruhmes Bilder zeigen sich von ferne,
Und ew'ge Namen, glänzen licht und klar.
Berauscht von Götterwonne, sehnt mein Geist
Sich nach dem Geiste, der ihm eng verschwistert.
Komm Rosa, komm, umschwebe meinen Pfad,
Erfülle ganz das Lustdurchglühte Herz.

Siebenter Auftritt.

Rosa als Genius. Vorige.

Rosa:

Verwandter Geist, in ungemess'nen Räumen,
In ungemess'nen Zeiten, stets nur Dein,
Verschwistert durch der Liebe heilig Band.
Die Leidenschaft liegt fern, und Dir allein
Gehört der Schwester göttergleiche Liebe;
Und Treu' erhöht, den himmlisch schönen Bund,

Geschlossen schon seit grauer Ewigkeit.
Bewahr' die Treue mir, wenn nicht in Trauer
Mein ganz Gefühl, mein Sein sich lösen soll.

Emanuel:

Du süßes Bild, das mir Gefühl des Himmels,
In meinen ird'schen Leidensbecher goß!
Erhabnes Wesen, gleichgeschaffner Geist!
Wie sollt' ich je, der Treue Bund verletzen? —
Lebt nicht mein Geist durch Dich? durch Dich allein? —

(Rosa entfernt sich.)

Emanuel:

Du gehst? O! weile noch, niemals empfand
Ich solche Lust in Deiner reinen Nähe.
Mit tiefer Sehnsucht streben meine Arme
In geistiger Umschlingung Dich zu fassen.
Du schwebst in immer weitre, lichtre Höhen.
Entschwunden! — hin ist hin! — leb wohl, leb wohl!

(Die Musik pianissimo hört auf. Die Genien verschwinden)

Achter Auftritt.

Die Bühne verwandelt sich in einen alterthümlichen Saal.

(Casperle tritt auf und bringt des Doktors Kleider.)

Casper:

Wenn's dem gelehrten Herrn gefällt
Zu beseh'n auch unsre irdische Welt,
Will ich Sie führen; überall begleiten;

Euch zeigen, wie sich die Erdenwürmer streiten,
Wie sie um Hohes und Niedres rechten,
Wie sie um Ruhm und Liebe fechten.
Der Herr Doktor bedürfen aber zur Zeit
Ein andres, weltliches, anständiges Kleid.
Drum habe ich hier gleich ein's mitgebracht;
In ihrem Costum, würden der Herr Doktor ausgelacht.
Wir können nichts Geistiges recht vertragen,
Es macht üble Wirkung auf unsern Magen.

Emanuel:

O! widrige Gestalt, der Erde Schlamm
Klebt noch an Dir, vom Wirbel bis zur Zeh.

Casper:

Belieben Sie sich nur anzukleiden,
Der Herr Doktor schienen mich lieber zu meiden.
Es geht aber nicht alles wie man möchte,
Die Hälfte Himmel, die Hälfte Erde, ich dächte:

(Zieht ihm seinen schwarzen Leibrock an, bindet ihm ein Halstuch vor und setzt ihm eine Perruque auf.)

So Herr Doktor, sind Sie wieder unser Mann,
Was nicht so ein Leibrock thuen kann.
Besehen Sie sich mal, da in dem Spiegel.
Vor ihrem Himmel, liegt nun ein irdischer Riegel.
Menschen wie Engel können wir nicht brauchen,
Unsre müssen Karten spielen und Taback rauchen,
Müssen sich raufen, müssen sich schlagen,
Und sich wie Kesselflicker wieder vertragen.
Wir haben hier eine ordinaire Welt,
Wenn sie auch dem Herrn Doktor nicht gefällt.

Werden sich schon müssen dazu bequemen,
Brauchen sich unsrer auch nicht zu schämen,
Geht hier bunt aber natürlich zu,
Bis wir alle eingehn zur ewigen Ruh.
Die andern werden gleich erscheinen.
Ich zähle Sie, Herr Doktor, zu den Meinen.

Emanuel:

Mir ist, als hätten wir uns früher gekannt? —
Reich mir, wie in meiner Jugend, die Hand.

Casper:

Das dacht' ich, Herr Doktor, was auf Erden lebt,
Wird auch fest an die schöne Erde geklebt.
Sehen Sie mich an, ich bin heiter und rund,
Mache mein Späßchen, bin immer gesund.
Die Verzückung kommt von verdorbnem Magen,
Man darf es nur gelehrten Herrn nicht sagen
Da kommen sie schon, einer nach dem andern,
Wir wollen nun mit unter ihnen wandern.

Neunter Auftritt.

(Eine Deputation von Professoren tritt auf.)

Casper:

Meine Herren Collegen, treten Sie ein,
Sie werden hier sehr willkommen sein.

Erster Professor, der Theologie:

Die Universität Bologna hat
Mich ausgesendet aus ihrer Stadt,
Ich soll dem Herrn Doktor gratuliren,

Und ihn zum Dr. theologiae creiren.

(Giebt ihm das Diplom.)

Emanuel:

Welche Ehre, wie fühl' ich mich beglückt,
Wie hat mich dies Diplom entzückt.

Casper (zum ersten Professor):

Lieber College, wie steht's in Rom,
Steht noch St. Peters hoher Dom?

Erster Professor:

Es geht alles dort nach alter Weise,
Jeder bleibt fein im verordneten Gleise.

Zweiter Professor, der Jurisprudenz.

Die Universität Padua hat
Mich ausgesandt aus ihrer Stadt
Ich soll dem Herrn Doktor gratuliren,
Und ihn zum Dr. juris creiren.

(Giebt ihm das Diplom.

Emanuel:

Welche Ehre, wie fühl ich mich beglückt,
Wie hat mich das Diplom entzückt.

Casper (zum zweiten Professor):

Lieber College, mit dem guten Recht
Steht es bei uns zu Lande schlecht.
Der Gewinner kriegt nichts in seinem Leben;
Der Verlierer, muß das Hemde hergeben.
Arbeiten Sie, lieber College, nur alles um,
Denn was grade sein soll, ist jetzt krumm.

Dritter Professor, der Medizin:

Die Universität zu Paris hat
Mich ausgesandt aus ihrer Stadt,

Ich soll dem Herrn Doktor gratuliren,
Und ihn zum Dr. medicinae creiren.

Emanuel:

Welche Ehre, wie fühl ich mich beglückt,
Wie hat mich das Diplom entzückt.

Casper (zum dritten Professor):

Lieber College, der Medizin
Bin ich von allen am wenigsten grün.
Für den Tod noch kein Kraut gewachsen ist.
Ein jeder stirbt zuletzt als guter Christ.

Dritter Professor:

Mein guter Freund, wohl ein Pfuscher oder so etwas
Versteht nichts davon, — verbitte mir das. —
Sieht wohl passabel gesund noch aus,
Guckt aber doch manche Krankheit raus.
An vier und achtzig tausend Krankheiten kann der Mensch leiden,
Er kann sich also wohl noch immer bescheiden,
Wenn er etwa nur tausend chronische Uebel hat.
In Kurzem ist er nicht mehr so rund nnd glatt.
Und College braucht er mich auch nicht zu nennen;
Er ist der Hans-Wurst, ich müßt ihn kennen.

Casper (zum dritten Professor):

Lieber College, vor nicht langer Zeit
Sah man uns immer zusammen, weit und breit.
Die Städte werden vor lauter Aerzten immer enger,
Und bei alle dem leben die Leute nicht länger.

Vierter Professor, der Philosophie:

Die Universität zu Leyden hat
Mich ausgesendet aus ihrer Stadt,

Ich soll dem Herrn Doktor gratuliren,
Und ihn zum Dr. philosophiae creiren.
(Giebt ihm das Diplom.)

Emanuel:

Welche Ehre, wie fühl ich mich beglückt,
Wie hat mich dies Diplom entzückt.

Casper (zum vierten Professor):

Lieber College, mit Euern gelehrten Brocken,
Könnt ihr keinen Hund hinterm Ofen vorlocken.
Arbeitet, esset, trinkt, geht spazieren,
Das ist gesünder, als philosophiren.
Ihr wollt immer mit Sechsen gen Himmel fahren,
Und seid gerade so weit, wie vor 6000 Jahren.

Vierter Professor:

Mein Lieber, Er ist mir ein kecker Gesell,
Ihm juckt wahrscheinlich sein dickes Fell.

Casper:

Oh mein lieber College, Professor,
Manche verstehen vieles besser.
Und man bedarf nicht immer ein Triennium
Und zu disputiren, hierin und herum,
Um ein vernünftiger Mensch zu werden,
Deren giebts, Gott sei Dank, viele auf Erden.
Und Eure ganze gelehrte Klerisei,
Verdirbt gemeiniglich den ganzen Brei.
Es giebt zwar würdige Ausnahmen dabei,
Die aber machen das wenigste Geschrei.

Die vier Professoren (zu Emanuel):

Heil! Heil! Heil! weisester Sterblicher.

Emanuel (sich aufblähend):
Ich danke Ihnen, meine Herren,
Sie sind jeder in seinem Fache ein Stern.
Vermelden Sie meinen Gruß denen, die Sie geschickt,
Sagen Sie, wie mich die große Ehre entzückt.
(Die vier Professoren ab.)

Zehnter Auftritt.

Emanuel. Casper.

Casper (für sich):
Das zog! — O dünkelvolles, albernes Geschlecht!
Mit Deinem Kopf im Himmel und die Füße tief
Im Koth der Erde watend. Ist's nicht Recht,
Wenn meines bittern Spottes Geißel, niemals schlief?
(laut)
Nun lieber College, auch ich gratulire,
Du hast es allein so weit gebracht,
Wie von den Gelehrtesten ihrer viere,
Schade, daß Dir nicht auch noch Reichthum lacht.

Emanuel:
Ja wohl, so hoch geehrt in bitt'rer Armuth leben,
Ist allzuschwer, und hemmt des Geistes Streben.

Casper:
Wer weis, was Dir noch zugedacht,
Glück, hat schon manchem Glück gebracht.

Elfter Auftritt.

Emanuel. Casper.
(Ein blasender Postillon, auf einem Steckenpferde reitend, tritt auf.)

Postillon:

Hier Herr Doktor, leg' ich zehnmal das große Loos,
Ein Trinkgeld erbittend, in Ihren Schoos.
(giebt ihm ein Papier.)

Emanuel:

Wie freu ich mich, mein lieber Sohn,
Allein das Trinkgeld, das hast Du schon,
Du bekommst ja Dein bestimmtes Gehalt,
Du wirst doch nicht mehr noch fordern mit Gewalt?

Casper (für sich):

Reichthum geht mit Geiz immer Hand in Hand,
So ist es bei uns, so ist es in jedem Land.

Emanuel (zu Casper):

Schaffe mir den Menschen wieder fort,
Nichts wie Bettelei, an jedem Ort.
(Caspar winkt, der Postillon ab.)

Zwölfter Auftritt.

Emanuel. Casper.

Casper:

Etwas hättest Du ihm wohl können geben.

Emanuel:

Er hat ja wie ich, genug zu leben.

Casper:

Der Reichthum macht Dein Herz zu Stein.

Emanuel:

Wir können doch nicht alle gleich Reiche sein.

Casper:

Es steht aber geschrieben: mit Deinem Mitmenschen theile.

Emanuel:
Casperle, noch immer nicht lange Weile.
Geschrieben wird vieles, wer denkt daran,
Es thut ein jeder, so wie er kann.

Casper:
Mach' wie Du willst, es ist mir ganz gleich,
Des Menschen Wille ist sein Himmelreich.

Dreizehnter Auftritt.

Rosa (in bürgerlicher Kleidung.) Emanuel. Casper.

Rosa: Wie freu ich mich lieber Emanuel, über die Ehre und das Glück, welches Dir wiederfahren ist! —

Emanuel: So ganz ein bloßes Glück kannst Du wohl nur den Lotterie-Gewinn nennen, die hohe Ehre, welche mir durch meine ausgebreitete Wissenschaft eben zu Theil wurde, ist mein Werk allein.

Rosa: Wirst Du auch ferner an die arme Rosa denken? Du bist jetzt ein reicher, ein hochgelehrter Mann, und ich? — ein armes ungelehrtes Kind, die Dir nichts darbringen kann, als ihre Liebe und ihre unverkennbare Treue.

Emanuel: Wie kannst Du zweifeln? — doch jetzt laß mich allein, — ich habe wichtige Dinge zu überlegen.

Rosa: Du schickst mich fort? Ach Emanuel, wenn Du stolz und hofärtig geworden wärest, wollte ich lieber, Du wärest der blutarme Emanuel, wie vormals. Leb wohl, vergiß mein nicht. (traurig ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Emanuel. Casper.

Casper!

Sind wohl des Herrn Doktor's treues Lieb?
Wohl dem, welchem so was auf Erden blieb.

Emanuel:

Ein gutes Kind, ich kenne sie genau,
Allein für mich paßt sie wohl nicht zur Frau?

Casper:

Ich glaube selbst, bei so hohen Gaben
Wie der Herr Doktor erhalten haben,
Ist das gute bürgerliche Ding
Wohl viel zu wenig und zu gering.

Emanuel:

Ich werde auch immer an sie denken,
Auch will ich ihr eine Kleinigkeit schenken.
Sollte ich mich aber je wirklich vermählen,
Will ich mir einst eine Gattin wählen,
Aus einem hohen, vornehmen Stande,
Denn viel zu drückend, sind niedre Bande.

Casper:

Ich denke, Ihr habt Euch Treue geschworen,
Das gute Kind, ist am Ende verloren.

Emanuel:

Ich war damals zu jung, zu einem Eide.
Und am Ende, woran dachten wir beide?
Sie nimmt einen andern, ich gehe davon,
Das kommt alle Tage, das kennt man schon.
Freund Casper, laß das Moralisiren,

Einen Gelehrten wirst Du nie überführen.
Wir stehn zu hoch über der gemeinen Welt,
Als daß wir nicht sollten, was uns gefällt.

Fünfzehnter Auftritt.

Emanuel. Casper.

(Eine türkische Gesandtschaft tritt auf. Sklaven mit Geschenken. Ein Sprecher.)

Sprecher (zu Emanuel):
Von Deiner Wissenschaft gewalt'gem Rufe
Ist bis zu uns die Kunde hingedrungen.
Aus Bagdad, der Calife sendet uns.
Die Tochter sollst Du ihm vom Tode retten;
So viel' der weisen Aerzte es versucht,
Gelang es ihrer keinem, sie zu heilen.
Ein schleichend Uebel drückt die Aermste nieder,
Seit Jahren schon ist sie ein Bild des Jammers,
Und Babylon um sie in tiefem Trauer.
Nimm die Geschenke hier, gnädig an.
Die mein Gebieter Dir durch uns gesendet.
Vertausendfachen will er sie, gelingt
Es Deiner Kunst, die Tochter zu erretten.
Den Thron ist er bereit, mit Dir zu theilen,
Fatime selbst, eh'mals die Reizendste
Des ganzen Orients, sie wird Dein Weib,
Vermagst Du, ihr das Leben neu zu schenken.

Emanuel:
Seid mir gegrüßt, jedoch der Weg ist weit,
In vielen Monden kaum gelangen wir zur Hälfte;

Vielleicht sind wir noch nicht an Ort und Stelle,
Wenn schon der Tod sein Opfer sich erfaßt.

Sprecher:

Vergönne Herr, daß mit der Tracht des Landes,
Das uns erzeugte, wir Dich jetzt bekleiden.

(Sie ziehen ihm seine Kleider aus und legen ihm türkische an.)

Casper:

Der Herr Doktor werden wohl meiner nicht bedürfen,
Wenn Sie im Orient kühlen Sorbet schlürfen? —
Ich empfehle mich deshalb zu geneigtem Andenken,
Der Himmel möge ihre Schritte lenken.

Emanuel:

Du willst nicht bleiben, nun leb wohl, mein Freund,
Der helle Stern, der mir aus Osten scheint,
Er leit' auch Dich, zu Deines Glückes Ziel.

Casper:

Wir Menschen bleiben stets des Schicksals Spiel.
(ab.)

Sechszehnter Auftritt.

Vorige ohne Casper.

Sprecher:

Bist Du geneigt o Herr, uns jetzt zu folgen?

Emanuel:

O ja! — doch zeige mir, wie gehn wir unsern Weg?

Sprecher:

Blick um Dich, Herr, Du bist in Babylon.

Siebenzehnter Auftritt.

(Die Bühne verwandelt sich in ein orientalisches, reich geschmücktes Gemach, im Hintergrunde ein Vorhang, welcher nur etwa die Hälfte der Bühnenhöhe einnimmt und hinter welchem man die Fortsetzung des Gemaches sieht.)

Emanuel:

Welch glänzender, welch prächtiger Pallast,
Wie ich in meiner Kindheit Träume sah,
Wenn aufgeregte Phantasie, durch die Erzählung
Der Ammenmährchen, mir solch Bild gezeigt.
Wenn eine ganze Welt von Prinzen und
Prinzessinnen in Feengärten schwebten.
Du Strohdach meiner väterlichen Hütte,
Wie schmucklos deine Wände, dein Geräthe,
Hier herrscht der Ueberfluß, in dir die Noth.
Die reiche Decke strahlt mit tausend Sternen.
Und Pracht-Gedecke hängen von den Wänden.
Der Edelsteine Funkeln überstrahlt
Der Sonne und des Mondes Himmelsglanz.
O, Reichthum, Macht, ihr habt euch hier erschöpft.

Sprecher:

Du scheinst zu staunen Herr, und doch ist dies
Nur ein geringer Theil von dem, was Dir
Beschieden ist, genes't Fatime bald.

Emanuel:

Mir ist, als wär' ich auch in Herrlichkeit
Und gleicher Pracht vormals geboren worden
Und meines väterlichen Hauses Bild

Verschwebt im duft'gen tiefen Hintergrunde,
So leicht gewöhnt man sich an Pracht und Glanz.
Wo ist die Kranke? Freund, führ' mich zu ihr.

Sprecher:

Sogleich, o Herr, vergönne nur, daß wir
Uns erst entfernen dürfen, nicht erlaubt
Ist es dem Sklaven-Antlitz, Sie zu schauen.

(Er schlägt dreimal in die Hände.)

Alle ab, außer Emanuel.

Achtzehnter Auftritt.

(Der hintere Vorhang rollt von einander. Man sieht einen Divan, worauf eine weibliche verschleierte Gestalt liegt. Odalisken liegen vor ihr auf den Knieen.)

Emanuel (näher tretend):

Ein heilig Schweigen liegt auf jener Stelle,
Welch' üppige Gestalt, welch' sanfte Fülle,
Deckt jenes golddurchwirkte Falten-Kleid.
Nicht eine Kranke, Todesmatte, nein,
Die Glieder einer Venus strecken sich
Auf jenem Divan schwellend, schmiegend aus.
Und ist Dein Antlitz, holde Schläferin,
Im Einklang mit des Körpers Linien,
So bist ein Engel Du, des Paradieses
Herabgestiegen diese Erde zu
Verschönen durch des Reizes milden Schimmer.
Und alle diese Pracht der süßen Glieder,
Dahingegeben in des Todes Hand!
Vielleicht, daß schon Dein letzter Hauch entschwebte,

Weil ich mit schneller Hülfe zögerte,
Vergieb Fatime, ja ich muß Dich retten,
Solch Engelsbild darf nicht dem Tod verfallen.
(tritt an den Divan, Fatime richtet sich auf.)

Fatime:

Welch süßer Laut. O! welch Gefühl der Wonne
Durchdringt mit Lebenshauch mein krankes Herz.
Wie fühl ich mich gestärkt, gesund und froh.
Durch welches Wunder durft' ich schnell genesen? —
(steht auf und tritt vor, die Odalisken folgen.)

Emanuel:

Vergieb dem Sklaven, Herrin, der es wagte
Sich zitternd Deinem stillen Heiligthum zu nah'n.
Geheime Kunst ließ mich Dein Leben retten,
Vergönne mir, Dein Antlitz nun zu schauen.
Doch nein, noch eine kleine Weile zögre,
Vielleicht vermöcht ich nicht, der Augen Gluth,
Des Purpurmundes Lächeln zu ertragen? —
Vielleicht dringt Deiner Schönheit Macht ertödtend
Mir plötzlich in das unbewahrte Herz! —
Sieh mich zu Deinen Füßen, Himmels Abbild.
Der Retter Deines Lebens fleht um Liebe,
Entschleire Dich, sollt' ich vernichtet sein.

Fatime:

Wie sollt' ich Dir die Bitte wohl verweigern,
Ich lebe ja durch Dich, durch Dich allein.
(entschleiert sich, es ist Rosa.)
Emanuel, O! komm an meine Brust.

Emanuel:

Fatime! — Rosa! — Seh ich Dich! — O Glück! —

Wie konntest Du so lange Dich verbergen,
In niedrer Sphäre ärmlich Dich verkriechen,
Du mein, O! Wonne, süße, süße Rosa.

Rosa:

Ich danke Dir des schönen Lebens Licht,
Drum nimm von meines Vaters Hand den Schmuck
Des Herrscherthums und theil' den Thron mit mir.
(Eine der Sklavinnen hat ein Diadem gebracht, welches ihm Rosa am Turban befestigt. Die Odalisken werfen sich vor Emanuel auf die Knie.)

Odalisken:

Sieh uns gnädig an, die Deines Winks gewärtig.

Rosa:

Du bist Gebieter über sie und mich.
Denk an die Treue, welche Du geschworen,
Bewahre sie in wohlverwahrter Brust.
Daß nicht die Reue Dich, und mich der Schmerz verzehre.

Emanuel:

Du bist ja mein, geliebtes holdes Wesen,
Wie könnt' ich wohl die Treue jemals brechen.
(Es werden Sessel gebracht. Emanuel und Rosa setzen sich.)

Rosa:

So sei der Tag der Freude nur geweiht,
Der Dich, Emanuel, mir wieder gab.
Entfaltet eure ganze Kunst vor uns,
Und zeigt in der Verschlingung schönen Bildern
Der Liebe Lust, der Liebe süßen Schmerz.

Die Freude des Besitzes, und der Trennung Weh.
(giebt ein Zeichen, Tanz der Odalisken. Musik.)

Emanuel (für sich):

Ein fiebrisch Zucken fliegt durch meine Glieder,
Des Blutes Wogen stürmen mir das Haupt.
In wilder Lust schlägt mächtig mir das Herz;
Wie schön sie sind, wie wird die Wahl mir schwer.

Rosa:

Was sinnst Du, mein Gemahl? ich bin Dein Weib;
Und diese Sklavinnen zu Deinem Dienst bereit.

Emanuel (aufstehend):

Wie reißt das Leben mich im Strudel fort,
Wie wenig, Rosa, kannst Du mir genügen,
Wie scheint Dein Antlitz mir schon minder schön,
Seit sich so vieler Reiz vor mir entfaltet,
Wie zeigt mir jede Biegung der Gestalten
Ein neu Geheimniß tief verborgner — Lust.

Rosa (aufstehend):

Bewahre die Treue mir, die redliche Gesinnung.

Emanuel:

O Jugend! Schönheit! höchste Lust des Lebens!
Es reißt mich fort, vergebens ist mein Kampf,
Die Gluth durchraset meine vollen Adern,
Und gält' es meines Lebens höchstes Glück,
Es schleudert mich in ihren Zauberkreis.

(zu Rosa:)

Vergälle nicht durch Thränen mir mein Glück.

(zu den Odalisken.)

Herbei ihr Schwestern wilder Lebenslust!
Ich werfe mich in zügelloser Wonne Strudel,

Umkreiset mich, daß ich die Schönste wähle,
Ein Flammenring, umschwebt ihr wechselnd mich,
Mänaden gleich, ras't Ihr im Flug umher.
Du bist's, Dich wähl' ich mir, Du bist die Meine.
(Er wirft einer der Odalisken ein seidenes Tuch zu, diese hängt an seinem Halse. Rosa eilt schreiend ab. Donner. Alles verschwindet, Emanuel sinkt zusammen. Die Bühne verwandelt sich in eine waldige Gegend.)

Neunzehnter Auftritt.

Emanuel liegt mit geschlossenen Augen.

(Türkische Musik. Ein Anführer mit Truppen erscheint.)

Anführer (zu Emanuel, ihn ermunternd):
Du schläfst und um uns brüllt die grause Schlacht.
Wie kannst Du schlafen, Herr, wir sind verloren,
Des Feindes Schaaren brachen unsre Mitte.
Komm, führ' uns, denn noch einmal sei's versucht,
Mit Dir war stets der Sieg, er ist's auch nun.

Emanuel:
Wo bin ich? dumpf und schwer ist mir das Haupt,
Ein höllisch Feuer läuft durch mein Gebein.
(aufschreiend)
Der Odaliske Mund, er war vergiftet.
Hinaus zur Schlacht! Dort stürmen sie heran,
Erwünschter Heldentod, Du zeigst mir Ruh und Ruhm.
Auf, meine Freunde, werft euch in den Feind,
Laßt euren Leib den Schild des Kampfes sein,
Werft kühn die Männerbrust der Feinde Speer,

Der Feinde Pfeilgeschoß entgegen. Ich,
Der Führer, stets an eurer Spitze, dringe
Zuerst hinein, wo die Gefahr sich thürmet.
Auf, auf zum Kampfe! folget mir zur Schlacht.
(Angriff der Feinde, Emanuel erlegt den feindlichen Anführer, wird aber von ihm verwundet. Der Feind wird zuerst gedrängt. Man bereitet Emanuel ein Lager von Decken auf einer Ottomane, worunter das Bett befindlich ist worauf er im 5. Auftritt entschlafen.)

Emanuel:

Ich dank' euch Freunde! — ach! wie brennt die Wunde,
Doch ärger noch durchglüht mich heißer Durst,
Die Zunge lechzt, die Kräfte schwinden mir.
Ich fühle wohl, nicht länger kann ich leben,
Zum Ekel ist mein Dasein mir geworden,
Erschöpft hab' ich, was man Genuß nur nennt,
Genuß von Ehre, Lust und Heldenkampf.
Und was hab' ich durch alles dies errungen?
Wie schaal, wie leer, ist alles um mich her,
Und Ueberdruß heißt mir den Tod erwünscht.
Ach, Rosa! als ich noch an Deiner Seite,
Zum Betteln arm und ohne Ruhm gewandelt,
Da lag die Zukunft mir, ein Himmel offen,
Und jeder Morgen war ein neues Fest.

Zwanzigster Auftritt.

Rosa als Pilger. Die Vorigen.

(Rosa trägt ein Bündel, alle entfernen sich außer Rosa und Emanuel.)

Rosa:

Man rufte mich, den Kranken zu erquicken.

Nimm diesen Saft, gepreßt aus milden Kräutern,
Er wird die Feuergluthen sanft verlöschen,
Der Wunden Schmerzen theilend lindern,
Den Geist erfrischend, bald Dich wieder stärken.

Emanuel (hat den Saft getrunken):

O wunderbar erquickt, gesund und heiter.
Wer bist Du Fremdling? daß ich Dich belohne,
Nimm Dir an Schätzen, was Dein Wunsch begehrt,
Nimm meine Krone selbst. Nimm alles Dir.

Rosa:

Nach allem dem steht nimmer mein Begehren,
Nur einen Wunsch möcht' ich erfüllet wissen:
Nur Deine Lieb' und Treue schenke mir.
(wirft die Kleider ab und erscheint als Rosa, bürgerlich wie im Anfange angezogen.)

Emanuel:

O Rosa, Du! durch Dich so oft gestärkt,
So oft dem Leben wieder zugewendet.
Vergieb! Vergieb! — beschämt steh' ich vor Dir,
Der Glanz des Ruhmes und des eitlen Wissens,
Der Stachel wilder Lust, erregter Sinn,
Sie schwinden alle hin in Nebeldunst
Vor Deiner Augensterne klarem Scheine.
Führ' mich zurück in meine stille Klause,
Bescheidnes Glück wird dort uns neu umstehn,
An Deinem Herzen, Rosa, winkt die Ruhe
Und Dein Besitz ersetzt erträumtes Glück.

Rosa:

Leg ab den Schmuck, der mich von Dir entfernte,

Leg die vertragnen Kleider wieder an.
(hilft ihm die Kleider anziehen, so daß er wie im Anfange, vor dem Einschlafen, angezogen erscheint.)
Nun lebe wohl, zu lange schon bin ich
Bei Dir, die Mutter wird mich schelten,
Komm bald hinüber, lebe wohl, lebe wohl.
Emanuel (sie umarmend. Rosa ab.)

Einundzwanzigster Auftritt.

Emanuel allein.

Leb Rosa wohl, auf baldig Wiedersehn!
Mir wird so todesmüd', ich muß mich ruhn.
(legt sich auf das Bett und entschläft. Musik wie am Anfange des sechsten Auftritts.)

Zweiundzwanzigster Auftritt.

(Die Bühne verwandelt sich in das Zimmer Emanuels wie im ersten Auftritt. Die Musik dauert eine Weile fort, wird lebhafter, fröhlicher und kommt näher als wäre sie vor der Stubenthüre.)

Emanuel (erwachend): Wie ist mir? — hab' ich dies alles nur geträumt? — Doch nein, die Musik ist noch da, — aber anders — ganz anders — und hier vor der Thüre. — (steht auf) — Wie komme ich zu Musik? — Ein ganzes Leben voll Thaten und Irrungen ging diese Nacht an meinem innern Blick vorüber. Bunt, sehr bunt. — (Geht an die Thüre und öffnet.)

Zweiundzwanzigster Auftritt.

(Die Wirthin und Rosa, geputzt, treten ein, letzte überreicht einen Brief auf einem Kissen und einen Kranz.)

Die Wirthin: Wir gratuliren zum Geburtstage, mein lieber Herr Doktor. An den haben Sie gewiß auch nicht gedacht, sonst hätten Sie so lange nicht geschlafen.

Emanuel: Mein Geburtstag? — Wie, träume ich noch fort?

Rosa: Kein Traum, es ist Wirklichkeit, nnd hier nehmen Sie diesen Kranz und diesen großen Brief. Möchte er einen Theil der Erfüllung Ihrer Wünsche enthalten, dann wären auch die Meinigen erfüllt.

Emanuel (erbricht ihn): O! Freude (giebt der Wirthin den Brief), der Traum fängt an in Wirklichkeit überzugehen aber nach Träume Art. Rosa, Du bist mein! — Lesen Sie, Frau Gertrud.

Die Wirthin: Das kann ich nicht lesen, das versteh' ich nicht.

Emanuel: Eine ehrenvolle unabhängige Stellung im Staate und reichliches Brod, als Anerkennung meiner schriftstellerischen Bemühungen.

Rosa: Mein Emanuel! — Siehst Du wohl, ich sagte Dir ja gleich, Du möchtest auf Deinen heutigen Traum merken.

Emanuel: Wie ist mir denn? muß ich nicht heute von euch ziehen? — Rosa, heirathest Du nicht den Grobschmidt?

Die Wirthin (lacht): Ach, Herr Doktor! — das war ein Scherz von mir, wir wollten Sie zu Ihrem Geburtstage recht überraschen. Der Brief liegt schon seit vorgestern bei uns, da Sie aber nichts davon wissen konnten, sparten wir ihn zum heutigen Freudentage, denn der Amtsbote, welcher ihn brachte, machte uns mit seinem Inhalt bekannt. An das Ausziehen und an den Grobschmidt hat kein Mensch von uns bis jetzt gedacht, das gehört mit zur Geburtstagsüberraschung. So wie gestern Abend das Ständchen und heute früh die Morgenmusik, welche mein Vetter, der Stadtmusikant, aus eignem Antriebe besorgte für das schöne Gedicht, welches Sie ihm neulich anfertigten zum Jubiläum des Bürgermeisters. Und was den Grobschmied noch weiter betrifft, so wollte Rosa gar nicht daran, weil sie meinte, es wäre ein Betrug. Ich sagte ihr aber, es wäre nur, um Ihre Treue, Herr Doktor und Ihre Anhänglichkeit zu prüfen, und da gab sie sich darein, obgleich mit verweinten Augen, wie die Mädchen immer gleich weinen. Nun Herr Doktor wissen Sie alles.

Emanuel: Rosa! also Du konntest wirklich solch falsches Spiel mit mir treiben?

Rosa: Vergieb! vergiß! die Mutter drang so sehr in mich.

Emanuel: Vergieb! vergiß! — ganz recht, so sagt' auch ich zu Dir im Traume, als ich eine Untreue gegen Dich begangen hatte, also Vergebung und Vergessenheit. Vergebung allem dem, was ich im Traume an Dir sündigte. Vergessenheit der

Armuth, Angst und Noth, die uns bisher beinah erdrückte.

Rosa: Mein Emanuel, wie glücklich werden wir sein.

Die Wirthin: Gott segne euch, Kinder.

Emanuel:

Des Traumes Bilder zeigten mir das Leben,
Und nie geschauten Glanz, und wilden Schmerz,
Und schneller Wechsel tauschte Bild auf Bild.
Und willenlos ergab ich mich der Fluth,
Die wirbelnd mich hinauf, hinunter riß. —
So auch im Leben herrschen die Gewalten,
Die uns mit starkem Netz umgarnet halten.
Des Menschen Wille ist ein morscher Anker,
Er bricht, und rastlos treibt des Schicksals Woge
Uns unaufhaltsam auf das Lebens Meer.
Wohl dem, der in den sichern Port geschwommen,
Und so, wie ich jetzt, Land! zu rufen hat.
Der Lieb' und Treue will ich mich ergeben,
Und Kunst und Wissen trägt mich himmelswärts,
Wenn neue Wirbel mir mit Abgrund drohten.
Das Leben selbst ist eines Traumes Bild.
Wohl dem, deß Sehnen sich in ihm erfüllt!

Die Antiken.

Als Friedrich geendigt hatte, rief Carl plötzlich: „Seht dort die beiden Männer am Vesta-Tempel, ich habe sie schon lange hin- und herschleichen und graben sehen. Was mögen sie dort wollen? kommt! wir belauschen sie. Gewiß graben sie nach Schätzen oder Antiken.“ — Sie schlichen sich sachte näher und hinter ein dichtes Gebüsch, wo sie deutlich sehen konnten, wie der Maler Maulwurf und der Kunsthändler aus der Via Condotti beschäftigt waren, eine Grube zuzuwerfen, welche sie alsdann mit Steinen bedeckten, und wahrscheinlich zum leichteren Wiederfinden, einen Feigenzweig abrissen, und ihn mitten auf die Steine steckten. Als sie fertig waren, trat der Mond eben hinter leichte Wolken hervor, und die Freunde bemerkten, wie die andern nach Tivoli hinein gingen.

„Gewiß steckt da wieder eine Spitzbüberei dahinter,“ begann Carl, „wir müssen durchaus sehen, was sie vergraben haben, wartet hier, ich will in das Städt-

chen gehen, um Spaten und Schaufeln zu besorgen." Er ging. Die Freunde warteten, und bald kam er mit Hülfeleistung zurück, so daß das Aufgraben bei der Helle des Mondlichtes sehr gut von Statten ging. Als sie etwa zwei Ellen tief in die Erde gedrungen sein mochten, fanden sie zuerst einige Lampen in antiker Form, dann den Kopf einer Vesta von Marmor, dann ein Bein, eine Hand, einzelne Münzen und ein ziemlich bedeutendes Stück musivische Arbeit. Weiter konnten sie nichts finden, sie warfen deshalb die Erde wieder in die Grube, legten die Steine darauf und steckten den Feigenzweig dazwischen, daß es ganz die vorige Gestalt gewann. Ob die gefundenen Gegenstände Werth hätten oder nicht, ließ sich vorläufig wegen der Dunkelheit nicht ermitteln. Sie nahmen aber alles mit in ihren Gasthof.

Dort trafen sie Maulwurf und den Kunsthändler, von denen der erste sehr erfreut schien sie zu sehen, und sie sogleich fragte, was die Leute dort in ihren Körben trugen. Allein Carl sagte, es wären Früchte, die sie gekauft und nach Rom mitnehmen wollten, indem gingen die Träger mit Raphael in das Haus und Maulwurf erzählte den andern, daß der Lord Idle morgen bei einer Ausgrabung zugegen sein wolle, welche am Vesta-Tempel von dem Kunsthändler Signor Brio, der sich dazu päbstliche Erlaubniß ausgewirkt, gehalten werden sollte. Der Lord sei geneigt, Sachen von Werth gleich zu kaufen, man verspreche sich auch eine reiche Ausbeute, da in jener Gegend noch viel verborgen liegen müsse. Er (Maulwurf) wolle bei dieser Ge-

legenheit versuchen, sich dem Lord wieder zu nähern, da derselbe doch im Ganzen ein sehr guter Herr, nur etwas heftig sei. Mann trennte sich, nachdem die Freunde gesagt hatten, daß sie bei Anbruch des Tages nach Rom zurückreisen würden. Die Nacht verging bald, und am andern Morgen kam der Lord mit mehreren seines Gefolges an, um bei dem großen Werke gegenwärtig zu sein. Die Trennung von Maulwurf war ihm deswegen leid geworden, da kein anderer sich so wie dieser verbrauchen ließ, und es war daher dem Engländer lieb, als er den Maler, der den Reuigen spielte, wiedersah und das frühere Verhältniß zwischen beiden sich leicht augenblicklich herstellte. Der Zug setzte sich nun in Bewegung, und bald war man an Ort und Stelle. Klüglich ließ Signor Brio auf einer ganz andern Seite zuerst aufgraben, man fand natürlich nichts, eben so ging es an einer zweiten. Schon wollte man auch diese verlassen, als einer der Arbeitsleute mit dem Spaten auf Etwas stieß, das einen dumpfen Ton von sich gab.

„Hier muß sich etwas finden,“ rief derselbe und bald darauf zog man einen starken halbvermoderten Sarg heraus. Eine Antike war es offenbar nicht, da man aber neugierig war den Inhalt zu erforschen, wurde der Deckel abgebrochen, und man fand ein männliches Skelett, mit auf der Brust zusammengelegten Händen ein Krucifix haltend. Als man sich fragte, wie die Leiche an diesen Ort kommen möge, erinnerte sich ein Anwesender, daß vor etwa 5 Jahren ein deutscher Maler in Tivoli hier sich in das Wasser gestürzt

habe. Er sei ein vorzüglicher Historienmaler gewesen und habe es unter seiner Würde gehalten, andere Gegenstände zu malen, außer noch Portraits, welche er meisterhaft geliefert hatte; allein er wäre gewöhnlich in Streit mit den zu malenden Personen gerathen, und da er nun weder Portraits noch historische Gemälde zu arbeiten bekommen habe, sei er beinah verhungert. Zuletzt sei er in Tivoli ein paar Monate gewesen, wo er noch ein schönes Bild, die Auferstehung, beendigt habe, welches sich im Besitz des Gastwirthes befinde, wo die Herrschaften eingekehrt waren, und womit er demselben gleichsam seine letzte Zeche bezahlt.

„Da ist dem Narren ganz recht geschehen,“ meinte Maulwurf, „denn die Kunst geht nach Brod, und wer heißt es ihm sich mit allen Menschen verzürnen.“

Da man auf dieser Stelle weiter nichts zu finden hoffte, senkte man den Sarg wieder ein, nachdem Lord Idle das kleine Zinnkreuz als Andenken an diese Begebenheit zu sich gesteckt hatte. Denn, wenn es ihm auch vollkommen gleichgültig war, daß ein junger Mann seiner Kunst zu Liebe sich aus Hunger und Verzweiflung ins Wasser gestürzt hatte, so hatte die Sache doch etwas Pikantes und er konnte davon zu Hause unter Vorzeigung des Kreuzes erzählen.

Nun machte Maulwurf den Lord auf den Steinhügel mit dem Feigenzweige aufmerksam, worunter gewiß etwas verborgen sein müsse. Es wurde abgeräumt und gegraben, als man aber bereits die Tiefe erreicht hatte, in welcher die gestern verborgenen Gegenstände wohl liegen konnten, und sie immer nicht fand, wurde

Maulwürfchens Gesicht immer länger, er und Brio sahen sich fortwährend an, der Lord wurde ungeduldig, und erklärte, da die Sonne brannte und bald Mittag war, es sei nun genug, er wollte nicht mehr dabei sein und wenn sie noch Antiken fänden, möchten sie ihm dieselben nur bringen. Somit kehrte er in den Gasthof zurück.

Als er fort war, brach Maulwurf's und Brio's Wuth los, welche sich die Arbeiter nicht erklären konnten, da unter ihnen keiner von denen war, welche die nachgemachten Antiken gestern eingegraben hatten. Endlich zogen sich alle in den Gasthof zurück, hier fanden sie den Lord vor dem Bilde sitzend, welches der Selbstmörder an den Wirth überlassen hatte. Der Lord fing an darauf zu bieten, der Wirth aber, theils weil er von allen Freunden gehört hatte, daß es sehr schön sei, theils weil er sah, daß der Engländer es besitzen wollte, stieg in seinem Gebot immer höher, und endlich schloß der Handel damit, daß 600 Scudi dafür gezahlt wurden.

Hätte diese Summe der Verfertiger bekommen, er wäre ein gemachter Mann gewesen, so war es für eine Zeche von 20 Scudi verschleudert worden, und der Kummer darüber zugleich eine der Ursachen seiner Verzweiflung gewesen.

Als man so miteinander sprach, kam der kleine Sohn des Wirthes mit dem Vestakopfe, den Lieder hatte wegwerfen lassen, angesprungen. Maulwurf erkannte ihn sogleich, und fragte den Jungen, wo er diese Antike her hätte; dieser entgegnete, daß die frem-

dem Maler von gestern, eine ganze Menge in das Wasser geworfen, und ihm diesen kleinen Kopf geschenkt hätten. Maulwurf biß sich fast die Lippen ab, aber er konnte nichts weiter thun, ohne sich zu verrathen. Er schwur, sich zu rächen, denn die reiche Aussicht auf, freilich unredlichen, Gewinn, gestört zu sehen, konnte er nimmermehr verzeihen. — Der Lord war froh Etwas, wenn auch nicht gerade eine Antike, erhandelt zu haben und so verließ man gegen Abend Tivoli.

Auch unsern Freunden hatte der Wirth das Bild gezeigt, welches der Lord ihm abkaufte, und dabei so viel von der Geschichte des armen Malers erzählt, als er davon wußte; wodurch Carl neugierig gemacht, fragte, ob der junge Mann nichts weiter hinterlassen hätte? Der Wirth entgegnete, daß noch ein Bündel alter Papiere in seinem Schrank läge, und nachdem er sie geholt, ergab es sich, daß es einige Skizzen und eine Art Gedenkbuch waren, worin der Unglückliche vieles eingeschrieben hatte, zum Theil ihm wichtige Augenblicke aus seinem Leben, zum Theil Betrachtungen über die Kunst und andere Gedanken. — Carl blätterte darin, da ihm Mehreres auffiel, gab er dem Wirth einiges Geld dafür; die Skizzen theilten sich die Freunde zum Andenken, und als sie in Rom wieder angekommen waren, zog Lieder die Papiere hervor, man setzte sich zusammen, er las:

Gedenkbuch des Richard Ehrenfest.

1) Die Erinnerungen, welche mir aus meiner Jugend geblieben, sind dunkel und trübe. Meine El-

tern waren arm und gingen in Tagelohn auf dem Gute arbeiten. Ich war der jüngste und schwächste von sechs Geschwistern. In meinem Kindesalter war ich fortwährend krank, und da ich deshalb immer allein bleiben mußte, wenn die Meinigen auf Arbeit gingen, so füllte ich meine Zeit damit aus, in meiner alten Bilderbibel zu lesen, welche mein Vater einst geerbt hatte, und mit einem Schiefer Holzschnitte nachzuzeichnen, welche darin befindlich waren. Der Schulmeister im Dorfe, ein guter, sanfter, sehr alter Mann, besuchte uns zuweilen, da er mich besonders liebte, hatte ich bald bei ihm Lesen, Schreiben und das Wenige außerdem gelernt, was er selbst wußte.

Für die Erzeugnisse meiner Kunstfertigkeiten ärndtete ich jedoch nichts als Verweise, harte Worte und Schläge, denn da ich Nichts in der Wirthschaft helfen konnte, was Anstrengung erforderte, so mochten mich alle nicht leiden, selbst die Mutter nannte mich oft einen nunützen Brod-Esser. So kam es, daß ich alle meine Liebe und alle meine Gedanken tief in mich verschloß. Die Geschwister wuchsen heran, suchten Dienste; es wurde immer leerer im Hause, der Vater und die Mutter starben in wenigen Stunden hintereinander am Nervenfieber, welches sie sich bei den Aerndtearbeiten zugezogen, und plötzlich sah ich mich verlassen, allein in der weiten Welt, als ich 13 Jahre alt war. Von meinen Geschwistern kamen zwei der nächsten zum Begräbniß, brachten mich nach der Beerdigung zu dem Schulmeister, und verließen mich am andern Tage, seit welcher Zeit ich sie nicht mehr gesehen habe.

Der gute Schulmeister, welcher meine Neigung für das Zeichnen bemerkt hatte, brachte mich zu einem seiner Verwandten, welcher Stubenmaler in der nächsten Stadt war, und hier begann ich meine künstlerische Laufbahn.

---

2) Der Sonntag wird mir immer unvergeßlich bleiben, als mein Meister sehr zufrieden mit meinen Arbeiten und mit den Zeichnungen, die ich in den wenigen freien Stunden gefertigt hatte, mich in die Königliche Bildergallerie führte.

Wer in seinem Leben jemals die ganze Macht eines ersten Eindruckes gefühlt hat, wird sich einen Begriff von meinem stummen Erstaunen machen können, als ich vor allen diesen Kunstschätzen stand. Die Masse des Geschauten verirrten mich dermaßen, daß mir durchaus kein klarer Eindruck blieb, und nur ein einziger Gedanke füllte meine junge Seele: „ich will ein Künstler werden.“ Der Meister, welcher wohl nicht ahnen mochte, was in mir vorging, deutete auf ein Bild, erzählte dabei, daß der Verfertiger einen Preis darauf gewonnen und Reisegeld auf drei Jahr nach Italien erhalten habe. Nun war meinem Entschluß eine bestimmte Richtung gegeben. Aber ach! ich wußte damals nicht, was mir alles noch fehlte.

Da erhielt mein Meister eines Tages den Auftrag, bei einem Professor der Akademie Stuben zu malen. Er schickte mich zu ihm, als seinen geschickte-

sten Gehülfen. Der Professor erklärte mir die von ihm selbst entworfenen Zeichnungen. Da er sah, daß ich alles wohl begriff, besuchte er mich häufig bei der Arbeit. Er brachte auch Kupferwerke mit, und wie er bemerkte, daß ich in der Zeit, welche für das Essen bestimmt war, alles vergaß, um in den Büchern zu lesen, gebot er mir, ihm am nächsten Sonntage meine Zeichnungen mitzubringen.

Es war aber unter den Bildern in der Gallerie eins gewesen, welches mich besonders anzog. Es stellte Joseph vor, welcher sich seinen Brüdern zu erkennen giebt. Wie oft hatte ich versucht, mich den Meinige zu erkennen zu geben, aber keiner hatte mich verstanden, denn anders waren ihre Wege, anders ihre Gedanken. Ich hatte mir das Bild aus dem Gedächtniß nachgezeichnet, zeigte es dem Professor, er betrachtete es still und wurde mein Wohlthäter; vier Jahre darauf hatte ich den ersten Preis der Akademie gewonnen und reisete nach Rom.

---

3) Es war mir immer aufgefallen, daß Kunstwerke, welche an dem ursprünglich für sie bestimmten Platze hingen oder standen, einen ungleich tiefern Eindruck auf den Beschauer machen, als wenn man sie am zweiten oder dritten Orte, in Gallerien oder Museen aufgestellt findet, wo gewöhnlich die verschiedenartigsten Gegenstände neben einander die Wirkung gegenseitig aufheben. Es ist schlimm, daß wir, um nur die

Kunstwerke zu retten, sie in allgemeine „Kunstspeicher“ bringen müssen. Es muß sehr schön gewesen sein, als die Antiken noch alle auf ihren bestimmten Plätzen standen und nicht der Arm einer berühmten Statue in England, der Kopf in Petersburg, und der Fuß derselben in Rom war. — Was ist uns vom Alterthume geblieben, Scherben, und aus diesen Scherben haben wir uns eine eigne sogenannte ideale Kunstwelt zusammengeflickt, welcher aller lebendige Athem fehlt, der sie damals durchdrang. — Wir haben alle Verhältnisse noch genauer bestimmt, als Polyklet an seinem Canon, aber kein Mensch ist mehr im Stande, einen Zeus wie Phidias zu erfinden; denn für den jetzigen Künstler ist er nicht der Herrscher des Himmels und der Erde, sondern höchstens, ein — akademischer Akt, und der lebende Bildhauer würde, um nur ein Modell zu haben, unbedenklich dazu einen großen starken — polnischen Juden nehmen.

Mit den christlichen Darstellungen steht es nicht besser. — Wo ist Jemand jetzt im Stande mit so kindlicher Andacht Gestalten zu schaffen, wie Ciambue, Giotto, Fra Bartolomeo, Murillo, Van Eyck, Albrecht Dürer und Andere. Wer möchte solche Bilder nur ansehen, vielweniger kaufen. — Wenn aber ein von einem seltnen Kunstfreunde bestellter Johannes oder Christus, fein akademisch geordnet ist, das linke Bein ein sogenanntes Spielbein, der rechte Arm ein Spielarm, die drei letzten Finger an jeder Hand Spielfinger sind, der Faltenwurf bei ganz ruhiger Stellung aussieht als wühlte ein Sturm darin, so ge-

fällt ein solches Kunstwerk, weil es — regelrecht dargestellt ist.

---

4) Sentimentalität wollen sie in Kunstdarstellungen nicht haben. Das glaube ich gern; denn sie nennen es Empfindelei im Leben, wenn einer einen Busenfreund hat, sich etwa für ihn verbürgt, und lachen den Narren aus, wenn er für ihn bezahlen muß. — Sie nennen es Empfindelei, wenn ein Mädchen ihrem Liebsten nachläuft und Vater und Mutter verläßt. — Sie nennen es Empfindelei, wenn ein Künstler lieber hungert, als der Kunst Unwürdiges zu schaffen übernimmt. Sie nennen es Empfindelei, wenn die Allmacht jugendlicher Liebe einen Jüngling veranlaßt, über die Schranken seiner Verhältnisse und ihrer Verhältnisse zu schreiten, und dabei natürlich nntergeht. — Konnte der Narr sich nicht in eine andere verlieben, die ihm ebenbürtig ist; es giebt viele tausend Mädchen, warum mußte es denn gerade die sein, welche er nicht erreichen konnte ! Deshalb können sie Sentimentalität nicht leiden. — Sie haben aber auch so viel zu thun mit ihrem Broderwerb, mit Neid und Haß und mit Verdrängung verborgnen Verdienstes, daß sie an solche Sentimentalitäten freilich nicht denken und keinen Gefallen daran finden könneu. —

---

5) Ich habe durch ein Microscop Jufusionsthierchen gesehen. Die Wissenschaft kann nur dabei erstau=

nen und muß die Unzulänglichkeit des menschlichen Verstandes so wie ihre eigene gestehen, das Wunder zu begreifen, wie solche Thiere alle Vorrichtung zum Leben und zur Bewegung haben, wie das Renociros und der Elephant. Die Wissenschaft verstummt. Die Kunst aber singt in erhabenen Liedern dabei der Gottheit Lob und Preis, stößt in die Posaunen der Herrlichkeit des Ewigen, wie die Seligen ihm Loblieder singen von Ewigkeit zu Ewigkeit. Das mag wohl der schärfste Unterschied zwischen Wissenschaft und Kunst sein.

---

6) Es ist schlimm, daß jetzt so viele Witze über Künstler und Kunst gerissen werden, und daß sie überhaupt gerissen werden können. — Im Alterthume dürfte und konnte erst dann Lucian seine Göttergespräche schreiben, und die sonst allmächtig verehrten höhnen, als fast Niemand mehr an sie glaubte.

---

7) Was habe ich nicht alles gelesen und durchforscht um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß das Menschengeschlecht jetzt höher stehe als sonst, und daß die glücklichen vergangenen Zeiten antiker und mittelalterlicher Kunstblüthe nichts weiter gewesen sein sollen, als beklagenswerthe kindische Träume, verwerfliche Abwege des menschlichen Verstandes, wie die jetzigen Rationalisten meinen. Ich habe aber immer und immer gefunden, daß, wenn der Zweifel und die Wissenschaft sich erhoben, der Glaube und die Kunst Rück-

schritte machten, so ist es zu allen Zeiten gewesen. Die alten Philosophen mit ihrem gutmüthigen, hausbacknen, ehrlichen Wesen haben eben so viele und wichtige Entdeckungen mit ihren einfachen Hülfsmitteln gemacht, als die unsrigen mit allen ihren künstlichen Maschinen. Und wenn die Naturwissenschaft sich auch rühmt jetzt weiter zu sein als jemals, so kann sie zwar den Himmel ausmessen und den Lauf der Sterne bestimmen, wie damals, allein die Geheimnisse der Erzeugung und Fortpflanzung, der Sympathie und Antipathie, des Lichts, des Feuers und namentlich der uns zunächst umgebenden Naturwunder, wie das Wachsen und Sichergänzen organischer Körper, ist noch eben mit so ungehobnen Schleiern bedeckt wie das Bild zu Sais.

---

8) Der Mensch treibt in der Kunst wie in der Wissenschaft das am liebsten, dessen er noch nicht vollkommen mächtig ist. Die Freude am Wachsen seiner geistigen Kräfte ist seine größte Lust. Der vollendete Meister ist selten oder nie mit seinem Werke zufrieden, denn da alles Irdische in der Kunst und Wissenschaft mangelhaft und Stückwerk ist, so übersieht auch der Meister am besten die Mängel seiner Arbeit. Nur die Natur ist vollkommen.

---

9) Wahrheit! — Was nennen sie jetzt Wahrheit? — Nur das, was ihre glücklichen Träume zerstört,

was ihren unschuldigen Kinderglauben enttäuscht. — Ist denn aber die Fata Morgana in der Wüste weniger wahr; als daß bald darauf der schreckliche Samum die Pilger unter glühendem Sande begräbt? Sind die schönen Träume von Liebe, Freundschaft, Nachruhm, weniger wahr; als die kalte, niederdrückende Erfahrung, daß wir dieselben nicht erringen können. Ist denn die Erfindung der Sixtinischen Madonna weniger eine Wahrheit, als wenn jemand etwa einen Scheffel Erbsen ausdrischt, oder der Schreiner einen Sarg fertigt?

---

10) Wie ekelhaft ist mir das Treiben hier in Rom und anderwärts, was man so jetzt gewöhnlich das Kunstleben nennt. Wie schaal und schlaff. Die Meisten, welche sich Künstler nennen, haben keine Begriff weder von dem Ziele, das sie sich gesteckt zu haben meinen, noch eben so wenig von den Opfern, die sie ihrem Berufe bringen müßten, wenn sie Künstler im wahren Sinne des Wortes sein wollten. Die Meisten leben so lustig in den Tag hinein, wie ihre Mittel es ihnen nur irgend gestatten, sie meinen der Genius wird sich wohl finden; oder sie denken wohl noch öfter gar nicht daran, daß zur Erzeugung von Kunstwerken Begeisterung erforderlich sei. — Wie sollten sie auch? — Sind sie doch meistentheils nur sogenannte Künstler geworden, um Geld zu verdienen und um ihren Lebensunterhalt zu erwerben, aber nicht um Kunstwerke zu schaffen.

Die Armen! Was würde ihnen das auch helfen, wenn sie dieselben nicht vielleicht nur darum schaffen wollten, um sie — für sich zu behalten; oder für einen Preis zu verschleudern, der jedem Schnitter in der Campagna zu gering als Tagelohn erscheinen müßte. — Was soll aus diesem Kunstleben werden? Nichts! — Es wird sich auflösen wie alles in der Welt, eine andere Geistesrichtung wird eintreten, und wer früher Künstler wurde, wird vielleicht Handwerker werden. Derselbe Genius, der vielleicht Madonnen, wie Raphael gemalt hätte, wird Vorbilder zu Stickmustern erfinden, denn Erfinden muß so Einer, und wenn ihm die Zeit-Gestaltung nichts Anderes erlaubt, nimmt er wohl auch damit vorlieb. — Der Genius, welcher eine Statue des Moses wie die Michael Angelo's geschaffen hätte, wenn ihm ein Antrag dazu geworden wäre, wird zierliche Vogelbauer drechseln, und der Baumeister des Freiburger Münsters, wenn er wieder auflebte, würde seine Erfindungskraft auf Dampfmaschinen beschränken müssen.

Es wäre auch recht gut so, die sonst überflüssigen Künstler würden alsdann doch endlich einmal praktisch und nützlich beschäftigt. Ihr Thoren! —! —

---

11) Es ist recht gut, daß es keine Gemüther mehr giebt, die sich so in ihre Kunst vertiefen, daß sie, wie es früher viele Beispiele gab, alles Irdische darüber vergessen. Was wollten sie auf der Welt, wenn sie nicht zugleich gelernt hätten ohne Essen und Trin-

ken, ohne Wohnung, ohne Weib und Kind und ohne Freund zu leben.

12) Viele protestantische Künstler sind katholisch geworden, weil sie meinten, daß sie dadurch im Stande wären, einen Christus oder eine Madonna darzustellen. Wären sie von Jugend auf Katholiken gewesen, so wäre es wahrscheinlicher, daß sie ihr Ziel erreicht hätten; allein ich habe an allen diesen bemerkt, daß ihre Glaubensänderung ihnen wenig zu dem vorgesetzten Zwecke geholfen hat.

13) Wie die Menschen im Alter sich nach den auf immer verlornen Jahren ihrer Kindheit sehnen, so sehnt sich das männliche Jahrtausend nach der verlornen Kunstblüthe vergangner Jahrtausende.

14) Ich glaube, daß die Kunst keine Kunst mehr ist wie ehemals, sondern ein gemeines Handwerk, welches mir leider nicht schwer sein würde zu beweisen. Sie haben mich herausgesetzt aus meinem Glauben, daß es eine Kunst gäbe, die göttlich ist.

Ich träumte einst, von Liebe, Freundschaft und Kunst; ich glaubte an Ehrlichkeit, Recht und Gerechtigkeit. Das war eine Dummheit, da solche Träume für das jetzige Jahrhundert höchst abgeschmackt und veraltet sind.

Ich träumte ferner von Nachruhm, das war aber offenbar das Abgeschmackteste, was ich je geträumt habe. —

Es gab eine Zeit, wo solche Träume gebilligt wurden und die Begeisterung welche sie erregten, gebar große Thaten. — Das ist aber lange her.

---

15) Sie ist todt — gestern lag sie wie eine Braut geputzt in ihrem Sarge. Es mochte wohl von den vielen vornehmen Leuten die sie umstanden und weinten, Niemandem einfallen, wie mir das Herz dabei blutete, da sie selbst es nicht wußten wie sehr ich sie geliebt.

Es mag wohl das Einzige so zu sagen Vernünftige gewesen sein, daß ich meine Liebe ihr verbarg. Wozu auch! was wollte der arme Maler mit der Tochter des reichen Duca. — Aber diese einzige vernünftige Handlung hat meinen armen Verstand mehr angegriffen, als das Unvernünftige, was ich bisher gethan. Es wird vorübergehen! — wie alles in der Welt. Das Alltagsleben wird wieder Raum gewinnen. Die Sorge für Unterhalt wird das Bischen Seelenschmerz wohl übertäuben. — Ueberhaupt kann Niemand weder von Schmerz noch Freude leben, sondern nur von Essen und Trinken, — wenn es auch nur Brod und Wasser wäre, man muß etwas genießen. — Lebe wohl, meine Julia, ich denke wir sehen uns bald wieder. — Wenn ich Dir Unterricht im

Zeichnen gab, und mich Deine großen Augen ruhig anblickten, konntest Du keinen Begriff von dem Sturme in meinem Innern haben. — Es ist gut so! — Morgen will ich nach Tivoli, ich will eine Auferstehung malen. — Hier in Rom ist heiße drückende Luft; vielleicht wird mir besser auf den Bergen.

Abreise.

„Du armer Nachruhm hoffender Kunstnarr,“ bemerkte Carl. „Du bist wohl nicht der Einzige, dem es so geht, der so lebt und stirbt, ohne daß in der ganzen Welt sich auch nur Einer um ihn bekümmerte.“

Indem ging die Thüre auf, und der Postbote trat ein. Briefe aus der Heimath! jubelten alle. — Er war an Friedrich gerichtet, aber schwarz gesiegelt, hastig riß er ihn auf, Raphael sah mit hinein und beide wurden blaß. —

„Was giebt es Kinder, doch kein Unglück?“ fragte Carl. —

„Wir müssen uns trennen“ seufzten die Zwillinge, „der Oheim ist todt, man hat nur wenig Hinterlassenschaft gefunden, und der Vater schickt uns einen Wechsel, womit wir soeben die Heimreise bestreiten können, mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß dies das letzte Geld sei, was wir bekommen können. Zugleich schreibt er, wir möchten sogleich abreisen, damit wir noch vor

Ende September über die Alpen wären, weil sonst leicht die Wege unsern Aufenthalt verzögern könnte."

"Kinder, nur keine Hitze!" begann Carl. "Joachim und ich begleiten Euch bis Triest, wir alle haben überdies noch nicht das westliche Ober-Italien, und Mailand auch nicht gesehen. An Gelde fehlt es mir und Joachim nicht, ihr braucht Euch also vor dem Umwege nicht zu fürchten. Aber abreisen müssen wir allerdings bald, wenn wir zur gehörigen Zeit dort sein wollen. Nun laßt uns noch alles besuchen, was wir bis jetzt etwa noch nicht gesehen, und dann Kinder geht Eurem Schicksale ruhig entgegen, grüßt mir in Deutschland alle Nachruhm hoffenden Kunstnarren."

So geschah es. Mit schwerem Herzen trennten sich die Zwillinge von Rom, und begleitet von den beiden andern besuchten sie Pavia, Pisa, Genua und Mailand. Raphael erkundigte sich wegen der Preisvertheilung, allien noch war sie nicht erfolgt; nur erfuhr er, daß eine große Menge Bewerber gewesen wären.

Sie erreichten endlich Triest. Am Morgen nach ihrer Ankunft stiegen sie den Berg hinauf, sahen noch einmal nach Italien hinüber, welches auf keinem Punkte in größerer Ausdehnung vor dem Reisenden liegt, nahmen schweren Abschied von ihren Freunden, und stiegen über den Bergkamm nach Deutschland hinunter, während jene Triest wieder zueilten.

Wie in einem Theater hatte die Scene sich fast augenblicklich verändert. Eben noch hatte sie Italiens laue Luft umfächelt, jetzt blies ihnen ein scharfer Nord-

Ost in das Gesicht. Sie waren noch warm von dem Gehen auf italienischem Boden, nun langten sie ihre Mäntel von den Schultern, um sich nicht zu erkälten. In dem eben verlassenen Italien war es heißer Sommer, wo sie jetzt gingen, jagte ihnen der Herbstwind dürres Laub und kalte Regenschauer entgegen. Nachdem sie eine Stunde sprachlos nebeneinander gegangen waren, trieb der Wind eine helle Wolke heran, und einige Minuten darauf umtanzte sie ein dichter Wirbel von Schnee. Früher, wenn sie als Knaben den ersten Schnee fallen sahen, war es ein Festtag, jetzt mahnten sie die Flocken sehr ernstlich das Fußreisen einzustellen, und sie beschlossen im ersten Nachtquartier Fuhre zu nehmen

„Ich habe irgendwo gelesen,“ sagte Friedrich, „daß eine junge Brasilianerin, die einen Deutschen geheirathet hatte, und ihm in sein Vaterland gefolgt war, als sie den ersten Schnee die ganze Landschaft bedecken sah, erst drei Tage lang weinte, und dann in Trübsinn verfiel. Damals lachte ich über ihre Empfindelei, und jetzt ist mir selbst weinerlich zu Muthe. Joachim und Carl sehen nun die Gluth der untergehenden Sonne, und wir den Horizont mit dunkelgrauen kalt und weiß verbrämten Schneewolken verdeckt, obgleich wir kaum drei Meilen auseinander sind.“

„Laßt uns Italien noch ein Lebewohl ausbringen, lieber Raphael, denn vermuthlich sehen wir es nie wieder, es wird künftig für uns nur ein Land der Sehnsucht bleiben, nnd was wir darin erlebt, wird wie ein Traumbild mit den Jahren immer mehr in

unserer Phantasie verbleichen, so daß wir einst, Greise geworden, kaum noch die Farbe des Bildes das uns als Jünglinge entzückte, erkennen werden.“

„Was schaffens Ihr Gnaden?“ redete der vor der Hausthür stehende Wirth sie an. — Sie gingen hinein und waren froh ein hellbrennendes Caminfeuer zu finden, denn es war kalt draußen, schneite und regnete zugleich. — Wohlthätig aber hatten die Laute vaterländischer Sprache sie berührt.

III. Mannes-Alter.

Ankunft in Weiler.

An einem naßkalten, unfreundlichen Novemberabende saß der Organist Balg zu Weiler mit seiner Susanna am warmen Ofen, in welchem munter die Flammen knisterten, während draußen der Sturmwind heulte, auch abwechselnd Schnee und Regenschauer prasselnd an die Fenster warf. — Wolfgang las die Zeitungen vor, da die Frau aber, während sie spann, bei den Debatten der Pariser Kammern Langeweile fühlte, und während sich die Deputirten zankten, an ihre Zwillinge gedacht hatte; so benutzte sie die erste Pause, welche ihr Mann machte, ihn mit den Worten zu unterbrechen:

„Ein schreckliches Wetter heute wieder, und so finster draußen, daß man die Hand nicht vor den Augen sehen kann, — wo mögen Friedrich und Raphael sein? —

„Die Jungens?“ erwiederte Balg, indem er weiter für sich allein las, „die Jungens werden nun wohl

bald hier sein, denn nach ihrem letzten Briefe aus Wien können wir sie jeden Tag erwarten.“

„Ich weiß gar nicht,“ sagte die Frau,“ warum Du immer noch die Jungens sagst; sie sind doch nun beinah 24 Jahr alt und wahrscheinlich sind sie in den zwei Jahren die sie fort sind, noch größer und stärker geworden.“

„Soll ich etwa sagen die jungen Herren?“

„Wie Du auch bist, Du kannst ja sagen: meine Söhne, oder sie bei ihren Namen nennen. Nicht wahr, mein lieber Wolfgang, Du thust mir den Gefallen?“

„Wenn es Dir Vergnügen macht, recht gern!“ — lachte der Organist, während er immer weiter blätterte; plötzlich rief er: „Susanne! Hier kommt etwas für Dich! — Höre zu!:“

Wissenschaftliche- und Kunstnachrichten.

„Die Akademie der Künste zu Mailand hat bei der diesjährigen Preisvertheilung den zweiten Preis, bestehend in einer goldenen Medaille von 60 Dukaten, demjenigen Bau-Entwurfe zugetheilt, welcher mit dem Motto versehen war: „Wer andern nachtritt, wird nie über sie hinausschreiten; und wer nicht aus sich selber schöpft, lernt auch von Andern nichts.“ Bei der Eröffnung der versiegelten Namens-Anzeige des Künstlers, ergab sich, daß der Preisnehmer Raphael Balg aus Weiler in Norddeutschland sei und sich zur Zeit in Rom aufgehalten, da aber derselbe bereits von dort in seine Heimath zurückgereiset ist, wird er hiermit aufgefordert, seinen Aufenthalt anzuzeigen, worauf ihm die Preismedaille zugehen wird. Die Zeichnungen

bleiben Eigenthum der Akademie, und werden dieselben mit einem Lorbeerkranze, so wie mit Namen und Geburtsort des Künstlers versehen, in den Sälen der Akademie aufbewahrt.“

Da Susanne nichts antwortete, blickte sich der Organist um, sah sie in ihrem Stuhl zurückgelehnt, die Augen gen Himmel gerichtet und zwei große Thränen darin glänzend, mit gefaltenen Händen, keines Wortes mächtig, neben sich sitzen. — Sie dachte an ihren Traum, und der Lorbeerkranz über der Zeichnung vergegenwärtigte ihr Sternenkränze des Ruhmes, welche sie über die Häupter der Zwillinge damals erblickt hatte. —

„Kein größeres Glück als Freude an seinen Kindern erleben,“ sagte sie endlich, und still weinend sank sie ihrem Manne in die Arme.

Da hörte man ein Fuhrwerk langsam und klappernd vor das Haus fahren.

„Wer mag so spät noch in die Stadt kommen, bei diesem Wetter,“ begann Wolfgang; aber kaum hatte er geredet, als die Thüre aufgerissen wurde, und die Zwillinge lagen in der Eltern Armen, gesund, groß, kräftig, zu Männern gereift.

Das war zu viel auf einmal, Susanna sank in ihren Stuhl und drückte die geliebten Kinder an ihre Brust. — „Raphael, mein Raphael!“ sagte sie darauf. — „Hier lies die Zeitung“

Raphael las und ein freudiger Schreck durchzuckte ihn. Er las den Beweis, die öffentlich vor der Welt, vor seinem Vaterlande ausgesprochene Anerkennung,

der ihn im Innern beseelenden Kraft. Er fiel seiner Mutter und dem Vater um den Hals, keines Wortes mächtig. — Als die erste Freude vorüber war, setzte man sich zusammen und nun ging es an ein Fragen. Die Brüder erzählten bis spät in die Nacht, die Mutter sorgte schnell und reichlich dafür, daß die Kinderchen bis zum andern Morgen nicht verhungerten, und Vater Wolfgang besorgte einige Flaschen guten Weines, welchen er für so mäßigen Preis erhielt, daß die Söhne in Rom ein halbes Oxhoft dafür hätten haben können. —

„Gebt auch wohl acht, was ihr beide heut träumen werdet,“ sagte die Mutter, „denn das trifft ein.“

Friedrich und Raphael sahen einander lachend an, „das ist ja wie bei dem Doktor Emanuel.“

„Wer ist das,“ fragte Susanna.

Friedrich mußte nun den Traum, welchen die Leser bereits kennen, der Mutter vorlesen, und diese wünschte im Stillen nichts sehnlicher, als daß dem Dichter ebenfalls bald eine öffentliche Anerkennung werden möge, wie sie der Baumeister bereits erhalten hatte.

So schwatzten die Glücklichen bis spät in die Nacht, und je ärger das Wetter tobte, desto himmlischer wurde es in der kleinen Stube.

Endlich trieb die Mutter alle zu Bett. — Die Brüder waren in derselben Stube, welche sie als Knaben bewohnt hatten; noch standen Stühle, Betten, Spiegel, alles an demselben Platze wie damals, noch hörten sie den Nachtwächter auf seinem Horne blasen und eintönig die Stunde absingen, wovor sie

sich als kleine Kinder so oft gefürchtet und unter die Deckbetten verkrochen hatten; da traten sie, die Arme und Hände verschlungen, an das geschlossene Fenster, sahen hinaus in die wohlbekannte Straße, aber sie sahen nichts, als den ungewiß flackernden Schein der Straßenlaterne und hörten nichts, als das Heulen und Sausen des Herbststurmes.

„Gute Nacht Friedrich!" —

„Gute Nacht Raphael," sagten sie zu einander, und Jeder suchte sein Lager.

Da hörten sie eine ernste feierliche Melodie, es war der Vater, dessen Zimmer unter dem ihrigen lag, und welcher auf dem Flügel phantasirte. Die Brüder entschlummerten, eingewiegt durch die Töne wie in ihren Kinderjahren.

„Was habt Ihr geträumt?" fragte die Mutter am andern Morgen bei dem Frühstück

„Ich? Nichts!" erwiederte Raphael.

„Ich auch nichts!" sagte Friedrich, „ich war viel zu müde, um viel zu träumen."

Der Vater lachte, Susanna war beinah verdrießlich, daß die Kinder nichts hatten träumen wollen.

„Nun müssen wir aber auch an die Zukunft denken," begann Wolfgang „Ihr wißt, liebe Kinder, daß mein Bruder, Euer Oheim, der allgemein für sehr reich gehalten wurde, so viel wie nichts hinterlassen hat. Ihr seid ihm Dank schuldig für das was er Euch hat lernen lassen, aber von nun an müßt Ihr, auf Eure eignen Kräfte bauend, sehen wie Ihr durch die Welt kommt, denn selbst das kleine Kapital von mir,

welches sich in den Händen meines Bruders befand, ist bedeutend geschmälert worden. Es würde selbst dann, wenn ich es ganz opfern wollte, nicht ausreichen, Euch fortzuhelfen, ohne daß Ihr selbst etwas dazu beitragt. — Hier bleiben könnt Ihr nicht, denn hier ist nirgends Aussicht für Euren Unterhalt. Ihr müßt demnach in die Residenz und zwar denke ich, daß Du Friedrich, Dich bemühst, bei irgend einer öffentlichen Schulanstalt als Lehrer anzukommen, Du aber, Raphael, kannst nun nicht Maurermeister werden, da Du, kein Vermögen hast; es wird also besser sein, wenn Du in der Residenz Deine Prüfung zum Staatsbaubeamten bestehst, ich denke in etwa zwei Jahren kannst Du damit fertig sein bei Deinen bereits gesammelten Vorkenntnissen. — Vorläufig könnt Ihr noch einige Zeit hier bleiben, denn vor dem neuen Jahr ist doch in der Residenz auch nicht viel für Euch zu thun. Uebrigens wird es gut sein, wenn Ihr beide Eure Tracht ändert, da die altdeutschen Röcke, die Zwickelbärte und Baretts in neuester Zeit verschwunden sind, weil sie nicht mehr in der Mode Beifall finden und weil alle Behörden ihren Mitgliedern sie verboten haben.“

Die Bahn, welche sie ihres Broderwerbes wegen zu wandeln hatten, war nunmehr vorgezeichnet. Das Leben in ungebundner jugendlicher Freiheit und Sorglosigkeit sollte bald aufhören, und die ehernen Ketten Gesellschaft, welche alle fernere freie Bewegung fesseln sollten, lagen bereit sie unauflöslich zu umschlingen. Die Zwillinge ahnten hiervon jedoch nur wenig, denn

ihre Augen sahen noch nichts in der Welt, als Lust und Genuß.

Mutter Susanna war der Meinung, daß die Zwillinge, da sie sich einige Zeit bei ihnen aufhalten würden, auch bei ihren Bekannten und bei dem Magistrate Besuche machen müßten. — Das hieß aber ziemlich die ganze Stadt besuchen. — Im Hintergrunde lag indeß bei Frau Susannen der süße mütterliche Stolz auf ihre beiden schönen, männlichen, wohlgerathenen Söhne, bei Raphael vorzugsweise die gewiß in ganz Weiler bereits bekannte Nachricht, von der Mailänder goldenen Preis-Medaille und dem Lorbeerkranze über den Zeichnungen.

Keine Mutter wird ihr dies Gefühl verargen. — Aber die Mütter in Weiler dachten ganz anders, denn da von den jungen Männern in Weiler bisher seit Erschaffung der Welt keiner eine Preismadaille, und am allerwenigsten von einer Kunstakademie erhalten hatte; so wußten die Mütter durchaus nicht was das zu bedeuten hätte, und setzten deßhalb, und weil ja die Balg's eigentlich doch nur arm waren, in ihrer gewöhnlichen Gutmüthigkeit voraus, daß so etwas wohl Jeder erhalten könne, und die ganze Geschichte nicht der Rede werth sei.

Die erste Einladung, welche nach den gethanen Besuchen erfolgte, war bei dem Oberbürgermeister, der sich sehr nach Joachim und seinen Fortschritten erkundigt hatte, und die Familie Balg begab sich zur bestimmten Zeit zu dem Mittagsessen, wozu noch der Kämmerer, Apotheker, der Salzsteuer-Einnehmer Soda

nebst Familie und der Pastor geladen waren. Am meisten freute sich wohl Adelaide, die Tochter des Herrn Soda, über die glückliche Zurückkunft ihrer kleinen Pathen. Die wenigen Jahre ihrer Abwesenheit waren ihr so unter den Händen weggeschwunden, daß sie es gar nicht begreifen konnte, wie mehr als zwei Jahre darüber verstrichen.

Als die ersten Gerichte vorüber waren und die Unterhaltung allgemeiner wurde, bestürmte man die Zwillinge mit Fragen über Italien und was sie eigentlich dort gemacht hätten. Da es vielleicht zur näheren Entwickelung von Kunstansichten dienen kann, wollen wir dem Gespräch zuhören.

Gespräch über Italien und die Kunst.

Oberbürgermeister: Sagen Sie mir, junger Herr, ißt man in Italien auch Rindfleisch, wie dieses hier Sie werden gestehen müssen, daß es so schön wie Hamburger ist.

Friedrich: Allerdings, Herr Oberbürgermeister, man hat dort ausgezeichnet schöne Ochsen, namentlich in der Lombardei, welche den ungarischen nichts nachgeben.

Frau Ober-Bürgermeisterin (zu Friedrich): Ist es denn wahr Herr Doktor, daß in Italien, — nein ich schäme mich fast zu fragen, — so viel Ungeziefer sein soll.

Friedrich: Ungeziefer? — Was meinen Sie, Frau Oberbürgermeisterin.

Frau Ob.-Bürgermstr.: J! Herr Doktor Sie werden mich schon verstehen, man soll davor gar nicht schlafen können und am andern Morgen ganz roth gesprenkelt aussehen. Ich habe das neulich in einem Journale gelesen.

Friedrich: Ach! nun weiß ich, was Sie meinen. O ja, diese Insekten sind dort häufig, wo jedoch in den Häusern einige Reinlichkeit herrscht, giebt es nicht mehr und nicht weniger als in unserm Vaterlande.

Adelaide: Die italienischen Mädchen sollen ja so schön sein; ist das so Herr Doktor? ich denke mir sie recht weiß und schön?

Friedrich: Die vornehmen Damen setzen sich wenig der Sonne aus und haben deshalb eine schneeweiße aber marmorartige Hautfarbe, der größte Theil jedoch hat einen braunen, und dabei glühenden Teint; denken Sie sich dazu, mein Fräulein, rabenschwarzes Haar, große schwarze Augen, eine stets feine Taille, ohne geschnürt zu sein, die schönsten Füße und Hände, so wie bei der Bäuerin den leichten schwebenden Gang und Anmuth in jeder Bewegung, so haben Sie ein vollendetes Bild der Italienerinnen.

Adelaide: Sie sind ja ganz begeistert, Herr Doktor, aber ich mag ihre braune Schönheit nicht. In der Residenz sah ich die Töchter des italienischen Gesandten, welche die Herren alle sehr schön fanden, mir aber und allen Damen meiner Bekanntschaften, kam sie vor, wie Juden- oder Zigeunermädchen, so häßlich.

Friedrich: Das ist Geschmacks-Sache, mein Fräulein.

Kämmerer: Haben Sie den Pabst gesehen, wie sieht er denn aus?

Raphael: O ja, wir haben ihn oft gesehen, es ist ein sehr würdiger alter Mann, und wenn er umgeben von den Cardinälen und der andern hohen Geistlichkeit das Hochamt abhält, macht das einen wunderbaren Eindruck.

Pastor: Doch nichts weiter als sinnliche Eindrücke, es ist unbegreiflich, wie die Menschen noch so weit zurück sein können!

Ober-Bürgermeister: Ja wohl, Herr Pastor, da haben sie vollkommen Recht, und die vielen Bilder in den Kirchen, und die Fahnen, und das goldne und silberne Geräth, was muß das alles für Geld kosten, und ist doch ganz unnütz, könnte weit nützlicher verwendet werden.

Kämmerer: Ich kann mir immer noch keinen deutlichen Begriff davon machen, was die vielen Künstler in Italien eigentlich thun, und wenn sie nun ausstudirt haben, was sie dann eigentlich anfangen wollen, wenn sie in ihre Heimath zurückkehren. Hier z. B. werden doch keine Bilder gemalt, es wird keine Statue aufgestellt, und die Gebäude besorgt alle unser Rathszimmermeister, welcher ein sehr geschickter, sehr praktischer Mann und zugleich ein sehr wohlhabender Mann ist, und eigentlich doch nichts gelernt hat, denn er kann weder lesen noch schreiben. Der ist doch auch nicht in Italien gewesen, und unsere neuen Gebäude gehö-

ren doch gewiß mit zu den besten, die überhaupt gebaut werden. Ich sehe also gar nicht ein, wozu das Nachitalienreisen eigentlich dienen soll. Das einzige, was mich, da ich Dichter bin, anziehen würde, ist, daß ich einen Improvisator hören möchte.

Alle Damen außer Susanna: Was ist das? —

Kämmerer: Das ist ein Stegreifdichter, meine Damen, es wird ihm ein beliebiges Thema gegeben und dann spricht er stundenlang in Versen darüber, daß die Anwesenden in Thränen schwimmen. Ja einer hat dadurch sogar eine Räuberbande so begeistert, daß sie ihm alle Sachen, die sie ihm gestohlen hatten, wieder herausgaben. — Ich habe mich, mit aller Bescheidenheit sei es erwähnt, auch im Stillen geübt zu improvisiren.

Die Damen: Bitte! bitte! improvisiren Sie etwas.

Der Kämmerer: Wenn Sie durchaus darauf bestehen, meine Damen! — sonst pflege ich es nicht zu thun, indeß unter so nachsichtigen Freunden will ich eine Ausnahme machen und um ein Thema bitten.

Frau Ob.-Bürgermstr.: Fische! — (da sie eben Fische zerlegte.)

Kämmerer: Entschuldigen Sie, verehrteste Frau Ober-Bürgermeisterin, es muß immer womöglich ein geschichtliches Thema sein.

Frau Ob.-Bürgermstr.: Ach so! — Na Mann, da mußt Du Eins geben.

Ober-Bürgermeister: Also geschichtlich? — Hm? — Na erlauben Sie einmal! — Hm! —

Frau Ob.-Bürgermstr.: Gott Mann, Du besinnst Dich schrecklich lange. Na —! —

Ob.-Bürgermstr.: Na? —

Frau Ob.-Bürgermstr.: Napoleon! Mein Gott, wie kann man so schwer von Begriffen sein

Kämmerer: Vortrefflich! ein sehr schönes Thema. Erlauben Sie, Verehrteste, daß ich mich einen Augenblick sammle. — Hm! — Napoleon! — Hm! — Ein vorzügliches Thema, unendlich reich, was könnte man da alles sagen. Hm! — So, na nun bin ich fertig. — Das Versmaß überlassen Sie doch mir, hochgeehrte Gesellschaft.

Raphael: Bei solchen erzählenden Gegenständen pflegt man die achtzeilige Stanze zu nehmen.

Kämmerer: So? — die achtzeilige Stanze? — das wird wohl einerlei sein; wenn Sie erlauben wähle ich den Alexandriner, er ist mir geläufiger.

Frau Ob.-Bürgermstr.: Machen Sie nur, daß Sie anfangen, Herr Kämmerer.

Kämmerer: Wie Sie befehlen! — (räuspert sich.)

„O Tag! O schöner Tag! — der Du den Held geboren,
Der uns manch liebes Mal in Deutschland hat geschoren.“ —

Sehen Sie, meine Herrschaften so geht es nun fort, immer fort, und nun erzählt der Improvisator die ganze Geschichte so in rührenden Versen.

Frau Ob.=Bürgermstr.: Ist es denn schon aus? —

Kämmerer: Eigentlich nicht, man kann das stundenlang fortspinnen, aber ich wollte der geehrten Gesellschaft nur einen kleinen Begriff von der Sache geben, ohne sie dabei zu ermüden.

Frau Ob.=Bürgermstr.: Ich habe mir das Improvisiren ganz anders und viel schwerer gedacht.

Kämmerer: Entschuldigen Sie, Frau Ober=Bürgermeisterin, es ist auch sehr schwierig, es gehört eine eigne Gottesgabe der Poesie dazu, welche wunderbarer Weise an diese ungebildeten Italiener verschwendet ist, die sich gar nicht einmal Mühe darum geben. Ich aber begnügte mich, Ihnen die Sache nur im Ganzen deutlich zu machen, was es eigentlich ist, wie es entsteht, und wie man sich dabei zu verhalten hat. —

Frau Ob.=Bürgermstr.: Was bekommt denn nun Einer, wenn er sich ein paar Stunden lang anstrengt, wie Sie vorhin sagten.

Kämmerer: Ich muß gestehen, ich weiß nicht, was dafür gezahlt wird. Wissen Sie es nicht, Herr Doktor? —

Friedrich: Es fällt keinem ein sich dafür bezahlen zu lassen. Wenn die Lazaroni im Hafen von Neapel gerade nichts zu thun haben, ergreift einer die Mandoline, steigt auf einen Stein und improvisirt, während die andern Männer, Frauen und Kinder andächtig zuhören. Aber daß er dafür etwas verlangte, habe ich nie gehört.

Ober-Bürgermeister: Nun bitte ich jeden Menschen mir zu sagen, ob diese faulen Italiener nicht lieber etwas Nützlicheres thun könnten, als stundenlang zu improvisiren und obendrein um gar nichts, und für gar nichts, blos daß sie dem lieben Himmel die Zeit stehlen. — Es mag auch schönes Zeug sein, was sie zusammenimprovisiren, denn ich erinnere mich gelesen zu haben, daß die Lazarone ohngefähr dasselbe wie unsere Eckensteher sind. — Nun bitte ich Sie, denken Sie sich etwa unsern Nante, oder so einen, wie er mit der Mandoline auf einem Stein sitzt und die andern alle herum, wie sie andächtig zuhören. Nein, verehrter Herr Doktor, Sie wollen uns was aufbinden. Und überdem sollen ja auch in Italien fast gar keine Schulen für die ärmeren Leute sein, wo sollen diese so etwas her wissen. Nicht wahr Herr Pastor?

Pastor: In der That, es ist kaum denkbar, denn die ganze Bevölkerung ist noch ungeheuer zurück, indeß stimmen alle Reisebeschreibungen überein, daß es wirklich so ist, wie der Herr Balg eben erwähnte. Aber ich muß gestehen, daß ich nie einen Begriff davon hatte.

Kämmerer: Herr Raphael Balg, haben Sie bereits die Preismedaille von Mailand erhalten, von der wir in den Zeitungen neulich gelesen?

Raphael: Noch nicht, Herr Kämmerer, aber ich habe darum geschrieben.

Kämmerer: Wie kamen Sie eigentlich dazu?

Raphael (über und über roth werdend): Wie ich dazu kam, Herr Kämmerer?

Kämmerer: Nun ja! ich meine, es muß doch nicht so sehr schwierig sein eine solche zu erhalten, da Sie als angehender Baumeister doch erst Ihre Kunst studirten.

Raphael: Hierauf, Herr Kämmerer, würde es wohl vergeblich sein, Ihnen zu antworten, da Sie mich doch schwerlich verstehen würden.

Kämmerer: O junger Mann ich bin gar nicht so schwer von Begriffen, und wenn Sie sich nur die Mühe geben wollten es uns deutlich zu machen, so würde ich es wohl begreifen. — Aha, Sie schweigen und sind ganz roth geworden. Na ich will nicht weiter darnach forschen, denn wir in Weiler sind immer sehr delicat in solchen Sachen, — und höchst discret, das können Sie glauben Herr Balg.

Nun wurden eine Menge Gesundheiten ausgebracht und die Tafel aufgehoben. — Adelaide, welche gefühlt, wie ihr Nachbar Raphael bei des Kämmerers unverschämter Delikatesse zitterte, hatte Mitleiden mit dem jungen Mann; um so mehr, da sie glaubte, daß er wirklich auf geheime Art zu der rühmlichen Erwähnung in den Zeitungen gekommen sei, und gab sich alle mögliche Mühe ihn auf irgend eine Art zu zerstreuen, da mit seinem Wiedererscheinen in der Heimath auch ihre alte Neigung für ihn erwacht war.

„Soll ich Ihnen etwas singen?“ fragte sie ihn

endlich, und da er sich stumm verneigte, ging sie zu dem in der Stube stehenden Fortepiano, einige Accorde anschlagend, obgleich es durchaus verstimmt war.

„Ach das ist sehr schön,“ begann der poetische Kämmerer, „daß Sie uns Etwas zum Besten geben wollen, mein Fräulein.“

„Ach!“ sagte Frau Soda, „Sie glauben nicht, Herr Kämmerer, was meine Tochter für Talent für Musik hat, sie lebt ganz für den Gesang, und lernt alles von selbst, sie hat nie Unterricht gehabt und ist wirklich eine wahre Natursängerin. Ein gutes Kind, meine Tochter, und sie genirt sich auch nicht im Mindesten, mag zuhören wer da will, und eine Stärke hat ihre Stimme, das glauben Sie gar nicht. Wenn sie so zu Hause für sich singt und so manchmal einen einzelnen Ton herausschreit, möchten gleich die Fensterscheiben springen. — Singe, meine Tochter, singe.“

Adelaide sang:

„Kennst Du das Land, wo die Citronen blüh'n.“

Wer jemals in Privat-Gesellschaften dazu verdammt gewesen ist, die Tochter vom Hause, oder andere junge Natursängerinnen anhören zu müssen, der kann sich einen Begriff machen, wie den Zwillingen zu Muthe war, als die Sängerin nicht nur nach dem verstimmten Instrumente falsch einsetzte, sondern auch gewöhnlich den dritten Ton falsch sang, welches sie jedoch gar nicht zu bemerken schien. Was ihre Stimme im Ganzen anbetraf, so hatte sie die meiste Aehnlichkeit damit, daß sie ungefähr so klang, wie wenn man ein Kalb würgt.

„Dahin! dahin! will ich mit Dir, o mein Gelieb-
ter, ziehn!“

schloß sie endlich und sah Raphael zärtlich an. — Allein dieser hatte Kopf und Augen gesenkt und war mit seinen Gedanken in Italien.

Alle klatschten Beifall, die Sängerin verneigte sich ihres Verdienstes sich bewußt.

Der Kämmerer drang in sie, noch mehr zu singen, wozu sie sich sogleich bereitwillig erklärte, und noch dreimal entzückte sie die Gesellschaft, während die Familie Balg dabei eine entsetzliche Ohren- und Nerven-Folter ausstand Als dieser Vollgenuß vorüber war, erinnerte sich der Kämmerer, daß Friedrich auch Dichter sei und bat ihn laut vor der ganzen Gesellschaft, durch sein Talent zur Unterhaltung beizutragen.

So viel er sich auch entschuldigen mochte, daß er nichts auswendig wisse, auch nichts bei sich habe, so mußte er doch den vereinten Bitten nachgeben und aus seiner Wohnung etwas herbeischaffen. — Während er abwesend war, hatte man einen Spieltisch geholt, an welchem der Oberbürgermeister, Herr und Frau Soda und der Kämmerer Platz nahmen, es wurden Pfeifen, Taback und Karten gereicht, es war also nicht zu fürchten, daß wenigstens die am Spieltische Langeweile haben würden. — Als Friedrich wieder zurückkam, war die Partie schon in vollem Gange.

„Es wird Sie aber bei dem Kartenspiele stören, meine Herrschaften, wenn ich vorlese,“ begann er.

„O keinesweges!“ erwiederte der Oberbürger-

meister, „wir können das noch recht gut mit anhören, haben Sie nur die Güte zu lesen.“ — Friedrich las:

Die Kunst im Lande der Thiere.

Der Löwe, als König der Thiere, ging unruhig in seinem prachtvoll geschmückten Apartement umher. Auf einem Mormortische lagen viele Kunstblätter, Kunstjournale, Cataloge von Ausstellungen und Listen von unendlich vielen Kunstvereinen, welche zum Beitritt einluden. Seiner bestialischen Majestät waren seit längerer Zeit diese Schriften durch die Gesandten und Consuln, welche er im Reiche der Menschen hielt, zugegangen und ihre Durchlesung hatte in den letzten Monaten die einzige Unterhaltung des Monarchen ausgemacht. Er ging nämlich damit um, auch sein Reich durch die schönen Künste zu beglücken, indem er, von seiner allerhöchsten Mutter mit einem sanften, nur zuweilen mächtig aufbrausenden Gemüth begabt, ganz voller Empfänglichkeit für schöne Künste war.

Daß aber seine Mutter ein wahres Engelsgemüth besaß, welches sonst bei Löwinnen sehr selten ist, kam daher, daß sein Vater die Mutter mit dem Sohne verstoßen und beide als Sklaven in die Menagerie von Van Aken verkauft hatte, wo sie durch die lange Einkerkerung entsetzlich viel duldeten, und die Mutter Zeit genug hatte, dem Sohne in täglich wiederholten moralischen Vorlesungen begreiflich zu machen, daß

kriegerischer Ruhm eigentlich nichts gegen den Ruhm sei, welchen man als Beschützer der schönen Künste erlangen könne. Der junge Prinz lag dabei gewöhnlich in seinem Käfig auf allen Vieren ausgestreckt, blinzelte mit den Augen und gähnte zuweilen, daß alle ihm gegenüberstehenden Affen sich in die äußerste Ecke ihrer Kasten verkrochen.

Eines Tages las Van Aken einem Freunde die Zeitungen vor, worin stand, daß der König Löwe gestorben, und großer Streit um die Herrschaft in dessen Lande sei, hierbei deutete er auf den Käfig, in welchem unser Prinz mit seiner Mutter eingesperrt waren und erzählte ihm, wie er beide als verstoßene Sklaven für ein Billiges an sich gekauft habe.

Kaum hatte unser Prinz diese Nachricht vernommen, als er sich wild brüllend aufrichtete, daß Alles in der Thierbude erschrack, mitbrüllte und namentlich die Affen, Papageien und Arras ein entsetzliches Geschrei anfingen.

Die Mutter aber gab ihm durch einen fürchterlichen Schlag ihrer Tatze an seinen Kopf auf eine sanfte Art zu verstehen, daß er sich ruhig verhalten möchte, und flüsterte ihm zu, daß sie diese Nacht ihren Kerker erbrechen und fliehen wollten. Dies geschah auch und bald langten die Flüchtlinge in ihrer Heimath an, wo der schon verloren gegebene Prinz mit dem größten Pomp in seine Heimath einzog. Damit aber Van Aken sie nicht der Undankbarkeit beschuldigen könne, da ihre Besichtigung ihm viel Geld eingebracht hatte, ließen sie ihm einen Zettel zurück, worin der Prinz

versprach, sobald er König wäre, wolle er ihn königlich belohnen, bis dahin müsse er sich für die genossene Pflege als sein Schuldner bekennen, welches gewiß sehr edelmüthig gehaudelt war.

Als er nun zur Regierung gelangte, wollt' er, eingedenk der Lehren seiner Mutter und begierig auf den Ruhm, den er als Beschützer der schönen Künste erlangen würde, seinen Regierungsantritt sogleich durch die Stiftung einer Kunstakademie, Kunstausstellung und Gründung von Kunstvereinen glorreich beginnen. Er hatte zu diesem Zwecke alles gelesen, was sein Vorhaben unterstützen konnte, und er hatte nun leider so viel guten Rath dafür gefunden, daß ihm sein königliches Haupt noch dicker geworden war, als es schon von Natur zu sein schien.

Dies ist der Augenblick, in welchem wir ihn, unruhig in seinem Apartement auf und abgehend, gesehen haben. Er zog die Klingel und der geheime Ober-Kämmerer Hund trat ein.

„Der Minister des Kunstdepartements und der Bauminister!“ schnaubte der Monarch.

Der Kämmerer, welcher die Wolken auf der Stirn seines Gebieters sah, zog rasch den Schwanz zwischen die Beine, und bellte ein schnelles „sogleich Ew. Majestät.“

Nicht lange darauf trat der noch eben ganz neu erwählte Kunstminister (den man doch eher haben mußte als die Kunst) in der Person des Elephanten, und der Bauminister in der Person des Fuchses ein.

„Meine Herren,“ begann der Herrscher, „Sie sind schon durch mein gestriges Schreiben unterrichtet, daß

ich zum Besten meiner Unterthanen, und zu ihrer sittlicheren Ausbildung eine Kunstakademie mit allem was dahin gehört, errichten will. Sie wissen daß meine Unterthanen größtentheils dumme Bestien sind, welche bis jetzt vor der göttlichen Kunst so zu sagen einen förmlichen Abscheu zeigten, man kann es ihnen zwar nicht verdenken, denn unter den glorreichen Regierungen meiner Vorfahren war im Leben die sogenannte praktische Richtung eingetreten, welche in wenigen Jahrzehnden allen früheren Kunstaufschwung vernichtete, so daß mein ganzes Volk nur auf Gelderwerb ausging und noch ausgeht. Da wir aber jetzt keine Künstler mehr in meinem Reiche haben, (denn die praktische Thiere, wie der Biber, der Dachs, die Spinne, die Schwalbe, der Seidenwurm, die Wander-Ameise, die Biene und andere, welche ihr instinktmäßiges Handwerk nur praktisch betreiben, kann man nicht Künstler nennen) so bin ich, wie gesagt, gesonnen, erst alle Aemter meiner Kunstakademie zu besetzen; die Künstler und die Kunst werden sich nachher schon finden, wenn die Lehrgegenstände gut sind. — Ihnen, lieber Bauminister, wird es nur an einem Lehrer für den ästhetischen Theil fehlen, denn die praktischen Zweige sind bereits hinlänglich durch oben erwähnte Bauthiere ausgefüllt, abrr für Ihr Departement, mein lieber Kunstminister, bitte ich mir Ihre Meinung zu sagen, wie wir die Lehrstühle für Poesie, Musik, Malerei und Bildhauerei besetzen.“

Der Elephant sprach hierauf in respektvollem Tone: „Wenn Ew. Majestät geruhen wollen mich anzu-

hören, so erlaube ich mir, meine unmaßgeblich hingestellte Meinung dahin zu äußern: Für Poesie dürfte dem Singe-Schwane die Professur zu ertheilen sein. Bei der Musik ist gar keine Verlegenheit, denn Ew. Majestät im Conservatorium zu Paris gebildeter italienischer Gimpel, und die Hofopernsängerin Nachtigall würden sich gewiß dazu am besten eignen. Für Malerei und Skulptur aber muß ich gestehen, daß unter Ew. Majestät Unterthanen sich wenig taugliche Subjekte finden werden, wenn man nicht für Malerei den Tintenfisch (Sepia) und für Skulptur die Koralle nehmen wollte."

Als Akademie-Direktor aber würde ich, wegen seiner unendlichen Geduld, welche bei dem wilden, sich keinem Gesetze fügenden Künstlervolke nach allgemeiner Erfahrung sehr nöthig ist, unmaßgeblich den Esel vorschlagen, auch der Ochse könnte hierbei gute Dienste leisten, denn obgleich er weniger geduldig ist, so hat er für die nöthigen Fälle eine durchdringende alles überwindende Grobheit, welches alles jedoch ich Ew. Majestät unterthänigst anheim stelle."

"Mein lieber Kunstminister!" sagte der Monarch mit vieler Huld, "ich konnte es gleich von Ihrem alles durchdringenden Verstande erwarten, daß Sie die tauglichsten Subjekte sogleich herausfinden würden, für Poesie also den Singe-Schwan, für Musik Gimpel und Nachtigall, aber für Malerei, Bildhauerei und den ästhetischen Theil der Baukunst schlage ich — Affen vor. — Ich habe während meiner Gefangenschaft in der Van Akenschen Menagerie einige in Rom ge-

bildete, verarmte Kunst-Affen kennen gelernt, welche mir meine Leiden durch ihre außerordentliche Kunstfertigkeiten sehr erleichterten. Es ist aber auch sehr natürlich, daß sich solche Herren am besten für unsern Zweck eignen werden, denn ihr Nachahmungstrieb ist erstaunlich, und so viel ich gesehen habe, als ich noch unter Menschen lebte, bedarf es in der jetzigen Kunst nichts weiter, als der Nachahmung; denn die Baukunst ahmt die Antike nach, die Malerei und Bildhauerei ebenfalls, also Affen meine Herren, geborne Kunst-Affen müssen wir haben. Ich werde deshalb an Herrn Van Aken schreiben, er überläßt mir sie gewiß gegen einen geringen Preis und verwöhnt sind die Herren von früherher auch nicht, wir brauchen ihnen keine große Besoldung zu geben, welches mir sehr lieb ist, da ohnedies der Finanzminister kein Geld für die Einrichtung der Akademie hergeben will, denn er meint, das ganze Kunstwesen sei überflüssig, worin ich jedoch entgegengesetzter Meinung bin."

„Ew. Majestät haben befohlen," sprach der Elephant, „wir werden sogleich an die Vollstreckung des allerhöchsten Willens gehen"

Beide Minister verbeugten sich, und der Fuchs dachte in seinem Sinne, mit den ästhetischen Affen will ich wohl fertig werden, wenn es nicht etwa so ein wüthender blaunasiger ist, denn die sind schwer umgänglich.

Als am nächsten Tage die Hofzeitung erschien, und die ganze Einrichtung der Akademie mit allen Aemtern und Besoldungen namhaft gemacht war,

steckten die Bestien des ganzen Landes ihre Köpfe zusammen, und murrten im Stillen über die muthwillige Verschwendung ihrer schwer erarbeiteten Abgaben zu so gänzlich, nach ihrer Ansicht, unnöthigem Zwecke.

Man kann es den dummen Bestien nicht verargen, wenn man bedenkt, daß sie seit langer Zeit nichts kannten, als nur ihre dringendsten viehischen Bedürfnisse zu befriedigen; überdies hatten sie seit mehreren Jahrhunderten die Kunst nur von Hörensagen kennen gelernt, und die Künstler unter ihnen, welche glücklichere Zeiten gesehen, waren bei ihnen schon zu förmlich fabelhaften Thieren geworden, wie der Phönix die Sphinx, die Sirenen, der Apis und andere, aber man kannte kaum noch ihren Namen, und ihre Thaten waren längst der Vergessenheit übergeben.

Man war jedoch allgemein klug genug, seine Ansichten geheim zu halten, und nahm sich nur im Stillen vor, den schönen Künsten von Seiten des Publikums durchaus keinen Vorschub zu leisten. Denn, schloß man sehr richtig: wenn wir nichts von Kunstwerken bestellen, oder kaufen, so wollen wir doch sehen, was alle Künstler im ganzen Lande zusammengenommen, anfangen wollen, sie müssen ja alsdann rein verhungern, davon laufen oder im Schuldthurme, den Meister Fuchs so schön angelegt, sterben.

Nur die Portraitmalerei ließ man gelten, denn jeder Tiger oder Bär oder Büffel, oder jede wilde Katze, Sau und Ratze wollten doch gern ihr Gesicht für ihre zarten Sprossen erhalten.

Es ließ sich also hieraus schließen, daß sich wenig-

stens für die Maler eine leidliche Perspektive eröffnete. Allein als man auch von einem Professor der ästhetischen Baukunst las, wußte im Anfange keine einzige Bestie des ganzen Landes, was damit gemeint sei und als sie sich ohngefähr hatten erklären lassen, meinten namentlich alle blos praktischen Bau-Bestien, daß das ganz und durchaus überflüssig sei, denn sie würden ihre Wohnungen doch auf keinen Fall anders bauen, als ihr Vater und Großvater es gethan.

Der Biber meinte, es gäbe keine schönere Wohnung als im Schlamme, die Schnecke behauptete, nichts sei bequemer als sein Haus immer bei sich zu tragen, und der Fuchs lobte im Stillen seine Wohnung, welche immer noch einen Nebenausgang hat.

So standen die Sachen, als die Kunst-Akademie in Wirkung trat.

Die erste Vorlesung für jeden Kunstzweig war ungeheuer überfüllt und namentlich drängte sich alles in den Hörsaal des Professors der Aesthetik der Baukunst, weil wie bereits erwähnt, Niemand davon den mindesten Begriff hatte, und Jedermann am liebsten doch etwas Neues hört.

Der ästhetische Bauaffe, welcher die Vorlesung hielt, erstaunte über die ungeheure Menge Zuhörer, fand sich zugleich dadurch höchst geschmeichelt, und fletschte einigmale sehr freundlich die Zähne, als er das Catheder betreten hatte. Nachdem alles ruhig geworden war, begann er wie folgt:

„Hochgeehrte Versammlung, nur Ein Volk der Erde hat bis jetzt die richtigen Principien der Bau-

kunst als Kunst erfaßt, es sind dies die Griechen; alle übrigen Völker tappten nur im Finstern, und selbst hier in meinem geliebten Vaterlande finde ich leider, daß man gänzlich in dieser Kunst zurück ist. Die Säulenordnungen, hochgeehrte Versammelte sind das, was man eigentlich nur Baukunst nennen kann, und ich sehe mich genöthigt, darauf aufmerksam zu machen, daß z. B. ein Schneckenhaus, mit Säulen und Giebel geziert, etwa ein hexastylos amphiprostylos eustylos, oder deutsch gesagt, hinten und vorn ein Säulengiebel mit sechs schönsäulig gestellten Säulen, viel schöner sein würde als die bisherigen Schneckenhäuser. Der Bienenkorb müßte einen nach oben verjüngten großen Eingang bekommen, wie das Schatzhaus des Atreus. So würde der Fuchsbau unstreitig viel schöner sein, wenn er ein Hypaethros oder oben offen wäre.

Hier erhob die ganze Versammlung, angeregt durch den Fuchs, welcher seinen Fuchsbau künftig durchaus nicht oben offen haben wollte, einen ungeheuren Tumult, so daß der Aesthetiker nicht mehr zu Worte kam, sich zähnefletschend verneigte und mit einem ungeheuren Satze zur Thüre hinaussprang.

Er lief sogleich zu dem Ochsen, welcher Direktor geworden war, und klagte ihm sein Leid; allein dieser brüllte ihn fürchterlich an, und fragte ihn, wie er auch nur so dumm sein könne, gleich mit der Thüre in das Haus zu fallen. Er hätte erst müssen alles was er wisse, ruhig vortragen und die Leute namentlich darauf aufmerksam machen, daß, so wie er es eben vorträge, jetzt auch in Paris und London gebaut würde,

dann wären alle gleich zu Kreuz gekrochen, denn alle dumme Bestien hätten eine unüberwindliche Vorliebe für das was in Frankreich oder England Mode wäre, und er hätte dann leicht der Schnecke an ihr Haus den eustylos amphiprostylos hexastylos, und dem Fuchs seinen oben offnen Fuchsbau aufgeschwatzt.

Mit den andern Vorträgen über Malerei und Bildhauerkunst ging es schon besser, denn da diese Gegenstände nicht unmittelbar wie die Baukunst in herkömmliche Gewohnheiten griffen, und man von allem dem Idealen, was vorgetragen wurde, gar keinen Begriff mehr hatte, so ließ man die Affen reden, und wie gesagt, die Malerei ließ man sich der Portraits wegen am liebsten gefallen.

Als aber einige Jahre verstrichen waren, und die Bevölkerung, treu ihrem zuerst gefaßten Entschlusse, durchaus weder Kunstwerke kaufte oder bestellte, weil das gänzlich weggeworfenes Geld gewesen wäre, sah sich der Löwe genöthigt, die Künstler allein zu beschäftigen, weil sie sonst wirklich verhungert wären.

So kam es, daß bei den Thieren, eben so wie bei den Menschen, die Kunst nicht mehr zur Blüthe kam, und daß nur die Zweige davon, welche dem gewöhnlichsten Bedürfnisse oder der Mode dienen, einigermaßen spärliches Fortkommen fanden.

Der edle Löwe wie seine Mutter grämten sich, daß sie ihre Lieblingsidee nicht verwirklicht sehen konnten, und starben beide am sogenannten schleichenden Kunstfieber. Die Kunstaffen componirten ein prachtvolles Denkmal genau nach der Beschreibung, wie das

Mausoleum der Artemisia soll ausgesehen haben, mit aller Anstrengung ihres schöpferischen Genius; es konnte aber leider nicht ausgeführt werden, weil man vorzog, das erste Viertheil des in zehn Jahren dazu gesammelten Geldes zu einer öffentlichen Cloake zu verwenden, welche auch unstreitig viel nützlicher war.

„Grande misère!“ — sagte der Boston spielende Ober-Bürgermeister und fuhr dann zu Friedrich fort: „was soll eigentlich das Ganze bedeuten, was sie uns eben vorlasen, Herr Doktor.“

„Eine Fabel!“ — erwiederte jener.

„So? eine Fabel, das dachte ich mir gleich, als der Löwe, der König der Thiere, vorkam. Gellert hat auch Fabeln geschrieben, ist es so eine?“ —

„Ungefähr so!“ —

„Das dachte ich mir gleich, denn der Hund, der Esel und der Ochse sind auch dabei.“

„Ja wohl!“ entgegnete Friedrich ironisch!

„Mein Spiel ist gewonnen,“ lachte der Ober-Bürgermeister Die Partie war aus, die Spieler standen auf, und bald darauf trennte man sich.

Wie es unsern Freunden in dieser Gesellschaft ergangen war, ging es ihnen meistentheils in allen übrigen; alles vereinigte sich, ihnen den Abstand des Lebens, welches sie in Italien geführt, recht fühlbar zu machen. In seinem Unmuthe darüber deklamirte

Friedrich seinem Bruder, als sie im Bette lagen und das Licht bereits ausgelöscht hatten, folgende Parodie:

Kennst Du das Land, wo die Kartoffeln blüh'n,
Im Nadel-Laub' die Kieferzapfen glüh'n,
Ein sand'ger Staub vom dürren Boden weht,
Verbranntes Gras in öder Haide steht? —
　　Kennst Du es wohl? dahin, dahin
　　Möcht ich wohl nimmer wieder ziehn! —

Kennst Du die Stadt, auf Säulen ruht kein Dach,
Nicht glänzen schimmernd Säle und Gemach,
Kein Marmorbild schaut Dich bedeutsam an,
Was hat man Dir, Du armes Kind, gethan? —
　　Kennst Du es wohl? dahin, dahin
　　Möcht ich wohl nimmer wieder ziehn! —

Dort ragt kein Berg durch lichte Wolken, träg
Durch Sand und Moor schleicht Alles seinen Weg,
In Sümpfen quackt der Frösche alte Brut,
Durch Schilf-Gestrüpp drängt sich die schwarze Fluth.
　　Kennst Du es wohl? dahin, dahin
　　Geht dieser Weg. O Vater, laßt uns fliehn! —

Die Hauptstadt.

Bald kam der Tag der Abreise nach der Hauptstadt, und als sie auf der Reise in den Gasthof kamen, wo sie Angelika und Fornarina zuerst gesehen, drängten sich gleichzeitig die Bilder von Salzburg, Verona, Rom, Neapel und Pompeji in ihre Seele. Der Ort, welcher dam als wegen seiner malerischen Lage, die sie zum erstenmale in ihrem Leben zu sehen Gelegenheit hatten, einen so tiefen Eindruck machte, erschien ihnen unbedeutend und weit weniger schön.

So ist der Vergleich das Grab alles Genusses, selbst in der Liebe! —

Nicht besser erging es ihnen in der Residenz und sie brauchten lange Zeit, ehe sie sich dort wieder heimisch fanden.

Ihre ersten Gänge waren zu dem alten Seelig und zu Joachim's Pflegevater. Der alte Candidat lebte kümmerlich, denn auch er war durch den Tod ih-

res Oheims wieder in sehr bedrängte Lage gekommen. Die Brüder boten ihm deshalb an, so lange sie in der Residenz blieben, mit ihm zusammen zu ziehen, welches der alte Mann mit Thränen in den Augen annahm. — Seine Glieder waren kraftlos geworden und der baldige Tod sah aus dem abgezehrten Körper, aber seine Begeisterung für die Dichtkunst war ihm geblieben, und Freude strahlte aus seinen Blicken, als Friedrich, den er wie seinen Schüler betrachten durfte, ihm seine poetischen Erzeugnisse vorlas.

Der alte Veith war viel älter und schwächer geworden, sie fanden ihn bettlägerig. Er freute sich unendlich, ausführliche Nachrichten von seinem Pflegesohne zu bekommen und erzählte ihnen, daß er an denselben geschrieben, er möge schleunig zurückkommen, denn er vermuthe sein nahes Ende und wünsche nicht, daß seine kostbare Gemälde-Sammlung in fremde Hände kommen möchte; obgleich er sie im Testamente Joachim vermacht, wäre es doch möglich, daß sie veräußert würden, wenn er nicht zugegen wäre, da noch einige Monate zu seiner Volljährigkeit fehlten.

Auch zu Carl's Eltern gingen die Zwillinge und brachten ihnen guten Trost, denn er hatte selten geschrieben und nur unverbürgte Gerüchte waren über seinen Aufenthalt in Venedig und sein Abentheuer mit Annushka zu ihren Ohren gekommen.

Als nun diese ersten Begebnisse vorüber waren, suchte Friedrich ein Unterkommen bei einer höheren Schulanstalt, und war so glücklich gleich eins zu fin-

den, welches ihm jährlich 200 Thaler einbrachte, er erhielt demnach täglich für alles, was er gelernt hatte ohngefähr so viel, als ein Handwerksgeselle verdiente, allein er hoffte seine sehr wenige übrige Zeit mit Unterrichtgeben zu füllen und auf diesem Wege so viel zu verdienen, daß er nicht zu darben brauchte.

Raphael ging mit allem Fleiß an die Vorbereitung zu seinen Prüfungen, allein bald sah er ein, daß alles, was er bisher gelernt, ihm wenig, und der göttliche Funke des Genies, welchen der liebe Gott ihm geschenkt, dabei am wenigsten helfen könne.

Eines Tages wollten sie wieder den alten Veith besuchen, da sahen sie einen Sarg im Hausflur stehen. Er war den Tag vorher gestorben.

Sie wußten, daß Joachim bereits auf der Heimreise sei, denn er hatte es kurz vorher geschrieben und nun fielen ihnen die Besorgnisse Veith's ein, wegen des Verkaufs der Bilder. Diese Besorgnisse bestätigten sich nur allzusehr, denn die ernannten Curatoren wollten dem Erben die große Auslage für die Wohnung ersparen, auch kein eignes Lokal für die Bilder miethen, und deshalb lasen sie bald darauf die in den öffentlichen Blättern angekündigte Versteigerung der Veithschen Kunstsammlung.

Wenn sie auch nichts davon kaufen konnten, wollten sie wenigstens dabei sein, und sie begaben sich auf dem Wege beklagend, daß Joachim noch nicht zurück sei, zur bestimmten Stunde in das Haus des Erblas-

sers. In seinem letzten Willen hatte er Joachim zum Universalerben eingesetzt, dem alten Mohren ein Legat vermacht, und seiner Vaterstadt eine sehr bedeutende Summe zur Gründung einer Kunst- und Handwerks-Schule überwiesen.

Die Räume waren mit Leuten aller Stände gefüllt, auch ein steinreicher Wucherer hatte sich eingefunden und mehrere seines Gelichters, welche ihre Kunstsammlungen auf eine wohlfeile Art bereichern wollten.

Die Versteigerung begann, der Auktionator aber, welcher wohl kein großer Kunstkenner sein mochte, richtete sich nicht nach dem gedruckten Catalog bei Ausrufung der Bilder, sondern nur nach deren angeklebter Nummer, und beliebte die darauf gemalten Gegenstände nach seiner eigenen Ansicht anzugeben.

Er rief:

„Nr. 1. Ein nackter alter Mann, auf einem Esel reitend, um ihn herum mehrere Hexen und Teufel. (Es war ein Bachanal.) Ein sehr schönes Bild.“

„Was soll man anfangen mit solch großem Bilde, da sind meine Wände zu klein,“ rief der Wucherer. „1 Thaler.“

Niemand bot mehr, überzeugt, daß die Stubenwände zu klein wären. Der Auktionator schlug zu.

„Nr. 2. Eine Mörderin, die einen abgeschlagenen Kopf in der Hand hält, ein altes Weib hält einen Sack auf (Judith.) Ein sehr schönes Bild.“

„Einen Thaler!“ riefen mehrere Stimmen, da das Gemälde nicht sehr groß und in einem kostba-

ren Rahm gefaßt war. 2, 3, 4, 5 Thaler wurde geboten.

„Und 10 Groschen,“ sagte ein Mäcen, es wurde ihm zugeschlagen.

„Bruder,“ sagte Raphael, „ist es nicht eine Schande, daß diese kostbaren Sachen so weggeworfen werden? Ich laufe schnell nach Hause und hole das Geld, welches uns der Vater für das erste halbe Jahr mitgegeben hat, morgen hebst Du Dein erstes Vierteljahr-Gehalt, da kommen wir reichlich aus, bis Joachim zurück kommt, der uns alles herzlich gern ersetzen wird. Wir haben noch 200 Thaler, da können wir noch viele Bilder kaufen.“

„Thue das,“ erwiederte Friedrich, und Raphael lief was er konnte, um das Geld zu holen.

Als er wieder kam, war etwa eine Stunde verflossen. Der reiche Wucherer hatte bereits mehrere der schönsten Bilder für einen Spottpreis rasch hintereinander erstanden, und der Auktionator rief eben:

„Nr. 40. Ein ganz nacktes Frauenzimmer mit einem eben solchen Jungen. Ein sehr schönes Bild.“

Es war die Perle der Sammlung, die Venus, von Tizian, welche dem Pastor den argen Streich bei Veith's Mittagsmahle in Weiler gespielt hatte.

„Zwei Thaler', rief der Mäcen, drei, Raphael, zehn dieser, zwanzig Raphael, da sah sich der moderne Mäcen und Commerzienrath um, maß den jungen Mann mit seinen kleinen spitzen grauen Augen, und rief: „fünfzig,“ Raphael antwortete „sechszig,“ der

Commerzienrath drehte sich nochmal rasch um, stieß sich dabei mit dem einen Auge in die von seinem Nachbar mit der Hand gehaltene Brülle, so daß er weiter zu bieten vergaß und das Bild wurde Raphael zugeschlagen, welcher es sogleich bezahlte. Der Commerzienrath warf ihm einen wüthenden Blick zu, und Raphael sah ihn ruhig lächelnd an.

Raphael erstand noch 6 andere kleine sehr schöne Bilder, da war seine Kasse leer. Als die Auktion beendigt war, kam der Commerzienrath auf ihn zu und sagte:

„Mein Herr, Sie haben die Venus erstanden, was wollen Sie mit dem großen Bilde, ich will Ihnen 50 Thaler Profit geben, ich möchte es gerne haben."

„Nicht für 2000 bekommen Sie es, mein Herr," erwiederte Raphael.

Hiermit drehte er ihm den Rücken zu und ließ ihn stehen.

Die Bilder wurden fortgebracht, und als die Zwillinge in ihrer Wohnung angekommen waren, überzählten sie ihr Geld und fanden, daß sie noch etwa 20 Groschen im Vermögen hatten, indeß am andern Tage hob Friedrich sein Vierteljahr-Gehalt, was war da für Noth. Die Zwillinge überließen sich der Freude ihrem Freunde einen bedeutenden Dienst erwiesen zu haben, bedauerten nur daß sie nicht die ganze Sammlung hatten kaufen können.

Am andern Morgen eilte Friedrich in die Schulkasse, um sein Geld zu holen, allein der Kassirer wollte

es ihm nicht zahlen, da er noch keine Anweisung von der höheren Behörde erhalten.

Mit betrübtem Gesicht und leeren Taschen kehrte daher Friedrich zu seinem Bruder zurück, der kleine Vorrath verschwand noch an demselben Tage, einige Freunde, welche sie baten, ihnen aus der Verlegenheit zu helfen, schlugen es ab, weil sie selbst nichts hatten. Bei fremden Leuten wollten sie nichts borgen, sie würden auch nichts erhalten haben. Deshalb entschloß sich Raphael mit schwerem Herzen, seinen von Carl in Rom erhaltenen Ring in das Leihhaus zu tragen, da es sehr ungewiß war, wenn Joachim zurückkäme. Er erhielt ungefähr eine Summe, welche sie höchstens einen Monat vor Mangel schützte. Das Geld war in dieser Frist verzehrt und Friedrich mußte sich ebenfalls entschließen, auch seinen Ring herzugeben, denn auch den Eltern mochten sie von ihrem Bilderkauf nichts schreiben. Auch dieser Geldvorrath ging bald auf die Neige. Joachim ließ immer noch nichts von sich hören, und sie befürchteten, daß ihm ein Unfall zugestoßen sei.

In diesem Gedanken, und schon überlegend wie sie sich nun Geld verschaffen wollten, da Friedrich's Gehalt, wegen darüber von der Behörde erhobener Zweifel, immer noch nicht gezahlt war, hörten sie es die Treppe heraufstürmen, und bald darauf standen Joachim und Carl vor ihnen. Die Freude war groß, man schüttete sein Herz gegenseitig aus und sie erfuhren, daß Joachim, ungeachtet der späten Jahreszeit, seinen Weg durch Tyrol genommen hatte, um Marien

wiederzusehen, allein sie sei nach ihres Vaters Tode mit einigen Verwandten auf Reisen gegangen und befände sich unter den Tyroler Natursängern, welche jetzt in den Hauptstädten Deutschlands so viel Aufsehen machten.

In Linz sei Joachim von der übergroßen Anstrengung der Reise erkrankt, und dies sei die Ursache, weshalb so lange kein Brief von ihm an seine Freunde gekommen sei. Für den Bilderkauf dankte er ihnen herzlichst und versprach, sobald wie er Geld erhielte, seine Schuld zu bezahlen.

Ferner eröffnete er seinen Freunden, daß er Willens sei, dem verstorbenen Pflegevater ein schönes Denkmal zu setzen, welches er selbst arbeiten wolle.

„Denkt Euch,“ erzählte nun Carl, „noch eine Neuigkeit. Ihr kennt ja Maulwürfchen, dieser hat in Rom durch Vermittlung des Lords, welcher ein guter Freund unseres dortigen Gesandten ist, die Professur der Landschaftsmalerei in unserer Residenz hier erhalten, und wird nächstens eintreffen. Ihr könnt Euch denken, wie er sich in Rom gegen mich aufblies, denn die Antiken-Geschichte in Tivoli wird er mir wohl nie vergessen. Ich bedaure nur alle Landschaftsmaler die von ihm etwas lernen sollen. Es ist erschrecklich, wie es in der Welt zugeht, und ich bin schon ganz gefaßt, Hunde- und Katzenportraits zu malen, denn meine Edelsteine sind in der letzten Zeit zu Rom gewaltig geschmolzen.“

Die Freunde hatten nicht bemerkt, daß Mitter-

nacht längst vorüber war, als sie von einander gingen sie mußten sich gegenseitig viel zu viel erzählen, um an die Zeit denken zu können, und als Joachim und Carl fortgingen, begleiteten sie sich noch einige Stunden lang immer gegenseitig zu ihren Wohnungen, so daß der späte Morgen des Wintertages beinahe anbrach, als sie sich einander verließen.

Die Verlobung.

Der Tag war erschienen, wo Joachim seine Volljährigkeit antrat und ihm sein Vermögen, welches nach Abzug aller Vermächtnisse und Unkosten immer noch sehr groß war, übergeben wurde. Der arme verlassene von seinem ihm unbekannten Vater verstoßene Waisenknabe war nunmehr ein sehr reicher Mann.

Am Abende dieses Tages hatte er ein großes Fest veranstaltet, wozu seine Freunde ebenfalls geladen waren. Seinem Hause gegenüber wurde eine Hochzeit gefeiert und man hörte gegenseitig den Jubel in beiden Gebäuden.

Als an Joachim's Tafel eine augenblickliche Stille eintrat, vernahm man im gegenüberstehenden Hause Gesang, eine weibliche Stimme, die einen Kuhreigen sang und dazwischen jodelte.

„Was ist das?“ fragte Joachim.

„Es sind die gestern hier angekommenen Tyroler, welche drüben bei der Hochzeit singen, der Bräutigam

ist ein Tyroler Kaufmann, an dem die Sänger empfohlen waren," berichtete ein Diener.

„Marie ist dabei!" rief Joachim, sprang von der Tafel auf, rannte in das gegenüberstehende Haus, riß die Thüre des Hochzeitsaales auf, sah die Tyroler hinter der Tafel stehen, lief bei den erstaunten Hochzeitgästen vorbei, musterte einen Augenblick die drei Sängerinnen, und riß Marien, welche er sogleich erkannte, an sein Herz

„Marie, meine Marie, wie glücklich bin ich, Dich zu finden und grade heut," rief er dem sich heftig sträubenden Mädchen zu, denn sie glaubte, daß ein Verrückter sie umfaßt hielte.

Alles verließ seine Plätze, die Tyroler suchten das schreiende Mädchen zu befreien, aber Joachim hielt sie nur fester und rief aufs Neue:

„Kennst Du mich denn nicht mehr, Marie? ich bin derselbe, der die Nacht in Deiner Sennhütte vor drei Jahren in der Milchkammer eingeschlossen war."

Zweifelhaft sah ihn Marie mit großen Augen an.

„Ja wahrhaftig!" sagte sie und überließ sich seiner Umarmung.

Der Wirth vom Hause war herangetreten, Joachim ergriff Marien's Hand, und stellte der erstaunten Gesellschaft Marien als seine zufällig hier gefundene Braut vor.

„Wir gratuliren," riefen alle Gäste und nun wurde Marie, begleitet von ihren Landsleuten, wie im Triumphe nach Joachim's Wohnung unter Anstimmung eines Hochzeit-Liedes geführt, der bei der Hochzeit

gegenwärtige Geistliche wurde ersucht der Verlobung beizuwohnen, und eine halbe Stunde nachher waren Joachim und Marie Bräutigam und Braut. Das Mädchen war wie versteinert, sie glaubte den ganzen Abend hindurch, nun würde sie gleich aus ihrem Traume erwachen, da aber der Traum immer fortzuwähren schien und alles um sie her ihr Wachsein bezeugte, überließ sie sich nach und nach der unendlichen Lust ihres Herzens, welche durch ein gänzlich unvermuthetes Glück hervorgebracht wird.

„Siehst Du wohl, daß Deine Zigeunerin Recht hatte," sagte Joachim: „als sie Dir einen reichen Mann versprach, der weit weg von Dir wohnte."

„Wer hätte das gedacht!" rief sie entzückt, und wäre die Gesellschaft nicht von selbst immer lauter geworden, das Brautpaar hätte nichts zu ihrer Unterhaltung beigetragen, denn sie hatten sich viel zu viel heimlich zu erzählen.

Das war der Tag, an welchem Joachim, der arme Waisenknabe, seine Volljährigkeit antrat, ihm sein Vermögen übergeben wurde, und wo er seine erste Liebe als Braut heimführte.

Wenige möchte das Glück auf einmal in so reichem Maaße überschütten, für die Meisten dient jeder heitere Sonnenblick ihres Lebens nur dazu, irgend ein Gewitter auf ihrem Haupte zusammenzuziehen.

Die Ungeduld Joachim's beschleunigte die Hochzeit, und seine Freunde überraschten ihn am Polterabende mit folgendem von Friedrich gefertigten Scherze,

auf einer eigends zu diesem Zwecke erbauten kleinen Bühne.

Die Scene stellt einen Wolkenhimmel vor.

(Jupiter sitzt in Schlafrock und Nachtmütze am Himmelsfenster und raucht seine Morgenpfeife.)

Jupiter: Es ist nichts jämmerlicher als so ein pensionirter Himmelskönig wie ich bin. Sie haben mich und die übrigen Götter auf den Ausstebe-Etat gesetzt, und wir können doch nicht sterben, da wir unsterblich sind. Früher war das alles ganz anders, da durfte ich nur die Nase zum Fenster hier hinausstrecken, wenn ich Weihrauch riechen wollte. Den ganzen Tag dampften damals meine Altäre, aber jetzt — dampfe ich mir den Weihrauch selbst aus meiner Pfeife, damit ich nur nicht den ewigen Schwefelgestank aus der Hölle da unten rieche, welche sie vor etwa 2000 Jahren neu eingerichtet haben.

Eine schöne Pfeife Taback, der Rollen-Varinas, 17½ Silbergroschen das Pfund. Eigentlich zu theuer für einen Pensionirten wie ich. Indeß ein Vergnügen muß man doch haben und ich schränke mich ja so schon sehr ein.

Wie das doch alles so sonderbar und so schnell gekommen ist, wenn ich früher mit meinen Augenbrau-

nen winkte, zitterte Himmel und Erde, wie noch Jeder, der nicht griechisch versteht, allenfalls in Vossen's Uebersetzung des Homer lesen kann.

Jetzt! — ja, ja! jetzt kann ich winken so viel ich will, keine Seele kümmert sich darum, seit ich aus dem Dienste des Fatum's (nimmt die Nachtmütze ab und setzt sie wieder auf) getreten bin. Früher bauten sie mir Tempel über Tempel, setzten mir Bildsäulen über Bildsäulen, fütterten mich mit Nectar und Ambrosia. Jetzt geben sie mir gar nichts. — Eigentlich brauche ich auch nicht gefüttert zu werden, aber es war doch eine schöne Zeit, als alle meine Altäre rauchten und mir ganze Hekatomben dargebracht wurden, die freilich meine Priester größtentheils allein auffraßen, und mir nur etwas Eingeweide verbrannten, woraus ich mir nicht einmal viel mache. — Es ginge alles noch an, aber die schreckliche lange Weile.

Mein Sohn Mercur!

Mercur: Hier Papa!

Jupiter: Ist die Hamburger Zeitung noch nicht da?

Mercur: Nein, Papa, seit Mehrere mit uns lesen, bringt sie Iris sehr unregelmäßig, und Mars behält sie immer am längsten.

Jupiter: Müßt' ich sie nicht eigentlich zuerst haben?

Mercur: Nein Papa, wir haben später abonnirt.

Jupiter: Ach so! — Mein Sohn, Dir sieht man es auch an Deinem abgeschabten Hute an, daß

Du pensionirt bist, und Deine Courierstiefeln scheinen mir sogar zerrissen.

Mercur: Nein, Papa, zerrissen sind sie noch nicht, die Naht ist nur abgetrennt, denn da sie mir bei unserer Pensionirung die goldenen Sohlen genommen haben, ließ ich mir ein Paar lederne untersetzen, es geht auch, aber die Schuster nähen jetzt so schlecht. Ueberhaupt ist alles schlechter geworden, seit wir nicht mehr am Ruder sind.

Jupiter: Findest Du das auch, mein Sohn?

Mercur: Ja wohl, Papa!

Jupiter: Was macht mein Freund?

Mercur: Welcher, Papa?

Jupiter: Juno!

Mercur: Ich glaubte, Papa, Sie meinten meine Mutter Maja; Juno ist wohl, Venus hat sie heute zum Kaffee gebeten. Die und Amor stehen sich überhaupt am besten von uns allen, denn sie bekommen doch noch manchmal etwas Zuschuß von Verliebten, wenn es auch selten ist, um uns aber kümmert sich Niemand.

Jupiter: Ja, es ist ein kläglich Leben.

Mercur: Papa, riechen Sie nichts?

Jupiter: Nein, mein Sohn, nichts als den Varinas aus meiner Pfeife.

Mercur: Ich rieche Weihrauch, Papa.

Jupiter: Weihrauch, mein Sohn? Du träumst, wo sollte der jetzt noch herkommen.

Mercur: Nein Papa, riechen Sie nur. — Immer stärker, das ist kein Varinas.

Jupiter (riecht zum Fenster hinaus): Ja mein Sohn, bei mir selbst! — Es ist Weihrauch — (Springt auf und fällt dem Mercur um den Hals) Es ist Weihrauch.

O Götterduft, der nach so langer Zeit
Zum ersten Male labend mich umfängt!
(Wirft die Schlafmütze fort)
Gieb mir den goldnen Spiegel Sohn, daß ich
Des Götterhauptes Locken ordnen kann.

Mercur: Der goldne Spiegel, Papa, ist damals mit verauktionirt worden, als wir unser bewegliches Inventarium abgeben mußten.

Jupiter: Ja so! — daran dachte ich eben nicht. Sieh mich an, mein Sohn, sitzen meine Locken gut, wie an Phidias Statue zu Olympia?

Mercur: Die Haare Papa, sind Ihnen vermuthlich vor Gram etwas stark ausgegangen und sehr grau geworden. — Setzen Sie lieber die Schlafmütze wieder auf, die kleidet Sie am Ende besser. Es ist auch ein kalter Wind draußen, und wenn Sie so zum Fenster hinaus sehen, können Sie leicht rheumatische Zufälle bekommen.

Jupiter: Meinst Du, mein Sohn? Na, dann will ich die Schlafmütze wieder aufsetzen, gieb her. — So, — aber nun will ich sehen, wer mir opfert, hast Du mein Herschelsches Teleskop nicht bei der Hand, oder meinen Operngucker? Meine Augen sind von dem vielen Weinen etwas schwach geworden.

Mercur (giebt ihm ein Opernglas): Hier, Papa.

Jupiter: (sieht zum Fenster hinaus): Sieh

da, mein Sohn, dort in Deutschland, da brennt ein Opferfeuer, ich kenne den Priester, der mir opfert ganz genau, es ist Joachim Veith aus Weiler. — Ich segne Dich, mein Sohn!

Mercur: Ist das auch ein Bruder von mir?

Jupiter: Nein, mein Sohn, ich sage nur mein Sohn zu ihm, weil er mir opfert und weil sich das so schickt.

Mein Sohn Hermes nimm Deinen Caduceus, binde Dir die geflügelten goldnen Sandalen unter Deine göttlichen Sohlen, setze Dir Deinen Flügelhut auf und fliege zu dem edlen Sterblichen, damit ich sein Begehren erfahre.

Mercur (kratzt sich hinter den Ohren): Papa, Sie sprechen gerade wie vor 2000 Jahren, aber Sie denken nicht daran, daß unser ganzes Inventarium verauktionirt ist. — Ich will mich aber Ihnen zu Liebe von dem weiten Wege nicht abschrecken lassen. Ich will mich auf die neu eingerichtete Dampfwagen-Wolke setzend, dann bin ich gleich wieder hier, das kostet — zwanzig Millionen Meilen sind es — 20 Meilen einen Thaler, also eine Million Thaler.

Jupiter: Mein Sohn, wo denkst Du hin, ich bekomme ja nur jährlich eine Million Appanage, da würdest Du ja in ein paar Minuten mein ganzes Jahrgehalt verfahren.

Mercur: Ja wie soll ich denn hinkommen?

Jupiter: Weißt Du was, mein Sohn, wir wollen den Opferpriester heraufziehen, ich sehe, daß er Hufeisen an seinen Stiefeln trägt, hole mir meinen

großen Magnet, wenn er auch den Augenblick bis hierher mit den Beinen oben fährt, das schadet ihm nichts.

Mercur: Hier ist der Magnet, Papa.

Jupiter: So mein Sohn, nun fasse mit an, daß er nicht herunterfallen kann, ich möchte ihn allein nicht halten können.

(Sie fassen beide den Magnet. Eine Gestalt, wie Joachim gekleidet, erscheint, mit den Füßen zuerst, im Himmelsfenster. Jupiter und Mercur ziehen ihn vollends auf die Bühne.)

Jupiter: Ich glaube, der Schreck hat ihn getödtet, ich will ihm geschwind etwas von meinem Götterodem einblasen. — Sieh da! das hilft.

Joachim (steht auf): Entschuldigen Sie, meine Herren, ich weiß nicht wie ich hier hergekommen bin. (sieht sich um) Wo bin ich denn eigentlich?

Jupiter (hat sich gesetzt, nimmt mit der Tabackspfeife, welche er auf die Sessellehne stützt, die Stellung des olympischen Jupiters an und neigt sein Haupt huldvoll.)

Geliebter Sohn! Du siehst in mir den Zeus,
Den Himmelskönig und der Menschen Vater,
Und dieser hier ist Hermes, Sohn der Maja.
Es duftete zu mir Dein Opfer her
Da zog ich Dich in meines Thrones Sphäre,
Um zu erforschen, was Dein Herz begehrt.
Sprich aus den liebsten Wunsch, er sei gewährt.

Joachim: Meine Herren es muß hier durchaus ein Irrthum obwalten. Wenn Sie, mein Herr, der Wolkensammler Zeus sind, so muß ich gestehen,

daß ich Sie mir ganz anders gedacht habe; auch habe ich nicht geopfert. Ich wollte eben an einem Jupiter-Model weiter arbeiten, als ich fand daß es in meiner Werkstatt sehr feucht und ungesund roch, deshalb räucherte ich mit Bernstein und Myrrhen.

Jupiter:

Du hast in Deinem unbewußten Streben
Des Opfers Wohlgeruch mir jetzt geschenkt,
Du wirst vielleicht dereinst begreifen lernen,
Wie süß es ist, „wenn Weihrauch Dich umdampft.“
Ich nehme deshalb für empfangen an,
Was Du mir ohne Absicht hast gespendet.
Sprich aus den liebsten Wunsch, er sei gewährt.

Joachim: Mein Herr, für diesen Augenblick setzen Sie mich einigermaßen in Verlegenheit, was ich wünschen soll, denn ich bin jung, gesund, reich und werde morgen ein schönes Weib nehmen, deshalb ersuche ich Sie, mich wieder in meine Wohnung zurück zu bringen. Wenn ich aber doch noch etwas dazu wünschen soll, so wäre es — Nachruhm.

Jupiter:

Er soll Dir werden und im vollsten Maaße,
Mein Bildner Phidias, er soll verschwinden
Vor Deinem Glanz' wie Sterne gegen Sonne.
Und nun will ich mit meinen Kindern allen
Dein Hochzeitsfest verherrlichen. Mein Sohn,
(zu Merkur)
Ruf mir die andern her, sich zu bereiten
Der chönen Braut Geschenke darzubringen.

(Mercur kommt mit Juno, Minerva, Venus, Amor.)
Nun wollen wir den lieben Sohn der Erde
In seine Heimath schnell hinunter senden.
Siehst Du den Lichtstrahl, lieber Joachim,
Der dort nach Deinem Hause hin sich strecket?
Besteig ihn dreist, drück Deine Augen zu,
Damit kein Schwindel Dich erfassen kann.
Tritt hier auf dieses Himmelsfensters Rand, —
So! — steh nur fest. — Nun fahr' hinab — Adieu!
Wir werden gleich uns alle wiedersehn.
(Joachim ist zum Fenster hinausgestiegen.)

Jupiter (deutet auf den neben Marien sitzenden wirklichen Joachim):

Sieh da, mein Freund, schon unten angelangt,
Tritt her zu uns mit Deiner schönen Braut,
Die reichen Göttergaben zu empfangen.
(An dem Proscenium nach der Gesellschaft zu befinden sich einige Stufen, Joachim und Marie steigen auf die Bühne.)

Jupiter:

Sei mir willkommen dreimal glücklich Paar,
Nehmt diese wohlgemeinten Gaben hin,
Vor zwei Jahrtausenden vermocht' ich mehr,
Doch nehmt den guten Willen für die That.
Dir, Joachim, verehr' ich dies Paket,
Es ist der feinste Rollen-Varinas,
Und wenn Du Deine Pfeife künftig rauchst,
Schlürf ich den Dampf als Weihrauch huldvoll auf.
Und Du, Marie, nimm diesen Silber-Teller,

Er hat die Form der alten Opferschaalen,
Und denke mein, des guten alten Zeus.

Juno:

Ich, als Beschützerin der neu geschloss'nen Ehen,
Bring' Ihnen hier, Herr Bräutigam, einen Storch,
Zehn Mädchen und zehn Knaben bringt er mit,
Und andern Ehesegen reich und mächtig.
Du schöne Braut, nimm diesen Fliegenwedel,
Aus meiner Pfauen goldnen Schweif gepflückt.

Minerva:

Nichts ohne Weisheit; hier Herr Bräutigam,
Schenk, ich ein Buch, voll tiefen Inhalts schwer.
Und Dir, geliebte schöne junge Braut,
Schenk ich die Rolle National-Gesänge.

Venus:

Nimm hin, Du glücklich Paar, die kleine Gabe,
Nimm hin der Schönheit Gürtel, zarte Braut,
Und Du, mein Joachim, dies Elixir des Lebens,
In dieser kleinen Kiste findest Du
Tokaier Ausbruch in zwölf starken Flaschen.

Amor:

Zwar komm' ich ganz zuletzt mit meinen Gaben,
Allein sie sind nicht minder gut gemeint.
Dies Turteltauben-Paar in blankem Käfig
Sei Dein, o Braut, ein Bild der Lieb' und Treue.
Und Amors Bild von Deinem Freunde Carl
Zum steten Angedenken Dir gefertigt,
Erinnere Dich an jene schöne Zeiten,

Wo in Italien Ihr einst so glücklich war't.
Nimm hin, mein Joachim, auch diesen gol'nen Becher,
Und füll' ihn mit Tokaier bis zum Rand':
Es lebe hoch jetzt Bräutigam und Braut!
Denn morgen wird das junge Paar getraut.

Dienstliche Verhältnisse.

Die Feierlichkeit ging vorüber, bald war alles im gewohnten Gleise. Joachim und Marie schwelgten in der Lust der Jugend und des Reichthums und begaben sich bald nach der Hochzeit auf Reisen; Carl hatte viel Arbeit mit Portraitmalen, obgleich er ungern daran ging.

Mit Friedrich und Raphael stand es schlimmer. Des ersteren Gehaltszahlung war endlich entschieden worden, allein die Verlegenheit, in welche die Brüder damals durch den Bilderkauf gekommen waren, hatte sich immer noch nicht wollen ausgleichen lassen, obgleich Joachim seine Verbindlichkeiten baldmöglichst gelöset hatte. Ueberdieß lag der alte Candidat Seelig seit längerer Zeit krank, und die Brüder, welche es für Pflicht hielten ihn zu unterstützen, da er nichts verdienen konnte, sahen sich dadurch noch mehr in ihren Verhältnissen beengt.

Ihrem Vater wollten sie sich nicht entdecken, da

sie wußten, daß er das Aeußerste für sie bereits gethan, so kam es, daß sie sich von einer Menge kleiner Schulden umringt sahen, welche ihnen viele trübe Stunden machten.

Ueberdieß drohte ihnen Trennung. Die Regierung hatte bestimmt, daß in Weiler eine höhere Schule eingerichtet werde und Friedrich nächstens als Lehrer der untersten Klasse, dahin abgehen sollte, wo er 250 Thaler Gehalt zu beziehen hatte.

Seine Vorgesetzten waren der Ansicht, da sie zu leben hatten, daß eine Vermehrung der Einnahme von 50 Thaler jährlich, für einen so jungen Mann wie Friedrich, schon eine ungeheure Begünstigung sei, welche man nur seinen ausgezeichneten Kenntnissen zugestand, denn manche Familie muß ja von viel weniger leben. Sie bedachten aber in dem Augenblicke wohl nicht, daß die Mitglieder solcher Familien, zum Holzhacken oder Eckenstehen erzogen, eben keines großen kostspieligen Vorstudiums bedürfen, um ihren Erwerbszweig in Ausübung zu bringen.

Gleichviel! — es wurde Friedrich unter die Hand gegeben, er möge sich überall für die wiederfahrne ausgezeichnete Ehre bedanken, und machen daß er so schnell als möglich nach Weiler abreise. Außerdem machte man ihn noch aufmerksam, daß es ebenfalls eine ungeheure Vergünstigung sei, wenn er noch so jung, gleich in seiner Vaterstadt angestellt werde, wonach hundert andere vergeblich seufzten.

Friedrich dankte demnach und bereitete sich zur Abreise, welche bald darauf erfolgte.

Raphael schritt in seinen Vorbereitungen zur Staatsprüfung rasch fort, nur war er verwundert zu sehen, wie die meisten seiner Mitgenossen sich lediglich darauf beschränkten, nur das zu lernen, was durchaus vorgeschrieben war, auch keinen Buchstaben mehr, obgleich sie lange nicht die gründlichen Vorkenntnisse und allgemeine Schulbildung besaßen als er.

Mittlerweile waren in der Residenz angekommen: der Professor der Landschaftsmalerei bei der Akademie der Künste, Maulwurf aus Rom, und der Vetter, welcher damals über Carl den Preis davon trug, als beide die Andromedā gemalt hatten.

Sein Name war Pinsel, er hatte seine weiteren Studien nicht in Italien, sondern in Paris gemacht, und hatte Hoffnung, da sein Vetter, der Professor der Historienmalerei, gestorben war, durch Vetterschaft dessen Stelle zu erhalten, weshalb er eiligst von Frankreich in seine Heimath zurückgekehrt war.

Schöne Seelen finden sich, pflegt man zu sagen, daher kam es, daß Maulwürfchen und Pinsel bald Bekanntschaft gemacht, und da sie in ihren Fächern einander nie in den Weg kommen konnten, denn der eine war Landschafts-, der andere Historienmaler, wie eben gesagt, so geschah es, daß sie bald die innigsten Freunde wurden, und ein Schutz- und Trutz-Bündniß gegen alle wirkliche Genies schlossen, die sie deshalb nie leiden konnten, — weil sie keine waren.

Durch Maulwurf wurde Pinsel überdieß noch bei allen denen bekannt, welche Ersteren zu seiner unver-

dienten Stellung verholfen hatten, woraus auch Letzterer Vortheil zu ziehen hoffte.

Es kam, wie es oft kommt; noch war Pinsel keinen Monat aus Paris zurück, als er sich unter den Schönheiten seiner Vaterstadt, nicht etwa, was man bei Künstlern oft findet, die Schönste und Aermste, sondern die häßliche aber reiche Tochter eines bedeutenden Staatsbeamten zur Braut genommen hatte. Einige Monate später war Hochzeit, und drei Tage vorher bekam er das Amt seines verstorbenen Vetters, als Professor der Historienmalerei.

Daß nebenbei seine sogenannten historischen Gemälde gräulich anzusehen waren, rechnete man dabei gänzlich zu den Nebensachen, denn er war jetzt allenfalls in der Lage, daß er gar nicht für Geld zu malen brauchte, außerdem war er, was man so sagt, ein feiner Mann und guter Gesellschafter, machte höchst bereitwillig stets den vierten Mann bei dem Kartenspiel, sagte allen Müttern daß er sie für ihre sechszehnjährige Tochter gehalten hätte, gab viele Gesellschaften und wußte die Gäste stundenlang mit allerliebsten pikanten Pariser Anekdötchen zu unterhalten, bei denen zwar die Frauen und Mädchen sich eigentlich die Ohren hätten zustopfen müssen, allein das wäre gewiß sehr unschicklich gewesen, und so hörte man ihn sehr gerne erzählen, die meisten Zuhörerinnen bedauerten nur, daß der hübsche, interessante, polirte Mann, bereits verheirathet sei.

In dieser Zeit geschah es, daß Carl, überdrüßig der vielen Verdrießlichkeiten, welche er bei seinem Por-

traitmalen hatte, zu seiner Erholung und zu seinem Studium ein historisches Bild gemalt hatte.

Lange war er unschlüssig gewesen, welchen Gegenstand er wählen solle, da sich ihm mehrere derselben darboten, aber alle wurden von dem ihm stets wiederkehrenden Gedanken verdrängt, die Madonna mit dem Christuskinde zu malen, wie es dem heiligen Franziskus die Märtyrerkrone reicht. —

Schlafend und wachend konnte er die Vision nicht los werden, wie er sie damals in Venedig gehabt hatte. Er sprach viel mit Raphael darüber, dieser machte ihn aufmerksam, wie wenig Anklang ein solcher Gegenstand in jetziger Zeit und bei einer protestantischen Bevölkerung finden würde. Ferner gab er ihm schonend zu verstehen, daß es doch auch wünschenswerth wäre, wenn er das Bild verkaufe, daß er aber bei dessen Größe und bei dem gewählten Gegenstande schwerlich einen Abnehmer finden würde; allein obgleich Carl alles das zugeben mußte, vertraute er seinem guten oder bösen Gestirn, ging mit seinem gewöhnlichen, alles andere bei Seite setzenden Eifer an die Arbeit, und hatte sein Werk kurz vor der Ausstellung beendigt.

Da klopfte es eines Mittags an Carl's Thür, die er zu schließen vergessen hatte, denn bisher war es nur seinen vertrautesten Freunden gelungen, das fertige Gemälde sehen zu dürfen, und herein traten die Herren Professoren Maulwurf und Pinsel.

Sie erwähnten daß sie sich schon längst vorgenommen hätten, bei ihrer Heimkehr Carl's Bekanntschaft zu erneuern und daß die ganze Stadt nur von seinem

vortrefflichen Heiligenbilde spräche, welches sie mit seiner Erlaubniß bewundern wollten, überdieß sei Professor Pinsel bei dem Aufhängen seiner Bilder in den Ausstellungssälen betheiligt, und wollte sich vorläufig das Format, so wie die Art der Beleuchtung und Ausführung ansehen, um ihm einen guten Platz, ungeachtet seiner bedeutenden Größe, zu verschaffen.

Carl wußte zwar sehr genau, wen er vor sich hatte, allein die falsche Herzlichkeit der beiden Männer, welche ihm überdieß schaden konnten, wenn er sie absichtlich beleidigt hätte, hießen ihn wenigstens theilweise ihren Reden Glauben schenken.

Ueberdieß ist Lob in der Jugend etwas so Verführerisches, daß man ihm selbst dann noch geneigt ist Glauben zu schenken, wenn auch deutlich eine andere Absicht dabei durchblicken sollte.

Carl konnte ihnen außerdem die Besichtigung des Bildes nicht verwehren, da sie bereits davorstanden, indem er beschäftigt gewesen war, noch hin und wieder etwas zu berichtigen.

Der erste der beiden Herren, welcher in ein unerschöpfliches Lob ausbrach, war Maulwürfchen, und am Ende seiner langen Kunstrede voller Unsinn klopfte er dem Maler vertraulich auf die Achseln und schloß mit den Worten:

„Das habe ich schon in Rom an dem Bilde der griechischen Nonne gesehen, daß Sie, lieber Freund, einer unserer geschicktesten jungen Künstler sind.“

In dieser Endbemerkung, wie in dem ganzen Schwall, welchen er ausgestoßen hatte, lag mehr Be-

leidigung als Lob, und wie er Carl vertraulich auf die Achseln klopfte, hätte sich dieser wieder am liebsten mit dem Taschentuche den Rock abgewischt.

„Aber liebster junger Freund,“ fuhr Professor Maulwurf fort, „täusche ich mich oder sieht die Madonna hier nicht der griechischen Nonne ähnlich, die Sie in Rom gemalt hatten.“

„Leicht möglich,“ erwiederte Carl zerstreut, denn während der Composition und des Malens hatte ihn Annushka's Bild fortwährend umschwebt, und die Madonna sah ihr, so weit es anging, täuschend ähnlich.

„Vermuthlich eine Lieblingsphysiognomie von Ihnen, eine zärtliche Erinnerung vielleicht, ja, ja! das hat man oft, und selbst der göttliche Raphael ist von diesem Fehler nicht frei. — Aber es thut alles nichts, es bleibt doch ein sehr schönes Bild und wird gewiß eine der Perlen unsrer diesjährigen Ausstellung sein.“

Carl zitterte bereits am ganzen Leibe, aber nun fing Pinsel erst an, eine Rede voller Künstlersalbung und voll zweideutigen Lobes, und schloß damit, daß er Carl versicherte, das Bild solle bestimmt einen verdienten Platz bekommen. Hierauf empfahlen sich die Herren.

Kaum hatte sie Carl bis an die Treppe begleitet und war in sein Zimmer zurückgekommen, als sein gerechter Unmuth in vollster Heftigkeit losbrach.

„Ist es denn möglich,“ sprach er zu sich selbst, „daß solches Lumpengesindel, die beide nichts können, die beide auf der Gotteswelt nichts gelernt haben, hierher kommen dürfen, und zu mir den vornehmen Gön-

ner machen? Warum habe ich die beiden Kerls nicht gleich aus der Thüre geworfen, als sie mir ihren reinen Unsinn vorzuschwatzen anfingen; bin ich denn derselbe Carl Lieder noch wie vor einem Jahre? — Ach nein, das bin ich nicht mehr, sie haben mich schon gezähmt mit nordischem Clima, mit Essen, Trinken, Wohnung, Feuerungsmaterial, Beleuchtungsmaterial und mit Gott weiß was allem für Material. — Jetzt erkenne ich daß ich anfange das zu werden, was sie vernünftig nennen. O! warum kann ich nach ihren Begriffen nicht mehr gänzlich unvernünftig sein wie früher! — Es ist Zeit, ich will mich verheirathen, ehe ich zu alt werde, ich sehe daß ich ausgeraset habe, heute, jetzt eben habe ich es deutlich erkannt. — Es ist auch offenbarer Vortheil dabei, denn wenn es so fortgeht, werde ich wohl mit der Zeit hungern können, und zwei können mehr hungern wie einer und deshalb will ich heirathen, und zwar gleich, damit ich nicht nöthig habe, mich ganz allein zu ärgern."

Er nahm Hut und Stock, auf die Straße rennend.

Auf dem weiten Wege, welchen die Herren Professoren Maulwurf und Pinsel bis zur Akademie zurückzulegen hatten, unterhielten sie sich von Carl's Bilde das sie eben gesehen.

"Was sagen Sie, liebster College, zu diesem tollen Gemälde," fragte Pinsel seinen Gefährten.

"Wie kommt der Mensch auf die verrückte Idee den heiligen Franziskus zu malen? — Wenn wir hier noch Klöster hätten, welche solche Bilder bestellten und kauften, aber, Gott sei Dank! über diese finsteren Zeiten

sind wir längst hinweg. Und was will er mit dem Bilde anfangen? verkauft wird es nimmermehr, zu Hause kann er es kaum wegen Mangel an Raum lassen, und aufrichtig, lieber College, ich schäme mich vor dem Publikum, dem Bilde einen guten Platz zu geben, denn was würde man von meinem Kunstgeschmack denken, da ich überdieß zum erstenmale die Ausstellungs-Bilder zu ordnen habe.

Nein, das Bild muß in den langen Saal oben in die dunkle'Ecke. Er wird zwar sehr raisonniren, allein das thun am Ende doch alle, und ich muß darauf von Amts wegen sehen, daß der Geschmack eher gehoben, als wieder heruntergedrückt wird. Ich weiß auch gar nicht, wie sie jetzt wieder auf die Madonnen und Heiligenbilder verfallen. Da sollen Sie nach Paris kommen, lieber College, da finden Sie so etwas gar nicht, denn obgleich die Franzosen bekanntlich katholisch sind, so sind sie doch viel zu aufgeklärt, um solche Bilder zu malen, da sehen Sie nichts Freundchen, als Gegenstände aus der antiken Mythologie und aus der alten und neuern Geschichte, und Genrebilder. Superbe! — Und Landschaften, Freundchen, göttlich, schön, fast wie Ihre, so leicht, so zu sagen mit gar nichts gemalt. — Nein, das Bild von dem Lieder muß oben in die dunkle Ecke. Es ist auch so breit und klecksig gemalt, daß man es doch noch viel zu viel sehen wird."

"Eigentlich," hob Maulwurf an, "gönne ich dem Lieder daß er gedemüthigt wird, denn liebster College, er hat einen unbändigen Stolz, und Sie können versichert sein, daß er sich aus uns beiden gar nichts

macht. Aber würden wir denn Professoren der Malerei geworden sein, wenn wir nicht mehr könnten als alle Uebrigen die es nicht sind? — Das liegt ja klar am Tage! — Ueberhaupt hat er mir in Rom einen abscheulichen Streich gespielt, eigentlich in Tivoli, das will ich Ihnen einmal im Vertrauen erzählen, College. Glauben Sie mir, der Lieder taugt so wenig wie sein Machwerk, und ich werde dafür sorgen, daß das Publikum durch seine Bilder nicht irre geleitet werde, der Recensent Schlachtschwert ist mein guter Freund, ein Wink von mir, und das Publikum, welches unter uns gesagt, doch nicht weiß, was es sieht, und dem Schlachtschwert alles aufs Wort glaubt, verdirbt sich nicht den Geschmack an solchem elenden Zeuge. — Wenn Sie, lieber College, das Bild ein wenig hoch hängen, so finde ich das ganz angemessen.“

Unter diesen und ähnlichen Bemerkungen zum Besten der Kunst, des Publikums und des guten Geschmackes, den sie verbreiten sollten, gingen die beiden Biedermänner ihres Weges.

Die Ausstellung wurde eröffnet, Carl glaubte vor Wuth vergehen zu müssen, als er sein Meisterwerk hoch oben in einem dunkeln Winkel der schmalsten Gallerie hängen sah, so daß es kein Mensch recht sehen konnte, wenn man sich auch alle Mühe gegeben hätte, denn vermöge der Kürze des Abstandes und der hohen Stellung erschienen obendrein die schön proportionirten Figuren zu unförmlichen Puppen zusammengedrängt, und alle Beschauer gingen an dem vortrefflichen Kunstwerke vorbei, ohne es kaum eines Blickes

zu würdigen. Bald darauf erschien die Kritik desselben in den öffentlichen Blättern in so herabwürdigenden Ausdrücken, daß Carl in der ersten Aufwallung sowohl die beiden Professoren, als den Recensenten durchprügeln wollte, was ihnen eigentlich auch zugekommen wäre. Bald aber sah er ein, daß dies zu nichts führen könne, er suchte deshalb eine Umhängung seines Bildes zu bewirken, allein der Akademie-Direktor verwies ihn an Pinsel und zu diesem wollte er nicht gehen, er nahm deshalb sein Bild zurück und schloß es in sein Zimmer ein, daß es Niemand zu sehen bekam.

Inzwischen traf ihn noch in diesem Jahre das Unglück, daß sein Vater starb, und da kein Vermögen vorhanden war, auch die Mutter nur eine geringe Pension bezog, lagen ihm jetzt immer ernstere Pflichten ob, die sich mit allen übrigen Umständen schwer vereinigen ließen.

Sein Ruf als Maler hatte durch die letzte Recension, so wie dadurch, daß sein Bild eigentlich Niemand gesehen hatte, sehr gelitten. Auch die Bestellungen auf Portraits wurden seltner, theils aus derselben Ursache, theils weil Mehrere von denen, die sich von ihm hatten malen lassen, seine freien Aeußerungen nicht gefielen, diese weiter erzählt und so Andere abgeschreckt hatten. Auch war er gewohnt, wie alle Malergenies, in breiter kräftiger Manier aufzutragen, jetzt war aber eine flache geleckte Sudelei Mode geworden, durch flache Geister herbeigeführt, die vor einer markigen Pinselführung erschraken.

Bestellungen auf historische Gemälde wurden über-

haupt gar nicht gemacht, und nur höchstens ein und das andere Genrebild gekauft, wenn es den Preis von 12 bis 13 Louisd'or nicht überstieg.

Sein Freund Raphael theilte redlich mit ihm Freude und Leid.

In dieser beengenden Lage waren seine Gedanken schon oft darauf gerichtet gewesen, die Raphaelsche Madonna zu verkaufen, welche er damals in Volargine erhandelt. — Aber wem sollte sie angeboten werden. Der Staat allein war wohl im Stande ein so theures Bild zu bezahlen, auch war es für eine öffentliche Sammlung unstreitig besser geeignet, als für einen Privatmann, nach dessen Tode es leicht in schlechte Hände kommen konnte. An der Aechtheit des Bildes hatte von allen Kunstkennern die es bisher gesehen, Niemand gezweifelt, obgleich wie wir wissen, keine Bescheinigungen darüber vorhanden waren, selbst der Galleriedirektor, so wie die Professoren Maulwurf und Pinsel, hatten oft in künstlerischer Verzückung, mit halb zugedrückten Augen, wie das so üblich ist, davor gesessen, und Stundenlang jeden Zug verfolgt und mit Lobeserhebungen überschüttet.

„Wenn ich 3000 Thaler bekomme," schloß Carl, „so ist mir und meiner Mutter für immer geholfen. Dann kaufe ich mir ein kleines Haus draußen in der Vorstadt, mit einem niedlichen Gärtchen, richte mir ein hübsches Atelier ein, male fleißig Portraits und was mir vorkommt, dann wird es schon gehen."

Unter diesen Betrachtungen war er nach dem Akademie-Gebäude gegangen, um dem Direktor den

Verkauf des Bildes anzubieten. Er traf ihn, da es Abend geworden war, in den Sälen, wo die antiken Statuen aufgestellt waren und wo bei Lampenlicht darnach gezeichnet wurde.

Carl, dem wie den meisten Künstlern, kein deutlicher Begriff von der Schicklichkeit oder Unschicklichkeit einer zu irgend einem Geschäfte zu wählenden Zeit vorschwebte trat sogleich an den Gallerie-Direktor heran, sein Anliegen wegen des zu verkaufenden Bildes vorbringend.

Der Direktor bemerkte verdrießlich: „daß er eben beschäftigt sei, und überhaupt für seine Person hierüber nichts entscheiden könne, er werde eine Commission ernennen, welche das Gemälde prüfen solle. Am besten würde es aber sein, wenn Carl alsdann sogleich die Bescheinigung vorlegen könne, in wessen Besitz das Bild gewesen und nach und nach in seine Hände gelangt sei.“

Der Maler erwiederte hierauf: „daß er seine Freunde als Zeugen aufrufen wolle, wie er es in Volargine angetroffen und gekauft habe, allein Bescheinigungen hierüber könne er nicht beibringen.“

Der Direktor zuckte die Achseln und meinte: „daß obgleich er für seine Person überzeugt sei, daß es ein Raphael wäre, so würden doch große Weitläufigkeiten daraus entstehen, wenn man unter diesen Umständen die Belege aus Italien einziehen wolle, oder das Bild würde, wenn weiter keine schriftlichen Beweise seiner Aechtheit aufzutreiben wären, wenigstens bei weitem niedriger bezahlt werden.“

Hierauf fragte er Carl um den Preis, und als dieser 3000 Thaler forderte, lächelte der Direktor und meinte, davon würden wohl mindestens 2000 abgehen; zugleich rief er die Professoren Maulwurf und Pinsel, welche eben zugegen waren, machte sie mit Carl's Anerbieten bekannt und trug ihnen im Namen der Akademie auf, das fragliche Bild zu besehen, zu prüfen und demnächst einen schriftlichen Bericht über den Befund und den zu zahlenden Geldwerth an ihn einzureichen, worauf er die weiteren dienstlichen Schritte thun wolle.

Die beiden Professoren verneigten sich tief, der Direktor ging seinen Geschäften nach, Pinsel ebenfalls, und Maulwurf, welcher nur in die Zeichnen-Klassen gekommen war, um dem Direktor wie gewöhnlich den Hof zu machen, sagte zu Carl: „daß er am andern Tage mit Pinsel den Raphael dienstlich besehen wolle.“

So sehr auch Carl der kleine Maulwurf zuwider war, so sah er doch ein, daß er ihm jetzt von großem Nutzen sein könne, er sagte daher:

„Herr Professor, Sie kennen ja das Bild. Sie haben es oft gepriesen, wenn Sie davor gesessen, was meinen Sie, daß es werth ist?“

„Liebster Freund,“ entgegnete der kleine Maulwurf, „nach meiner persönlichen Ansicht, welche aber dienstlich genommen nichts gilt, bin ich überzeugt, daß es ein unschätzbares Juvel ist und die schönste Perle in der größten Bildersammlung Europa's ausmachen würde; allein liebster Freund, dienstlich genommen, wird mein unmaßgebliches Urtheil hier immer dem des Professors der Historienmalerei Herrn Pinsel nachste-

hen müssen, da ich nur Landschaftsmaler bin. Auch wissen Sie recht gut, liebster Freund, daß dergleichen Gegenstände einen ungleich höhern Kunstwerth haben als der Marktwerth ist, den man dafür zu zahlen pflegt, denn der Kunstwerth ist eigentlich unschätzbar, weil kein Monarch der Erde den Raphael wieder lebendig machen kann, damit er neue Bilder male. Der Geldwerth aber ist von einer Unzahl von Umständen abhängig, das brauche ich Ihnen aber alles nicht zu sagen, liebster Freund, das wissen Sie so gut als ich, und was ich aus alter guter Bekanntschaft von Rom und Tivoli her thun kann, werde ich gewiß thun.“

Hierauf verneigte er sich und ging.

Dem Maler war sehr gut bewußt, was Maulwürfchen mit der Bekannschaft von Rom und Tivoli her meinte.

Das Gespräch hatte ihn körperlich abgespannt, er setzte sich deshalb voll innern Grimmes in eine dunkle Ecke des Saales und versank in jenes wache Träumen, wie damals in Venedig, als er glaubte die Madonna im Franziskanerkloster malen zu müssen.

Der Zeichnenunterricht war zu Ende, die Professoren und Schüler entfernten sich, der Akademie-Direktor, ohne Carl zu bemerken, löschte eine Lampe nach der andern aus, ging fort und verschloß die Thüre, und der Vollmond warf seine hellen Strahlen durch die Fenster auf die geisterhaft dastehenden Bildsäulen.

Carl saß noch immer mit verschränkten Armen und Beinen, den Kopf halb gesenkt, die Augen halb geöffnet, wie er in solchem Zustande zu thun pflegte, und

schaute gedankenlos, oder vielmehr gedankenvoll die Statüen an. Seine Ideenreihe verwebte sich mit dem zu Friedrichs Polterabende aufgeführten Festspiele, und da unmittelbar vor ihm der Kopf des olympischen Zeus in kolossaler Größe stand, so kam es wohl, daß er sah, wie die Figuren von ihren Gestellen stiegen, sich zusammen setzten und folgendes Gespräch hielten.

Gespräch der Statüen.

Jupiter: Wieder ein Tag der schmähligsten Sklaverei dahin, was waren wir? was sind wir? — Nicht genug, daß unsre Tempel zertrümmert, unsre Altäre umgeworfen, daß wir selbst länger als ein Jahrtausend zerbrochen und verstümmelt, begraben gelegen, daß man uns zerschlagen, zu Kalk gebrannt, oder zu Mauern verwendet, man gönnt uns auch da keine Ruhe, alle Völker lassen uns nachspüren, ausgraben, die Stücke zusammensetzen, hunderte von Meilen weit fortfahren, damit wir aufs neue aufgestellt werden. Dann sperrt man uns ein, aus allem Zusammenhange gerissen, einzeln oder zu Hunderten wie hier, alles durcheinander. Dann kommen eine Menge Leute uns zu begaffen, auch wohl uns zu betasten. Die Meisten wissen gar nicht, wer wir sind, und was sie an uns eigentlich sehen wollen, viele stellen sich an, als

wüßten sie es, sprechen viel von antikem Styl, und dabei sind wir ihnen so fremd, wie ein antiker Gott einem jetzigen Künstler nur sein kann. Einer ihrer Dichter hat auch vollkommen richtig bemerkt:

„Sie werden nie euch vom Gestelle steigen.“

Venus: Ach ja Vater, möchten sie uns immer anstaunen in unserer Göttlichkeit, wenn sie uns nur nicht nachbilden wollten. — Was haben sie alles aus mir schon gemacht; mit was haben sie mich verglichen, wozu herabgewürdigt.

Wissen sie wohl, was Schönheit ist, bin ich ihnen nicht allein nur die Pandämos, die vulgi vaga? Von der Urania haben sie gar keinen Begriff. Verehrer fehlen mir jetzt so wenig wie sonst. Du wirst bemerkt haben Vater, daß die jungen Künstler, welche alle Abende uns abzuzeichnen kommen, sich förmlich um einen Platz in meiner Nähe schlagen, aber warum? Nicht weil ich ihnen die göttliche überirdische Liebe und Schönheit bin, nein, weil mich der oder jener zu dem Portrait einer Geliebten, zur Gestalt einer badenden Nymphe, oder zu einem Genre-Bilde verbrauchen will; denn ohne Modell, wie sie es nennen, können sie ja jetzt keine Figur, keinen Finger, keine Gewandfalte abbilden. — Es ist zum Lachen und zum Weinen wie sie sich quälen, wenn sie aus ihrem kleinen Gehirn etwas Großes erfinden möchten. Es geht nicht und geht nicht. —

Das was die Meister ihrer eigenen Vorzeit geschaffen, verachten sie, — sagen, es wäre steif und trocken, — und sie können das nicht einmal erreichen,

viel weniger uns, die wir ihnen ganz fremd sind. — Aber warum? weil sie kein Gemüth haben, und uns mit dem Verstande allein, womöglich mathematisch, politisch, statistisch, naturgeschichtlich, mit einem Worte wie sie es nennen, rationell auffassen möchten.

Daher sind unsere Abbilder auch so gesucht, so elend, so gedrechselt, ohne allen Geist, ohne alles Leben. Die Meister des Mittelalters kannten uns anders, die glaubten an uns, und Tizian wußte wohl wer ich war.

Apollo: Du hast ganz Recht, Schwester, und wenn auch wirklich alle Jahrhunderte vielleicht Einer geboren wird, der im Stande ist uns nachzubilden, was hilft es ihm. — Es ist nur für ihn allein Genuß Denn das ganze Volk um ihn her kann seine Schöpfung gar nicht würdigen, weil wir ihm ganz unbekannt sind; wer vom Geistlichen- oder Ritter- oder Bürger- und Bauernstande kümmert sich noch um uns. Kein Mensch, es ist ihnen völlig gleichgültig ob wir da waren oder nicht. Es lebt wohl hin und wieder Einer, der uns zu verstehen scheint, so wie der Carl Lieder, der Dich Schwester hoch verehrte in der Gestalt der wunderbar schönen Annushka.

Hier fuhr der Maler, durch die Erinnerung geweckt, aus seinen Träumen auf. — Er mußte sich lange besinnen, wo er war, dann ging er an die Thüre, sie war verschlossen. Rufen würde ihm nichts geholfen

haben, da die Antiken-Säle in einem abgelegenen großen Hofe sich befanden. Er mußte sich darin finden, die Nacht hier zu bleiben, deshalb wählte er sich eine Stelle in der Nähe des Ofens, rückte sich einige Schemmel zusammen, um ein Lager zu bereiten, und versuchte zu schlafen, allein der Schlaf floh ihm, nach einer Weile stand er auf, ging in den langen Reihen der Statüen auf und ab, um müde zu werden und sich zu zerstreuen. Die schöne Venus stand im klarsten Mondenschein. Da trat er vor sie hin, schränkte die Arme in einander, und versank in stummes Erstaunen, denn im ungewissen Schimmer des Mondlichtes gewann der gelbliche Marmor lebendigen Farbenton, ihr geneigtes Haupt schien ihm zu winken, ihre halboffenen Lippen ihm zurufen zu wollen. — Je mehr er sie betrachtete, desto mehr war es seine geliebte Annushka. Er umschlang ihre eiskalten Kniee mit seinen Armen, und kühlte die Gluth seiner Wangen an dem Marmor.

„Ja wohl bist Du göttlichen Ursprungs, himmlische Liebe. Urania, oder Annushka, gleich viel. Aber in der Hast des Lebens haben wir keine Zeit lange bei solchen Gedanken zu verweilen; der Strudel des Werkeltages reißt uns herum, daß wir im ewigen Wirbel nur in kurzen aber göttlichen Augenblicken einen Begriff höheren Lebens fassen können. —

Ich will Dich malen, Annushka, Urania, wie ich Dich jetzt sehe. Ich will mein kleines Gehirn anstrengen bis zum Zerspringen, um Dich wiederzugeben wie ich Dich sehe. — Die göttliche Liebe, die Charitas,

sollst Du ein, aber alle, die Dein Bild gesehen, meine Annushka, sollen Dich erkennen, — ein neues Andenken will ich Dir stiften für die Zeiten, wo ich nicht mehr lebe, wo ich bei Dir sein werde, immer und ewig. —

Fester umschlang er den Marmor und verfiel wieder in langes tiefes Sinnen. Wolken zogen über den Mond, fliegende Schatten eilten über die Statüen, bis völlige Dunkelheit eintrat. Da schlugen die Thurmuhren der Stadt Mitternacht.

Er war zusammengesunken und halb an der Erde sitzend, hörte er deutlich die letzten lang hinhallenden Glockentöne, da sah er sich gegenüber ein paar feurig glänzende Augen, starr nach ihm gerichtet, und eine Gestalt schlüpfte vorbei.

„Es mag wohl eine schwarze Katze sein, die sich hereingeschlichen hat,“ dachte Carl, doch war ihm so unheimlich, er fühlte die zunehmende Kälte und tappte nach dem Lager, welches er sich am Ofen bereitet hatte, kaum war er darauf hingestreckt, als er dieselben feurigen Augen um den Ofen herumblicken sah.

„Verwünschter schwarzer Kater,“ rief er halb träumend.

Da trat ein kleiner Mann, fast wie Maulwürfchen, mit den feurigen Augen hinter dem Ofen hervor, verneigte sich höflich und sagte mit einer Art Katzenstimme:

„Entschuldigen Sie, wenn ich ungelegen komme, aber es ist mir nicht immer vergönnt auszugehen, ich habe die Ehre Ihnen in meiner Person den Geldteu-

fel vorzustellen, und biete Ihnen meine Dienste an, da ich weiß, daß Sie morgen ein gutes Geschäftchen machen können, wenn Sie sich mir vertrauen wollen. Belieben Sie nur mit etwas Blut Ihren werthen Namen unter diesen Zettel zu setzen, so will ich Ihnen so lange Sie leben, alles verschaffen, was Ihr Herz wünscht. Nach Ihrem Ableben verlange ich nur dafür, daß Sie mir alsdann immer Gesellschaft leisten.“ Dabei zog er einen Zettel aus der Tasche, nahm eins seiner Augen aus dem Kopfe und leuchtete dem erstaunten Maler damit, daß er lesen könne.

„Gieb mir erst Proben Deiner Macht,“ sagte Carl.

„Was verlangen Ew. Wohlgeboren?“

„Laß mich meine Annushka sehen!“

„Nichts weiter als diese Kleinigkeit,“ lachte das Teufelchen und schlug dreimal in die Hände, und Carl sah das Innere einer prachtvollen byzantinischen Kirche hell erleuchtet. Im Mittelschiffe stand ein leerer Catafalk, und ein immer näherkommender Todten-Gesang ließ sich vernehmen. Priester und Nonnen traten durch die Klosterthüre und 12 Laienbrüder trugen einen offnen Sarg, drin lag Annushka schön wie im Leben.

„Also todt!“ seufzte Carl.

„Zu dienen, so eben gestorben!“ lachte das Teufelchen, „und da sie früher, wie Sie wissen, Herrn Knutow umgebracht hat, so kommt die schöne Annushka zu uns.“

„In die Hölle?“ fuhr jener auf.

„Zu dienen,“ entgegnete das Teufelchen, „und Sie, Herr Lieder, können dann immer bei mir sein, wenn Sie diesen Zettel unterschreiben.“

„Gieb her,“ rief Carl.

Da reichte der Geldteufel den Zettel und eine Feder, ritzte ihm mit seinen Krallen in die Hand, Carl unterschrieb.

„So, mein Verehrtester, nun belieben Sie nur zu bestimmen, wie viel Ihnen morgen für das kleine Bild gezahlt werden soll.

„Eine Million!“

Das Teufelchen kratzte sich hinter den Ohren, miaute wie ein geklemmter Kater und sprach:

„Verehrtester Herr Lieder, wie sollte man bei jetziger Zeit so viel Geld für ein kleines Bild auftreiben. Sie wissen ja sehr gut, daß die Gemälde jetzt mehr nach der Elle, als nach dem innern Werthe bezahlt werden.“

„Keine Einwendungen!“ herrschte Carl, oder ich nehme mein Wort zurück.“

„Nun denn, wenn es nicht anders ist, so sollen Sie eine Million haben.“

„Aber,“ fragte Carl neugierig, „wo willst Du sie denn hernehmen?“

„Sehen Sie, Verehrtester, das mache ich so. — Morgen werden Ihnen die Herren wahrscheinlich wenig bieten, dies Gebot betrachte ich als reinen Zuschuß und das andere muß aus der höllischen Hauptkasse baar und richtig gegen Quittung Ihnen gezahlt werden. Ich weiß zwar noch nicht, wodurch der Ausfall

gedeckt werden soll, indeß, damit wollen wir uns vorläufig nicht beunruhigen.“

Somit verwandelte er sich in einen großen schwarzen Kater, nahm mit einem ungeheuren Katzenbuckel Abschied und verschwand hinter dem Ofen.

Carl schlief, bis ihn bei Aufgang der Sonne die Helligkeit und der Frost weckten. Müde und zerschlagen richtete er sich auf, rieb sich die Augen, und vor Kälte zitternd, lief er zwischen den Antiken auf und ab, um sich zu erwärmen.

Die Bilder der vorigen Nacht jagten an ihm vorüber, und als er zufällig seine Hand nach den Augen führte, gewahrte er eine tiefe Wunde, wie mit Katzenkrallen gemacht. Er durchsuchte die Säle, aber keine Katze war zu finden. Er untersuchte sein Lager, ob er sich etwa an einem Nagel gerissen, aber kein Nagel war vorhanden.

„So muß es doch eine Katze gewesen sein!“ sprach er bei sich.

Er mußte noch lange warten, ehe der Aufwärter die Thüre öffnete um aufzuräumen. Dieser war nicht wenig über des Malers Aufenthalt in den Antiken-Sälen erstaunt, und Carl eilte was er konnte, um in seine Wohnung zu gelangen, denn die Stunde war ganz nahe, in welcher Maulwurf und Pinsel seinen Raphael besichtigen wollten.

Kaum war Carl in seiner Behausung angelangt und hatte seine Mutter über sein Ausbleiben und sein blasses Aussehen beruhigt, als die beiden Professoren eintraten und in das Arbeitszimmer geführt wurden,

wo das Bild in einer möglichst vortheilhaften Beleuchtung aufgestellt war.

„Herr Lieder!“ begann Pinsel, „wir beide sind, wie Sie wissen werden, von Seiten des Direktors der Akademie der Künste hiesiger Residenz beauftragt, Ihr angeblich von Raphael Sanzio da Urbino gemaltes Bild, in Augenschein zu nehmen, und über den Befund sowohl, als über den Werth des Bildes, Bericht abzustatten. Hier ist unsere schriftliche Beglaubigung. Ich ersuche Sie hiermit, uns die Merkmale anzugeben, weshalb Sie das fragliche Bild für einen Raphael halten.“

„Wie kommen Sie, Herr Professor Pinsel,“ fragte Carl, leichenblaß geworden, „dazu, jetzt an der Aechtheit des Bildes zu zweifeln, da Sie sonst in seinem Lobe kein Ende finden konnten. Wie käme ich dazu, Ihnen die Merkmale seiner Aechtheit anzugeben, da Sie gesendet sind, es zu beurtheilen?“

„Ich erfülle nur meinen Auftrag, und muß Sie zugleich bitten, mir die schriftlichen Beglaubigungen über die früheren Besitzer des Gemäldes vorzuzeigen,“ entgegnete Pinsel.

„Ja wohl,“ begann Maulwurf, „darum müssen wir vor allen Dingen bitten.“

„Herr Professor Maulwurf,“ sagte Carl hitzig, Sie wissen sehr gut, schon von Rom her, daß ich keine dergleichen Beglaubigungen habe, und ich sehe wohl, daß man mir unnöthige Schwierigkeiten in den Weg legen will. Auch durchschaue ich die Ursachen hierzu

sehr leicht. Uebrigens, (fügte er kalt und stolz hinzu) muß ich mich darüber wundern, wie eine verehrliche Behörde, Sie, mein lieber Herr Professor Maulwurf, zur Beurtheilung des Bildes mitschicken konnte, da Sie gar nichts davon verstehen.“

In diesem Augenblicke stieß Maulwurf zufällig oder absichtlich an die Stafelei, so daß das Bild herabfiel, unglücklicherweise die Kante des davor stehenden Stuhles traf, und in zwei ungleiche Stücke zerbrochen auf der Erde lag.

Starr und unbeweglich stand Carl, die Augen stier auf das zerbrochene Gemälde geheftet.

Pinsel hob es mit vielen bedauernden Entschuldigungen auf, stellte die Stücke zusammen wieder auf die Stafelei.

Carl rührte sich nicht.

„Unsere Gegenwart, Herr College!“ begann Maulwurf, „dürfte nunmehr wohl überflüssig sein, da wir doch nicht um ein zerbrochenes Bild handeln können, und erst weitere Befehle einholen müssen.“

Beide empfahlen sich und ließen Carl in seinem Anfall von Starrkrampf stehen.

An der Treppe schlug Maulwurf dem Pinsel auf die Schulter und sagte:

„Nun mein lieber College, der wird uns seinen Raphael nicht wieder anbieten.“

Gleich nachdem sie fort waren, sprang Raphael, welcher am gestrigen Tage seine letzte Prüfung bestanden, höchst erfreut die Treppe hinauf, um seinem Freunde die Nachricht davon zu hinterbringen. Aber

wie erschrak er, als jener ihn keines Blickes würdigte und wie eine aufrecht gestellte Leiche, das zerbrochene Gemälde anstarrte.

„Carl! lieber Carl! was ist Dir, rede doch."

Dieser gab keine Antwort, endlich schien er aus einem tiefen Schlafe zu erwachen, sprang nach einem in der Ecke stehenden Ritterschwert, schwang es hoch in die Luft, schrie „Maulwurf!" und wollte zur Thüre hinaus.

Raphael, welcher die beiden Professoren auf der Straße lachend begegnet hatte, errieth einen Theil des Vorgefallenen, hielt Carl mit aller Kraft zurück; hätte ihn aber am Ende doch müssen laufen lassen, wenn dieser nicht plötzlich wie leblos zusammengestürzt wäre.

Die Mutter hatte im unteren Zimmer Raphael's lautes Rufen, so wie den Fall gehört, kam eilig herauf und schlug jammernd die Hände in einander, als sie ihren Sohn in diesem Zustande erblickte. Zu Erklärungen war jetzt keine Zeit.

Carl wurde zu Bett gebracht. Dann lief Raphael zum nächsten Arzt, welcher nicht zu Hause war, noch zu 3 bis 4 Aerzten, die er ebenfalls nicht traf; endlich hielt er den ersten besten auf der Straße in seinem Wagen an, und nöthigte ihn sogleich mitzukommen. Allein darüber waren ein paar Stunden verflossen, und als sie in des Malers Wohnung ankamen, fanden sie den Kranken in halber Raserei gegen sich wüthen.

Der Arzt schüttelte den Kopf und verbarg es der Mutter nicht, daß er für den Verstand des jungen

Mannes fürchte. Es wurden Wächter geschickt, Mehreres verordnet, und Raphael bot der Mutter an, um den Kranken zu bleiben, welches sie dankbar annahm.

Durch die Mittheilungen, welche die Mutter von dem was sie wußte an den Arzt gemacht hatte, durch die vielen Besuche des Letztern bei den Vornehmen der Stadt, war die Geschichte des zerbrochenen Gemäldes bis zur Kenntniß des Ministers gelangt. Dieser befahl sofort das Bild, wenn es gut befunden würde, zu kaufen, auch die Sache genau zu untersuchen und sogleich eine neue Commission zu ernennen.

Inzwischen waren etwa zwei Wochen vergang en, während welcher Carl sich gebessert zu haben schien, als die Mutter eines Tages in des Kranken Zimmer mit der Nachricht trat, daß morgen das Bild abermals besichtigt werden sollte, wie der Amtsdiener eben berichtet hatte.

Carl lag dabei mit halbgeschlossenen Augen und schien keinen Antheil an der Nachricht zu nehmen. Die Mutter machte Feuer in dem Ofen und Raphael ging um einige dringende Einkäufe zu machen.

Die Mutter war noch in der Stube beschäftigt, als Carl aus dem Bette sprang, das Bild ergriff, die Ofenthür aufriß und in einem Nu prasselten die Oelfarben in der Gluth zusammen, so daß die Mutter, welche das Gemälde retten wollte, nichts als die angekohlten Brettchen aus dem Feuer zog. — In einem Augenblick war das Meisterwerk verschwunden.

„Mein Sohn, mein Sohn! was machst Du?“

jammerte die arme Frau vor dem Bette Carl's, welcher sich ruhig wieder niedergelegt hatte.

Er nahm der Mutter die Holztafeln sanft aus der Hand, küßte die verkohlten Seiten, legte sie wieder aneinander und sprach seit langer Zeit die ersten zusammenhängenden Worte.

„Verzeih mir, Raphael! — aber jene sind unwürdig, daß sie Dich besitzen! — besser daß Dein Meisterwerk durch mich zu Grunde ging, der ich im Stande bin Dich zu begreifen. — Mag es jetzt zur bloßen Sage werden, sie werden es um so höher schätzen, da sie es nie, nie besitzen können."

Hierauf verfiel er wieder in Phantasien:

„Sieh mich nicht so düster an, Annushka, mit Deinen leeren Augenhöhlen, aus denen Würmer kriechen. — Deinen Sarg hatten sie schlecht zugenagelt, denn ich konnte Dich in der Kirche sehen, so schön! — Ach Annushka! — Ich danke Dir, daß Du mir meinen Sohn bringst, aber das Fleisch ist alles herunter, nichts wie Knochen! — Welch herrlicher Schädel! — Ich will Kegel damit schieben! — So! — Ha, ha! alle Neun! — Ich sagte Dir es ja immer Joachim, Du bist viel zu schwächlich."

Hier wurden seine Worte unverständlich. Raphael trat ein, gleich nach ihm der Arzt. Die Mutter erzählte beiden Carl's rasendes Beginnen, und der Arzt entschied kurz: „der Kranke müsse durchaus in die Irren-Anstalt, wie er schon immer gesollt."

Mit schwerem Herzen willigte die Mutter ein, und als am andern Tage die Commission zur aberma-

ligen Besichtigung eben in das Haus gehen wollte, wurde Carl in einem Miethswagen, begleitet von Raphael und dem Arzte, in die Irren-Anstalt gebracht.

Nachdem der Vorsteher der Commission den Hergang erfahren, fragte er, ob nicht auch Bilder von Carl's Hand da wären? —

Die Mutter zeigte ihm das Bild, wie das Christuskind dem heiligen Franziskus die Märtyrer-Krone reicht, welches auf der Gemälde-Ausstellung so hoch und schlecht gehangen hatte, daß Niemand es gehörig beurtheilen konnte.

Die anwesenden Künstler blickten, in stummem Erstaunen versunken, abwechselnd das Bild, und dann einander an.

„Wer hätte das gedacht!“ sagte der Vorsteher, „wer konnte vermuthen, daß die schönste Perle der ganzen Ausstellung unbeachtet bleiben könnte.“

Hierauf zeigte die Mutter das Bild, worin Anushka's Einkleidung zur Nonne dargestellt war, und gleicher Beifall, gleiches Lob wurde ihm gespendet. Dos Portrait Annushka's zeigte die Mutter nicht.

Der Vorsteher versicherte der trostlosen Mutter, daß er alles aufbieten würde den Minister zu bewegen diese Bilder anzukaufen.

So geschah es auch, der edle Staatsmann, von dem unglücklichen Schicksale Carl's und seiner Mutter tief gerührt, kaufte beide Bilder für die Gallerie, um eine namhafte Summe, welche die Mutter vor allem Mangel schützte und bestimmte außerdem, daß Carl

auf öffentliche Kosten verpflegt und alle mögliche Sorge für seine Herstellung getragen werden solle.

Armer Carl! so mußtest Du erst unthätig und wahnsinnig werden, ehe die Werke Deines schöpfrischen Genius verdiente Anerkennung fanden.

List.

Friedrich war vor längerer Zeit glücklich in Weiler angelangt und hatte seine Stelle als Lehrer der untersten Klasse in der neu errichteten Schule angetreten. Bei seiner Ankunft war die ganze Stadt noch voll von dem reichen Vermächtniß des alten Veith, wovon eine Kunst- und Handwerksschule angelegt und unterhalten werden sollte. Da der Erblasser sich nicht näher ausgedrückt hatte, was er unter einer Kunstschule verstehe, so war der Magistrat zu Weiler sehr in Verlegenheit, wie eine solche einzurichten sei, um so mehr, da weder der Oberbürgermeister noch seine Collegen irgend einen Nutzen davon einsahen. Eine schriftliche Anfrage an Joachim in dieser Beziehung, hatte derselbe dahin beantwortet, daß er in einiger Zeit, nach Beendigung einer größeren Reise, in Weiler eintreffen und das Nöthige mit den Herren verabreden wolle. Man beschloß demnach zuerst die Einrichtung der erforderlichen Räume zu beschaffen, bis

zu deren Beendigung Joachim wohl eintreffen würde. Der Magistrat setzte einen Ausschuß fest, welcher sich mit diesem Werke befassen sollte, die dabei Betheiligten waren der Oberbürgermeister, der Kämmerer, welchem wir bereits als Weilerschen Schöngeist haben kennen lernen, und der Salzsteuer-Controlleur Soda, welchen zwar sein Dienst keine Minute Zeit übrig ließ, wie er immer sagte, der aber doch zum Besten seiner Vaterstadt sich so viel vom Schlafe abzumüßigen geneigt war, daß er die übernommene Verbindlichkeit erfüllen könne.

Man besuchte zuförderst alle öffentlichen Gebäude der Stadt, welche in dem Rathhause, der kürzlich neuerbauten höheren Schulanstalt, wobei Friedrich Lehrer war, in einem Stadtsprützenhause und einem Schuppen für Baumaterial bestanden.

Im Rathhause waren alle städtischen Behörden untergebracht, folglich kein Raum für die beabsichtigte Anlage. Der Rektor der neuen Schulanstalt, welchen wir in der Person des ehemaligen Schulmeisters Schinkenius wiederfinden, protestirte feierlichst gegen jede anderweitige Verwendung seines Hauses, selbst gegen eine Sonntagsschule für Handwerker, um so mehr, da man ihn bei der Einrichtungs-Commission übergangen hatte. Das Sprützenhaus war offenbar zu klein und baufällig, und es blieb folglich, wenn man nicht ein eignes Haus dafür bauen wollte, nur der Schuppen für Baumaterial übrig, um den „Tempel Apollo's," wie nach dem Vorschlage des poetischen Käm-

merers die neue Kunst- und Handwerksschule heißen sollte, zu begründen.

Der Schuppen aber war ein zweistöckiges Gebäude von Holzfachwerk, auf drei Seiten mit Wänden eingeschlossen, die vierte Seite mit großen Thorwegen im untern Geschoß versehen, das Ganze mit einem Ziegeldache von ungeheurer Höhe gedeckt, und alles in ziemlich verfallenem Zustande.

Der Magistrat hätte im nächsten Jahre eine bedeutende Reparatur damit vornehmen müssen, welche aber aus der Stadtkasse zu bestreiten war, deshalb, und weil man der Anstalt nicht gleich durch den Neubau eine beträchtliche Summe entziehen wollte, aber besonders aus ersterem Grunde, stimmten alle Mitglieder für die Ausbauung und Durchbauung des Schuppens, als welches das Wohlfeilste sei.

Der Steuer-Controlleur, welchen wir schon früher als Baumeister der Ehrenpforten zu Weiler haben kennen lernen, schlug vor, daß man die Umfassungswände, so wie das Dach reparire, die Thorwege bis auf einen, welcher künftig den Eingang bilden solle, zumauere, die innern Wände von Holz und Lehmsteinen so kostenersparend wie möglich aufführe, und wenn der Bau beendet sei, alle innern Räume, des vortheilhafteren Ansehens wegen, — einfach — ausweiße. Die Kosten könnten höchstens 200 Thaler betragen.

Alle stimmten ein und sogleich sollten der Rathszimmermeister und der Rathsmaurermeister die nöthigen architektonischen Zeichnungen und Kostenanschläge zu dem beabsichtigten Prachtbau anfertigen und vorle-

gen, bis dahin würde Herr Joachim Veith wohl eingetroffen sein, mit welchem man alsdann weiter berathen wolle.

Man sieht hieraus, daß die Stadt alles Mögliche that, die wohlgemeinte Absicht des alten Veiths möglichst würdig ins Leben treten zu lassen.

Mit dem Unterricht für die Handwerker war man bald im Reinen, und bestimmte, daß die Lehrer, welche dabei angestellt werden sollten, wohl auch in der Kunstschule Unterricht ertheilen könnten Einmüthig aber wurde beschlossen, womöglich alle Stellen mit Eingebornen zu besetzen, und der Ausschuß lief alle hierzu tauglichen Subjekte, nach der Salzsteuer-Liste durch.

Für die Musik wurde natürlich Wolfgang Balg bestimmt, für die zeichnenden Künste wählte man einen dortigen Stubenmaler, Namens Busch, welcher, wie wir wissen, Portraits höchst ähnlich zeichnete, und für die dichterischen Uebungen, entschloß sich der Kämmerer Unterricht im Versmaß und Vorlesungen aus den besten deutschen Dichterwerken zu halten. Der Steuer-Controlleur Soda wollte das architektonische Zeichnen übernehmen und so war alles in bester Ordnung. —

Man sagte, daß in dieser für Weiler so wichtigen Stunde die neun Musen und Apollo lächelnd über der Stadt geschwebt hätten.

Der Steuer-Controlleur Soda machte zwar Anfangs den Vorschlag, man solle für den poetischen Theil des Unterrichts den Friedrich Balg nehmen, welchen er, da er in seinem Hause aus und einging, als

Dichter kennen gelernt habe; allein sein damaliges Gedicht zum Friedensfeste von Weiler hatte zu wenig Beifall gefunden, auch schlug das Anerbieten des Kämmerer's, selbst diesem Fache vorzustehen, alles andere nieder, und überdieß bemerkte der Bürgermeister, daß es gegen alle Ordnung sei, „Vater und Sohn bei einer und derselben Behörde anzustellen.“

Die jährliche Besoldung der Lehrer wurde für jeden mit 100 Thaler festgesetzt, und so war zu allgemeiner Zufriedenheit alles bestimmt.

Friedrich hatte zwar seinen nunmehrigen Beruf als Klassenlehrer mit all dem Eifer ergriffen, welchen gewöhnlich Pflichtgefühl und Jugend herbeiführen, allein die Gegenstände welche von ihm vorgetragen wurden, waren natürlich nur die ersten Anfänge von dem, was er gelernt hatte, und konnten ihm demnach weder Abwechselung noch Genuß, noch Fortschreiten in seinem Wissen gewähren. Die 30 Stunden, welche er wöchentlich Schule halten mußte, waren, abgesehen von dem kärglichen Unterhalte, den sie ihm verschaften, für sein Leben so gut wie verloren. Die Schulstunden selbst waren aber immer noch der geringste Theil der Zeit, welchen er opfern mußte, denn nach den beendigten Vorlesungen wurden 40 bis 50 Schulbücher seiner Zuhörer genau nachgesehen und die Fehler verbessert; da er, wie gesagt, diensteifrig war, so sah man noch spät in die Nacht hinein seine Studierlampe brennen, zu welcher Zeit er sonst am liebsten gedichtet hatte. Die gräßliche Einförmigkeit seines Berufes wurde ihm bald zuwider, wie auch Vater und Mutter ihn

trösten mochten. Der sonst so heitere Friedrich wurde immer stiller und der gänzliche Mangel an gleich gebildetem Umgange jugendlicher Freunde gaben seinem Geiste eine in sich verschlossene Richtung, welche ihm früher fern lag. Dazu kam, daß er häufig bei Soda's eingeladen wurde, worüber Liddy, die Tochter des jetzigen Schulrektors Schinkenius außer sich war, da sie, wie wir wissen, schon vor der Reise nach Italien Schritte gethan hatte, um den schönen Friedrich an sich zu fesseln. Sie setzte daher, von Rachedurst getrieben, als Lieblig ihres Vaters, alle möglichen Triebfedern in Bewegung, um ihm so viel Verdruß in seinem Schulberuf zu machen, als nur irgend anging. Da nun Friedrich im Bewußtsein bedeutender wissenschaftlicher Ueberlegenheit und erfüllter Pflicht, sich von seinem Vorgesetzten Schinkenius keine ungerechten Vorwürfe gefallen lassen wollte, so kam es ganz natürlich, daß die beiden Männer einander bald feindlich gegenüber standen, welches Friedrich's Lage noch mehr verbitterte.

Bald aber ereignete sich ein Umstand, welcher ganz Weiler für lange Zeit in Bewegung setzte und allen Klatschthees und Klatschkaffees reichlichen Stoff zu wahren und erlogenen Mittheilungen gab.

Glücklicherweise kann der geneigte Leser diesen Umstand, aus der lautersten, reinsten, sichersten Quelle geschöpft, hiermit erfahren, ohne durch die entsetzlich lügenhaften Gerüchte, welche darüber in Umlauf waren irre geführt zu werden.

Eines Tages hatte Frau Steuer-Controlleur Soda

mit ihrer nunmehr etwa 27jährigen, aber immer noch sehr hübsch aussehenden Tochter Adelaide eine geheime Unterhaltung, die leider Niemand erfahren hat, bei verschlossenen Thüren gehabt. Die Vorsicht der Frau Soda ging so weit, daß sie mehreremale vor und während dieser Unterhaltung die Thüre der abgelegenen Stube öffnete, um zu sehen ob nicht etwa das Dienst-Mädchen Marike horchte. Denn das Horchen war, wie wir bereits wissen, in Weiler allgemeine Sitte. Sie sprachen lange miteinander und als sie das Zimmer verließen, sah Marike Adelaiden mit vor Freude strahlenden Augen in die Küche kommen, in welche das Dienstmädchen schnell zurückgekehrt war, nachdem sie versucht hatte, etwas von der Unterhaltung zu erfahren, was ihr jedoch diesmal nicht gelang.

Adelaide trug ihr auf, Herrn Dr. Friedrich Balg und zwei bis drei der vertrautesten Freundinnen ihrer Mutter, für den Abend zum Thee einzuladen. Weiter konnte Marike nichts erfragen, da Adelaide sich schnell entfernte, worüber das Dienstmädchen untröstlich gewesen wäre, wenn sie nicht gehofft hätte, baldmöglichst doch noch herauszubekommen, weshalb das Fräulein nach dem gehabten Gespräch so freundlich, wie seit langer Zeit nicht, ausgesehen hätte. Sie eilte deshalb sich ihres Auftrages zu entledigen und am Abende erschienen die gebetenen Gäste zur bestimmten Stunde.

Marike hatte zu ihrer Verzweiflung immer noch nichts Näheres erforschen können, sie hatte nur gesehen, wie Frau Soda ihre Tochter und diese ihre Mutter ungewöhnlich zärtlich anblickte; auch sich, was sonst

nie geschehen war, zuweilen im Vorübergehen die Hände drückten. Es quälte das arme Dienstmädchen gräßlich, daß sie diesmal nicht hinter das Geheimniß kommen konnte, denn Adelaide stand ihr ganz gegen alle sonstige Gewohnheit nicht Rede, und Marike verdoppelte deshalb ihre Späherblicke und horchte an jeder Thüre wo sie vorüberging, aber alles vergebens, nichts Ungewöhnliches ließ sich entdecken.

Als die Gäste bereits mehrere Tassen Familienthee, von welchem bekanntlich hundert Tassen auf ein achtel Pfund gehen, zu sich genommen hatten, trat Adelaide theilnehmend zu Friedrich, der mit ihrem Vater in ein Gespräch verwickelt war, aber wenig Acht zu geben schien, denn er war, wie jetzt gewöhnlich, sehr zerstreut, und sie sagte mit sanfter Stimme:

„Was fehlt Ihnen, Herr Doktor? Sie sehen recht blaß und verstimmt aus, kommen Sie, ich muß Sie etwas aufheitern. Du erlaubst doch, Väterchen?“

Damir ergriff sie Friedrich am Arm und zog ihn in das nebenstehende Zimmer, wo das Fortepiano stand, setzte zwei Stühle neben einander davor hin, nöthigte Friedrich mit aller Bescheidenheit Platz zu nehmen, und legte eine vierhändige Sonate seines Vaters auf, welche beide zu spielen anfingen.

Die Thüre nach dem Gesellschaftszimmer war zu, es schadete also nichts, daß Adelaide zuweilen falsch spielte, wenn sie Friedrich eben zärtlich ansah.

Als das Musikstück zu Ende war, fragte sie abermals, was ihm fehle, er möchte sich doch ihr, als sei-

ner gewiß treuesten Freundin, entdecken, denn es wäre ihr zu schmerzlich, Jemanden leiden zu sehen.

Dabei ergriff sie unbefangen seine Hand, sah ihm treuherzig in die Augen, und brachte ihre Stirn der seinigen so nahe, als irgend der Anstand erlaubte.

Friedrich, dem Mitgefühl wohlthat, und zerstreut wie er war, drückte die Hand des hübschen Mädchens, neigte seinen Mund auf den ihrigen, und Adelaide umarmte ihn feurig, während sie den Stuhl, worauf sie saß, mit Geräusch hinter sich schob.

Friedrich schlang seinen Arm um sie, drückte einen Kuß auf ihre Lippen.

In diesem Augenblicke ging die Thür des Gesellschaftszimmers auf, Herr und Frau Soda an der Spitze der Uebrigen traten ein, erschrocken fuhren die jungen Leute auseinander und Frau Soda begann:

„Ei, Ei! Herr Doktor, wer hätte das von Ihnen gedacht? daher kamen also ihre häufigen Besuche. Ich will auch nicht sagen, daß ich etwas dawider hätte, auch mein Mann wird gewiß nichts dagegen haben, allein, Herr Doktor, Sie werden einsehen, daß die Ehre meiner Tochter leiden würde, so wie die unsrige, da überdieß diese fremden Damen hier Zeugen gewesen sind. Ich nehme deshalb an, daß sie Adelaiden als Bräutigam geküßt haben.“

„Ich?“ — sprach Friedrich verwirrt und erschreckt. „Ja in der That!“

„Da sie selbst ja sagen, Herr Doktor,“ fiel ihm Frau Soda ins Wort, „so hat das weiter keine Schwierigkeit und wir freuen uns einen so würdigen Schwie-

gersohn zu bekommen. Nun umarmt Euch nur so viel Ihr wollt, Kinderchens. — Meine Damen, ich stelle Ihnen hiermit Herrn Doktor Balg als verlobten Bräutigam meiner Adelaide vor.“ Hierauf umarmte die künftige Schwiegermutter mit vielem Feuer den schönen jungen Mann, ihr folgte der Vater, hierauf wünschten die fremden Damen Glück und Adelaide warf beseeligt ihre schönen Arme um den Nacken des bestürzt einwilligenden Friedrichs.

Frau Soda lief sogleich in die Küche und bestellte an Marike, sofort Herrn Musik-Direktor Balg nebst Frau Gemahlin einzuladen, da der Herr Doktor sich eben mit Adelaide verlobt habe.

Marike ließ im freudigen Schreck über die nunmehrige plötzliche Entschleierung des Geheimnisses den eben in der Hand haltenden Topf in das Feuer fallen, wofür sie unter andern Umständen gewiß tüchtige Schelte von Frau Soda erhalten hätte, jetzt aber mit ein paar Worten davon kam, schlug sich eiligst ihren Mantel um, lief zu Balg's und erzählte unterweges höchstens 20 bis 30 Dienstmädchen, worunter auch die Köchin vom Rektor Schinkenius war, das große Ereigniß. —

Die geschehene Verlobung wurde demnach unter lautem Ausschreien und in die Händeschlagen von Seiten der Mütter und Töchter noch eher in halb Weiler bekannt, als Friedrichs Eltern eine Ahnung davon hatten.

Am meisten war Frau Susanne darüber verwundert. Sie war Adelaiden zwar nicht abgeneigt, da sie,

wie alle leichtsinnigen Menschen, ein gutes Herz hatte, auch waren Soda's sehr wohlhabend, vielleicht reich und angesehen in der Stadt, und wenn von Adelaide nicht manches kleine Abentheuer im Gedächtniß der Leute gelebt hätte, würde sie ihr eine wünschenswerthe Schwiegertochter gewesen sein. Zwar waren diese Geschichten längst verblutet und das Mädchen hatte sich bisher ordentlich betragen, allein es war gewiß, daß nunmehr die giftigen Zungen der Klatschschwestern alle alten Geschichten aufrühren und bedeutend vermehrt und verbessert von sich geben würden. Daß Adelaide 3 bis 4 Jahre älter als ihr Sohn war, störte sie am wenigsten, da sie sich in aller Eile erinnerte, daß in ihrer Bekanntschaft 5 bis 6 sehr glückliche Ehen bei noch ungleicherem Alter bestanden hätten.

„Lieber Wolfgang, was denkst Du zu der Sache?“ fragte sie ihrn Mann.

Dieser antwortete:

„Liebe Susanne, wenn Friedrich das Mädchen haben will, was mich zwar wundert, so werden wir ihn schwerlich halten können, denn er ist selbstständig, und am Ende ist es ihm gut, wenn er heirathet, sonst wird er uns ganz Hypochonder!“

„Meinst Du, lieber Wolfgang, dann wollen wir gehen!“

Sie griff nach Hut und Mantel und beide gingen nach Soda's Haus, wo in aller Eile noch einige Gäste, ein Notar und der Superintendent hinzugerufen worden waren.

Marike hatte den ganzen Tag nicht begreifen kön-

nen, warum heute für so wenig Personen als anfänglich eingeladen waren, so ungewöhnlich viel gebraten und gekocht werden sollte, wenn sie aber nun die geheime Unterhaltung der Mutter mit der Tochter am Morgen, die vergnügten Gesichter derselben den ganzen Tag über, und die plötzlich wie vom Himmel gefallene Verlobung am Abende bedachte, so war ihr alles klar, und sie lief in jeder Viertelstunde wohl dreimal an die Hausthüre, um den in Masse davor stehenden Dienstmädchen aus allen, auch den entferntesten Theilen der Stadt, ihre Vermuthungen mitzutheilen.

Wäre also Marike nicht gewesen, so hätte der geneigte Leser wohl niemals einen Zusammenhang in dieser dunklen Angelegenheit finden können.

Wolfgang und Susanne traten ein, Frau Soda eilte ihnen entgegen, indem sie Friedrich an der einen, Adelaide an der andern Hand führte.

„Hier, meine lieben Freunde, stelle ich Ihnen das neue Brautpaar vor, und bitte in deren Namen um den elterlichen Segen,“ begann sie.

Susanne blickte in Friedrich's Augen und da derselbe, wenn auch etwas langsam, bejahend nickte, umarmte sie ihn, so wie Adelaiden und wünschte beiden Glück zu dem wichtigen Schritte.

Wolfgang that dasselbe, und küßte dabei seine hübsche künftige Schwiegertochter etwas lebhafter, als gerade nöthig war.

Nun erst kehrte allgemeine Heiterkeit bei der Gesellschaft ein. Friedrich war beruhigt durch die, wie es ihm schien, gleichbereite Einwilligung seiner Eltern.

Adelaide schöpfte nun erst tief Athem, nachdem ihrem Glücke kein Widerspruch mehr drohte, sie fühlte ihre kühnsten Hoffnungen durch den Besitz des schönen, höchst gebildeten jungen Mannes überflügelt, und gelobte sich im Stillen, ihm zu Liebe, sich gänzlich aufzuopfern und seine geheimsten Wünsche abzulauschen, um seine Neigung zn gewinnen, und dauernd zu fesseln. Die Aussicht auf den nunmehr rechtmäßigen vollen Besitz des schönen Mannes, die Gewißheit, daß sie nunmehr weder zu warten brauche, noch in der Zeitfolge genöthigt, am Ende zu einer unwürdigen Gattenwahl gedrungen werden möchte, hatte sie gänzlich und mit einem Male umgewandelt. Sie war ganz glücklich. Ihre Mutter freute sich ihres Glückes und beneidete dabei im Stillen ihre Tochter, an deren sonst widriges Geschick sie außerdem Grund genug hatte, zu glauben.

Der alte Soda konnte sich im Stillen nicht genug wundern, wie alles mit einem Male sich so gut gewendet hatte.

Die fremden Damen winkten sich heimkich mit den Augen und konnten jetzt schon kaum die nächste Morgenröthe erwarten, wo sie diese große Neuigkeit nach allen vier Haupt-Winden hin tragen konnten. Ach hätten die Aermsten gewußt, daß Marike ihnen bereits zuvorgekommen, und ihnen die Freude, die ersten mit der Neuigkeit zu sein, geraubt hatte, sie hätten keine Ruhe und keine vergnügte Minute mehr in der Gesellschaft gehabt, so aber verbarg ein gütiges Geschick ih-

nen diese Wissenschaft, um die Fröhlichkeit des Abends nicht zu stören.

Herr Soda lief in der Freudigkeit seines Herzens, die Tochter als Braut zu sehen, welche allnächtlich ihm in seinen Träumen als alte Jungfer erschienen war, in den Keller und holte 10 bis 15 Flaschen ganz alten bemoßten Wein, der noch von seinem Vater her in Sand begraben lag, um seine Lust auch den Gästen mitzutheilen.

Nun wurde von Seiten des Notars ein Verlobungsakt schriftlich aufgesetzt. Der Superintendent hielt eine sehr lange Rede über den Text: „Was sein soll, schickt sich wohl,“ breitete sich zum größten Aerger für Frau Soda sehr weitläufig darüber aus, wie wunderlich die Fügungen des Himmels wären, da die verehrte Jungfer Braut vor 24 Jahren als Pathe an der Wiege ihres jetzigen Bräu'igams gestanden, und schloß erst, als das Teller-Geklapper im Nebenzimmer, welches durch Mariken so viel wie möglich verstärkt wurde, ohne das Geschirr zu zerschlagen, ihn erinnerte, daß, da er Hunger spüre, die andern Anwesenden wohl auch welchen haben möchten.

Man ging demnach, als Braut und Bräutigam die Ringe, welche von ihren Eltern vorläufig entliehen waren, gewechselt hatten, wie bei allen feierlichen Gelegenheiten, selbst bei Begräbnissen, zur Tafel.

Adelaide schwamm in einem Meere von Wonne an der Seite ihres kühn errungenen Friedrichs. Nachdem dieser einige Gläser von dem alten Bemoosten getrunken hatte, erschien ihm seine nunmehrige Braut,

die er früher wenig beachtet hatte, immer reizender und nach dem 5ten Glase fand er eine auffallende Aehnlichkeit mit ihr zwischen Angelika und Fornarina.

Der Stand, in welchem Friedrich ohne sein Zuthun hineingerathen war, behagte dem harmlosen jungen Manne wegen des Reizes der Neuheit so gut, daß er als höchst zärtlicher Bräutigam sich betrug, und am Ende des Festes seine Braut voll Sehnsucht sie bald wiederzusehen, verließ.

Mitternacht war längst vorüber, als man sich trennte.

Nachdem Balg's in ihrer Wohnung angekommen, fanden sie einen Brief von Raphael vor, worin derselbe die unglückliche Geistesverwirrung ihres gemeinsamen Freundes Carl schilderte, und alle Umstände, welche sie herbeigeführt hatten, erzählte. Trübe Betrachtungen zogen während der Nacht an Friedrich's Seele vorüber, der aus seinem Freudenrausche plötzlich durch die Nachricht von des Freundes Unglück, unangenehm geweckt wurde. Alle früheren Geschichten die er von seiner jetzigen Braut gehört, ihr verhältnißmäßig größeres Alter, die Art wie er zur Verlobung gekommen war, alles stellte sich in der dunklen, stürmischen, einsamen Nacht schroff und gehässig dar.

Aus seiner Liebe zu Fornarina hatte ihn sein über alles geliebter Zwillingsbruder verdrängt, zwar war das längst verziehen und zum Theil vergessen, allein die Bitterkeit davon erhielt neue Stärke unter jetzigen Umständen. Der Ruf seiner Braut war vor der Welt nicht rein, und wenn er auch alles, was man der Ju-

gend, der Unerfahrenheit, der Leidenschaft und dem Leichtsinn zu Gute rechnen kann, berücksichtigte und zu ihrer Entschuldigung gelten ließ, so fragte er sich nicht ohne Grund, ob er sie auch noch so entschuldigend betrachten würde, wenn einst die Jahre ihre körperlichen Reize abgestreift hätten. Alles dieß zusammengenommen erfüllte ihn mit Mißmuth, Unbehagen und Unruhe, so daß er aufstand, Licht anzündete, und sich die bösen Gedanken durch Schreiben zu vertreiben suchte. Was er aber geschrieben, ist leider nicht auf uns gekommen. Nachdem ihm einige Stunden bei der Arbeit vergangen waren und sich die körperliche Müdigkeit einstellte, fand er für gut, bei den ersten Strahlen der Morgen-Sonne sein Lager zu suchen.

Die Fremden.

Aber welche Morgen-Sonne ging für Weiler auf, noch hatte man vom vorigen Abende her alle Hände voll zu thun, wenigstens die weiblichen Bewohner, um die Neuigkeit von Friedrich's Verlobung mit List oder Gewalt in alle Häuser glücklicher Schläfer, die davon noch nichts wußten, zu verbreiten; als ein neuer unerhörter Gegenstand alle Zungen in Bewegung setzte.

Vor dem einzigen Gasthofe der Stadt, wo vor vielen Jahren der alte Veith mit seinem Mohren eingekehrt war, hörte man plötzlich wieder eine Extrapost blasen. Ein prachtvoller englischer Reisewagen glitt, von vier Pferden gezogen, fast geräuschlos über das schlechte Straßenpflaster hin. Auf dem Kutscherbock saß ein Bedienter und ein reich gallonirter Jäger in dem hinten am Wagen angebrachten Sitze; es war eben Frühstückszeit und eine Unzahl Dienstmädchen waren auf den Straßen, theils vom Bäcker theils von den Milchwagen kommend, die an den Straßen-Ecken

hielten. Leider konnte Niemand die im Wagen sitzenden Herrschaften, sehen da die Fenster zu waren. Es blieb also den Dienstmächen nichts weiter übrig, wie jeder leicht einsieht, als ihre Herrschaften ruhig mit dem Frühstück warten zu lassen, hinter dem Wagen herzulaufen, und zu sehen, wer aussteigen würde, auch wenn es irgend möglich wäre von dem Bedienten, oder Jäger, oder Postillon zu erfahren, wer die vornehmen Reisenden wären. Deshalb stürzte die ganze Masse Dienstmädchen vor die Wirthshausthür, unbekümmert, daß bei dem raschen Laufen die Semmel und Zwiebacke, die sie auf Tellern unter ihren Schürzen hielten, hier und dort auf die schmutzige Straße fielen; es handelte sich hier um mehr, als ein paar elende Groschen, die verloren gingen.

Nachdem nun der Wagen hielt, Bedienter und Jäger heruntersprangen, Kutschenschlag und Tritt aufrissen, sahen die Mädchen einen jungen, schönen, blonden, etwas schwächlichen Mann, und eine junge, schöne starke Frau mit schwarzem Haar und schwarzen Augen aussteigen und von dem herbeigeeilten Wirth die Treppe hinaufführen. Bedienter und Jäger folgten, der Postillion wußte nicht, wen er gefahren, spannte seine Pferde aus und ritt fort. Viele der Mädchen zerstreuten sich, einige aber, welche schon länger in Weiler dienten, und deshalb sehr gut wußten, wie viel ihren Brodfrauen daran gelegen sein würde mehr zu erfahren, blieben auf ihrem Wachtposten, ja die Meisten, welche im Gasthofe Bekannte unter den Dienstboten hatten, gingen ohne Umstände hinein, und drangen bis

in die Küche vor. Die Frau Wirthin aber, welche wie gewöhnlich übler Laune war, jagte sie alle wieder hinaus, mit unzweideutigen Bemerkungen über ihre Neugierde, Faulheit und Saumseligkeit im Dienste. Die kühnen Vorposten wurden demnach wieder an die Hausthüre zurückgeworfen. Endlich erschienen Jäger und Bedienter und zogen zwei Mädchen auf jeder Seite des Wagens von den Tritten, von welchen aus sie in das Innere des Heiligthums geblickt hatten. Die Hübscheste von ihnen hoffte durch ihre schönen blauen Augen die beiden abpackenden Männer zu bestechen und fragte zuerst, wer die Herrschaften wären; aber o Mißgeschick! der Jäger war ein Franzose, der Bediente ein Engländer, und keiner verstand die Frage; der Franzose aber, um doch etwas zu erwiedern, kniff die runde Dirne in die Wangen, sagte ihr mehrere schöne Worte über ihr gesundes Aussehen, die sie ebenfalls nicht verstand, und bald waren beide Diener abermals verschwunden.

Nun half es nichts, man mußte sich in Weiler gedulden, denn wenn die Fremden nicht über Nacht blieben, oder es nicht irgend jemandem aus dem Wirthshause gelang, Namen, Stand, Verhältnisse und Vermögen des anscheinend sehr reichen Herrn zu erforschen, so erfuhr man zur unauslöschlichen Schande aller Klatsch-Thees und Klatsch-Kaffees — nichts.

Die übrig gebliebenen Mädchen bliesen demnach zum Rückzuge und ärgerten sich sämmtlich, daß sie ungeachtet der größeren Schelte, welche sie mehr bekommen würden, als die andern, welche früher gegangen

waren, doch nicht mehr zu hinterbringen wußten als jene. Etwas, das sich ein tüchtiges Weilersches Dienstmädchen nie verzieh.

Auch das Mädchen von der Frau Schulrektor Schinkenius war unter diesen Unglücklichen. Die Frau war ohnehin seit der gestrigen Nachricht von Friedrich's Verlobung, so wie ihre Tochter, gänzlich wüthend, und da das arme Dienstmädchen in Ausübung ihres bewiesenen Diensteifers mehrere Semmel und Zwiebacke verloren hatte, auch der Herr Rektor, ohne etwas nach dem Kaffee zu genießen in die Schule hatte gehen müssen; so wurde sie jämmerlich von Mutter und Tochter angefahren, nachdem sie endlich gestanden, daß sie weiter nichts wisse als alle, welche schon eine Stunde früher vorbeigegangen waren und dasselbe erzählt hatten. Wenn der angekommene reiche Herr noch unverheirathet gewesen wäre, hätte man es gelten lassen, allein so war ein Frauenzimmer mit ihm gekommen, die nach allen äußeren Zeichen seine Frau war. Die Schwester konnte es muthmaßlich wenigstens nicht sein, da sie viel stärker als er und ihm ganz unähnlich war, die Geliebte konnte es nicht sein, denn er hatte sie nach dem Aussteigen nicht geführt, also war es offenbar seine Frau, und was machten sich die Mädchen und Frauen in Weiler aus einem verheiratheten Manne? — so viel wie gar nichts. — Deshalb war das lange Ausbleiben des Dienstmädchens doppelt strafbar, und sie wurde auch den ganzen Tag über weder von Mutter noch Tochter geschont.

Bereits liefen die bekanntesten Klatschschwestern

nach allen Richtungen über den Markt, um bei einer andern mehr Wahrheit oder Lüge zu erfahren, als plötzlich aller Augen sich nach der Seitenstraße wandten, worin der Gasthof lag, denn der fremde Herr und seine Frau, hinter ihm der Jäger, von Golde strotzend, gingen über den Markt dem Waisenhause zu, in dessen Thüre sie verschwanden.

Die Leibwache von Straßenjungen und anderen, welche sie bis dahin begleitet hatten, blieben vor dem Hause stehen und gafften nach den Fenstern.

„Ist es möglich!“ sagte eine Dame von Weiler zu ihrer Freundin der sie eben begegnete, „in das Waisenhaus gehen die vornehmen Leute? — Was mögen sie da wollen, ich will doch gleich zur Inspektorin gehen, daß ist meine gute Freundin, und ich bin ihr schon sehr lange einen Besuch schuldig.“

„Wenn Sie erlauben, gehe ich mit,“ sagte die andere, „denn ich hatte mir eben vorgenommen, auch die Frau Inspektorin zu besuchen und sie hat es mir gewiß schon übel gedeutet, daß ich so lange nicht bei ihr gewesen bin.“

Die Erste erwiderte zwar nichts hierauf, wünschte ihre sonst gute Freundin dahin, wo der Pfeffer wächst, und drängte sich so schnell wie möglich durch die von den Jungen belagerte Hausthür, allein die Zweite war eben so rasch und beide griffen gleichzeitig nach dem Griff der Klingel an der Wohnung des Inspektors. Aber die Hast und Anstrengung, womit sie an der Glocke zogen, verursachte, daß der Drath zerriß; vor Schreck hierüber stolperten sie so übereinander, daß beide von

der Hausthürstufe herunterrutschten und an die Erde fielen, welches sehr unangenehm war, denn in demselben Augenblicke öffnete die Frau Inspektorin ihre Stubenthüre und da die beiden Frauen nicht so schnell aufstehen konnten, weil sie stark beleibt waren, brach sie in ein schallendes Gelächter aus, half den Damen in die Höhe und nöthigte sie einzutreten.

In der Stube fanden sie die Fremden, sie rissen daher die Augen und Ohren so weit auf, als sie konnten, betrachteten unverwandt bald den Herrn, bald die Frau, und schienen sich an ihnen gar nicht satt sehen zu können, denn die Fremden wandten mehrere Male die Blicke, um denen der andern auszuweichen, aber diese starrten sie an, wie — es in Weiler Sitte war. Höchstens wenn einer oder der andern an den Fremden etwas Besonderes auffiel, blickten sie sich flüchtig an, oder berührten sich mit den Ellenbogen, oder flüsterten sich zu, indem sie aber wie zwei Klapperschlangen ihre Blicke auf sie richteten.

„Lassen Sie uns hinaufgehen, Herr Inspektor,“ sagte nach mehreren gleichgültigen Reden endlich Joachim; ich bin sehr begierig, mich in meiner früheren Gestalt wieder zu sehen, da meine Mitgenossen von damals gewiß nicht mehr hier sind.“

„Doch,“ erwiderte der Inspektor, „ein kleines Mädchen, welches uns zur selbigen Zeit geschickt wurde als Sie eben das Waisenhaus verließen, ist noch bei uns.“ —

Hier stieß die eine von den besuchenden Damen die andere an, diese erwiderte es.

„Ach, Herr Inspektor,“ hob die eine an,„ erlaubten Sie wohl, daß ich auch mit hinaufgehen dürfte, ich habe die süßen lieben Waisenkinder nur alle Sonntage in der Kirche gesehen, ich möchte sie aber auch einmal in ihrer Behausung sehen, die lieben süßen Kleinen.“ Und obgleich noch Niemand ging, der Inspektor auch gar keine Antwort gegeben hatte, stand die Dame bereits marschfertig an der Thüre.

„Ach, Herr Inspektor!“ begann die andere, „es ist nichts süßer als arme Waisen zu erquicken; sehen Sie, da habe ich eben zufällig eine Düte mit Bonbons gekauft, die wollte ich den armen Kindern bringen, erlauben Sie wohl, daß ich auch mit hinauf gehen darf?“ und ebenfalls, ohne des Inspektors Antwort abzuwarten, welche auch nicht erfolgte, drängte sich die Sprechende an die Thüre, wo man hinausgehen mußte. Als nun aufgebrochen wurde, waren sie die Ersten die Treppe hinauf, nicht ohne sich auf jeder Stufe umzusehen, damit sie die Fremden fest im Auge behielten.

Joachim und Marie ließen sich alle Kinder vorstellen, gaben jedem einen Dukaten, und endlich kam auch die Reihe an das Mädchen, welche mit Joachim zugleich damals im Waisenhause gewesen war.

Nachdem auch sie ihren Dukaten empfangen, fragte Marie, ob sie bei ihr sogleich als Kammerjungfer in Dienst treten wolle, und das Kind, überglücklich in so hohe Verhältnisse zu kommen, nahm ohne Weiteres das dankenswerthe Anerbieten an.

„Mein Herr Inspektor,“ hob nun Joachim an, „ich bin Willens, dem Hause hier, worin ich erzogen

wurde, ein Geschenk von 2000 Thaler zu machen und wünschte, daß darüber eine gerichtliche Verhandlung aufgenommer wurde, an wen habe ich mich zu wenden."

Die beiden Damen stießen sich ohne Heimlichkeit an und riefen:

"Ist es möglich! — 2000 Thaler."

Der Inspektor verneigte sich tief, und meinte, der Herr Ober-Bürgermeister, als Patron des Waisenhauses würde sich dieser angenehmen Pflicht gewiß sehr gern unterziehen; auch würde es ihm ohne Zweifel sehr angenehm sein, Herrn Veith bei sich zu sehen, bemerkte er mit Pfiffigkeit.

Die beiden Damen flüsterten sich ziemlich laut in die Ohren:

"Veith heißt er, und ist hier von Weiler ein Waisenknabe, ist es möglich?"

"Komm liebe Marie, dann wollen wir gleich zu dem Herrn Ober-Bürgermeister gehen," sagte Joachim, "da ich ihm von früher überdieß Dank schuldig bin."

Er ging mit seiner Frau. Die beiden Damen folgten stehenden Fußes, ohne ihrer Freundin, der Frau Inspektorin, Lebewohl zu sagen. Auch hatte di eEine, vor lauter Verwunderung vermuthlich vergessen, den armen Waisenkindern die Düte mit Bonbons zu geben, wie sie angeblich Willens gewesen war; aber sie eilten beide auf verschiedenen Wege viel zu sehr, das Geschehene und Gehörte unter die Leute zu bringen, als daß sie an solche unbedeutende Versprechen hätten denken können.

Friedrich war eben im Begriff, zu Adelaiden zu

gehen, um sich pflichtschuldig zu erkundigen, wie sie geschlafen habe, als Joachim und Marie ihm begegneten. Er nöthigte sie sogleich in seiner Eltern Haus, von dem er noch nicht fern war, und über der gegenseitigen Freude, so wie über alle Mittheilungen, die sie sich zu machen hatten, vergaß er seinen Gang zur Braut und dachte auch nicht eher daran, als bis Marike erschien, um sich im Namen ihrer Herrschaft zu erkundigen, ob der Herr Bräutigam krank geworden sei. — Er eilte deshalb den Fehler wieder gut zu machen und Susanne erklärte Joachim die Ursache seines eiligen Abganges.

„Wie schade, daß wir nicht gestern eingetroffen sind," klagten die Freunde.

Inzwischen war der Inspektor des Waisenhauses auf einem kürzeren Wege zu dem Ober-Bürgermeister geeilt, um ihn von der Ankunft seines Sohnes und dessen Geschenk an das Waisenhaus zu benachrichtigen. Es war ihm auch gelungen, noch vor jenem einzutreffen, und er konnte nicht genug von dem liebenswürdigen reichen Paare und von den wunderbaren Fügungen des Schicksals erzählen, welche einem armen Knaben den er so oft gestraft, dem er so oft das Frühstücks-Schmalz-Brod ohne Schmalz hattte essen lassen, weil das Kind unartig gewesen war, nunmehr wenigstens zum Millionair und zugleich zum Wohlthäter seiner Anstalt gemacht hatte.

Der Ober-Bürgermeister pries die Vorsehung im Stillen, welche seine dummen Streiche so zum Glück gewendet hatte, und sein Vatergefühl war um so über-

schwenglicher, je reicher er sich sein einziges Kind dachte, das er vor der Welt nicht einmal nennen durfte, obgleich es die ganze Stadt seit lange wußte.

„Sie haben sich doch nichts gegen ihn merken lassen, Herr Inspektor?“ fragte er diesen besorgt.

„Wie können Sie sich so etwas nur von mir denken,“ erwiderte jener schlau, „wenn es ihm nicht andere sagen, von mir erfährt er es in seinem Leben nicht.“

„Gut, gut!“ entgegnete der Ober-Bürgermeister, „es soll Ihr Schade nicht sein, Herr Inspektor!“

Er hatte aber schon seit wenigstens 20 Jahren so gesprochen, ohne daß der Inspektor eine Verbesserung dadurch gehabt hätte.

Indem ließen Joachim mit Marie sich melden, gleich darauf traten sie ein.

Das Herz des alten Bürgermeisters klopfte seinem vor ihm stehenden Kinde entgegen, er hätte den reichen Joachim gern vor Freude halb erdrückt, allein er begnügte sich, ihn zwar herzlich, jedoch in bester Form zu begrüßen, bald erschien auch die Frau Ober-Bürgermeisterin, welche sich Mühe gab, die junge Frau zu unterhalten.

Der Inspektor des Waisenhauses hatte Abschied genommen, und der Bürgermeister unterrichtete Joachim von den Schritten, welche zur Gründung des Apollo-Tempels bisher geschehen waren.

Der junge Mann konnte, an Anderes gewöhnt, vor Erstaunen über die seltsamen Auskunftsmittel gar nicht zu sich selbst kommen, und bat daher, wenn es

nicht zu beschwerlich für den alten Herrn sei, ihn zu dem einzurichtenden Nutzholz-Schuppen zu führen.

„Den können wir hier aus dem Eckfenster sehen," erwiderte der Bürgermeister, „belieben Sie nur hierher zu treten."

Joachim schüttelte bei Erblickung des elenden Stalles den Kopf, sprach Einiges von der Würde des Gegenstandes, von der Ehre der Stadt, welche für die Nachkommen dabei auf dem Spiele stände; von allem diesem aber hatte der Alte nicht den mindesten Begriff und blieb dabei, das einzige Wünschenswerthe für die Einrichtung wäre, „sie so wohlfeil wie möglich" herzustellen. —

Joachim bat sich die Erlaubniß aus, eine Zeichnung und Kostenanschlag des Baues in der Residenz fertigen zu lassen und überschicken zu dürfen.

Der Ober-Bürgermeister erkundigte sich was das wohl kosten möchte; er habe gehört, daß dergleichen Arbeiten in der Regel theuer bezahlt würden, deswegen ließe man in Weiler alle Baurisse und Bauanschläge von dem Maurer- und Zimmermeister machen, weil diese, da sie später die Arbeiten bei dem Bau bekämen, für die genannten Vorarbeiten sich nichts bezahlen ließen, wobei man offenbar Geld spare.

„Auch das nicht einmal," entgegnete Joachim, „denn wenn die Einrichtung des Ganzen und seine Zweckmäßigkeit schon auf der Zeichnung verfehlt ist, so muß es das Gebäude selbst auch sein und mehr ist von solchen Leuten billiger Weise nicht zu verlangen. Wenn der Kostenanschlag oberflächlich und vielleicht

absichtlich zu niedrig angefertigt ist, um desto eher zu dem Bau zu verleiten, so muß das Gebäude offenbar nachher die Hälfte mehr kosten, als man anfänglich glaubte."

Der Ober-Bürgermeister gestand nun, daß dies in Weiler fast immer der Fall sei, welches unter solchen Umständen auch ganz natürlich war und man einigte sich endlich dahin, daß Joachim der Anstalt ein Geschenk mit den dazu gehörigen Bauzeichnungen, Bauanschlägen und was die Hauptsache war, mit der Hälfte der erforderlichen Bausumme machen wolle.

Bei diesem großmüthigen Anerbieten konnte der Bürgermeister seine väterliche Regung nicht mehr zurückhalten, er umarmte den jungen Mann vor den Augen der Frauen, worüber seine Gemahlin sich sehr verwunderte, daß er den Anstand so aus den Augen setze, und konnte sich die Zuneigung ihres Mannes zu Joachim nicht erklären, da sie nicht wußte, daß es sein Sohn war.

Es ist allerdings zu verwundern daß sie es nicht erfahren hatte, allein in Weiler wußte man alles auf das Genaueste, was in fremden Häusern vorging, aber in den Familien selbst deckte ein tiefes Geheimniß die Angelegenheiten der Väter und Mütter. Alle schienen ein stillschweigendes Uebereinkommen unter sich getroffen zu haben, sich gegenseitig nicht zu verrathen.

Joachim und Marie brachen auf, und begaben sich unter Gefolge ihres Jägers und der Leibwache von Straßenjungen wieder in den Gasthof zurück.

Friedrich war zu seiner Braut geeilt, um das Ver-

säumte nachzuholen. Hier wurde er mit Fragen bestürmt, denn Marike hatte die fremden Herrschaften bei Balg's gesehen. Soda's hatten bereits gehört, daß der Fremde Joachim Veith, der Waisenknabe, wäre, daß er dem Waisenhause 20,000 Thaler verschrieben, daß seine Frau eine Afrikanerin sei und Mehreres.

Hierüber mußte Friedrich eine förmliche Prüfung ausstehen bis in das Kleinste. Er erzählte unbefangen, was er von Marien wußte und als er geschlossen, ergriff Frau Soda sogleich Hut und Mantel; da sie die Glückliche war, welche nun die genauesten Nachrichten geben konnte, so wollte sie diese ihren Mitbürgern nicht länger vorenthalten, begab sich zu einer Freundin, wo der Kaffee-Topf den ganzen Tag in der Ofenröhre für eintreffende Bekannte gewärmt wurde, um ihr und den dort Versammelten alles mitzutheilen, und ließ die jungen Leute allein — da sie ja Brautleute waren, was sie sonst um keinen Preis der Welt gethan haben würde, denn seit lange hielt sie sehr viel auf Anstand und war mit herannahendem Alter eine der unerbittlichsten Richterinnen weiblicher Tugend geworden. Den Männern sah sie in dieser Hinsicht um so mehr, etwas nach, da sie von ihrem eignen Gemahl wegen seines unerschütterlichen Gleichmuthes nichts zu fürchten zu haben glaubte.

„Mütterchen!“ sagte Adelaide, als Friedrich fort und die Mutter wieder zu Hause gekommen war, „wäre es nicht besser, wenn meine Hochzeit recht bald sein könnte, ich werde ja sonst immer älter.“

Frau Soda sah ihre Tochter scharf an und meinte:

„Ja mein Kind, in 4 Wochen spätestens soll Hochzeit sein; es ist immer gut, wenn ein Brautstand nicht zu lange währt, ich werde mit dem Vater sprechen, und verlasse Dich darauf, in 4 Wochen bist Du Frau Doktor Balg.“

Nachdem Joachim noch einige Tage in Weiler gewesen, alle Besuche abgemacht und versprochen hatte zu Friedrich's Hochzeit mit Raphael einzutreffen, reiseten die Eheleute in die Residenz zurück. Obgleich der Himmel ihn mit Gütern überreich gesegnet, fühlte sich der junge zartfühlende Mann nicht glücklich, denn es kam ihm immer mehr vor, als habe sich seine Leidenschaft für Marie in ihr getäuscht.

Der erste lächerliche Eindruck, den er auf sie in der Nacht, wo er in die Milchkammer der Sennhütte eingesperrt gewesen war, gemacht, hatte sich noch nicht verwischt und Marie war unzart genug, ihn zuweilen daran zu erinnern, wenn es ihm am empfindlichsten war. Ihr früheres unstätes Leben mit der Gesellschaft der Tyroler Alpensänger, ihr Alleinstehen unter diesen nach ihres Vaters Tode hatten nicht vortheilhaft auf sie wirken können, und der Beifall, welchen ihre Jugend, ihre Schönheit und ihre reizende Stimme fanden, hatten ihr überall ein Heer von Anbetern verschafft, und ihre angeborne weibliche Eitelkeit bis zur Coquetterie gesteigert. Als Joachim sie in der Residenz wieder fand, waren Ueberraschung, der Gedanke daß sie schnell versorgt würde, ein Ueberrest der Neigung zu Joachim, und der Zigeunerin Wahrsagung, welche ihr in der Fremde einen reichen Mann verheißen, die Haupt-

gründe, die sie vermochten, in die übereilte Verbindung mit Joachim sogleich einzugehen.

Der Glanz, mit welchem sie umgeben waren, entsproß lediglich aus ihrer Eitelkeit, denn das bescheidene, stille, mit allem zufriedene Gemüth Joachim's wäre nie darauf verfallen; ja es drückte ihn dieser ihn umgebende Luxus mehr nieder, als daß er ihm Freude gemacht hätte, indeß seiner Marie zu Liebe ließ er sie gewähren, welches von ihrer Seite aber nicht anerkannt, sondern vielmehr für Schwäche gehalten wurde. Ueberdieß schien der Himmel ihnen Nachfolge für immer versagt zu haben, und so fehlte es an dem wesentlichsten Bande, sie für die Dauer des wandelbaren Geschicks und der Tage des Alters aneinander zu fesseln. —

So lebten die beiden von aller Welt beneideten jungen Leute in einem Verhältniß, dessen ganze künftige sorgenvolle Größe Joachim unmuthig und die junge Frau kalt stimmten.

In der Residenz drängten sich Besuche und Aufträge für zu übernehmende Arbeiten um den reichen Bildhauer, man sprach sogar von einer Professur bei der Akademie der Künste, denn man hatte die vortheilhafteste Meinung von der Höhe, auf welcher sein Genie stand, obgleich man noch nichts von seiner Hand kannte, als den allerdings sehr schön gearbeiteten Leichenstein für den alten Veith, den er ihm noch vor seiner letzten Reise gesetzt hatte.

In künstlerischer Beziehung stand Joachim unbedingt unter seinen Freunden, allein die Laune des

Glückes schien es sich zum Gesetz gemacht zu haben, ihn mit allen äußern irdischen Gütern und Ehren zu überschütten, und dafür den häuslichen Frieden zu rauben.

Sein erster Gang nach seiner Ankunft in der Residenz war zu Raphael, welchem er den Auftrag zu den Zeichnungen und Berechnungen der Kunstschule zu Weiler machte, ihm auch Eile empfahl, da sie zu Friedrich's Hochzeitsfeste mitgenommen werden sollten.

Raphael hatte das Glück gehabt, bei einem der bedeutendsten Beamten der Bau-Behörde anzukommen und erhielt, vermöge seines stillen, eifrigen, fördernden Fleißes, immer mehr und mehr wichtigere Aufträge, die er zwar ganz allein bearbeitete, wozu aber nicht er, sondern sein Prinzipal den Namen hergab.

Die ganze junge Bauwelt beneidete ihn deshalb, und sah schon im Geiste die hohe Stufe, welche er künftig einnehmen würde, voraus. Da fiel es ihm ein, die auf seiner italienischen Reise gemachten Entwürfe durchzusehen, zu prüfen, zu ordnen und in architektonischen Heften herauszugeben, um seine Einkünfte zu verbessern, und um seinem innern Drange Genüge zu thun. Er fand auch glücklicher oder unglücklicher Weise einen Verleger. Die erschienenen Gegenstände erregten ihrer Neuheit und Zweckmäßigkeit wegen Aufsehen im Baufache, aber der Prinzipal zeigte sich seit der Zeit ihres Erscheinens auffallend kalt, sogar unfreundlich gegen Raphael, was er früher nie gethan hatte.

Der wenig Menschenkenntniß besitzende Raphael

ließ sich nicht träumen, daß seine Werke an dieser Veränderung schuld wären, und schrieb sie lediglich sich selbst zu. Er glaubte nicht eifrig genug im Dienste gewesen zu sein, für den er, beiläufig gesagt, etwas besser als ein Tagelöhner bezahlt wurde; seine Anstrengung wuchs deshalb wo möglich noch mehr, allein der Prinzipal hatte fortwährend zu tadeln, wo er sonst gelobt, so daß Raphael höchst unmuthig seine Stellung verwünschend, gern eine andere gehabt hätte, auch deshalb vielfache Schritte that, aber alle waren vergeblich, da immer eine Menge Vettern, die vorzugsweise versorgt werden mußten, vorhanden waren, die obgleich weniger wissend und könnend als Raphael, die erledigten Stellen erhielten. Der Auftrag Joachim's war ihm daher höchst erwünscht, denn er hoffte sein Entwurf ausgeführt zu sehen und die öffentliche Meinung immer mehr für sich zu gewinnen, so daß es ihm in der Zukunft vielleicht möglich werden würde, die Fesseln des Dienstes abzuschütteln und als Baumeister frei und unabhängig zu wirken.

Diese jugendliche Künstler-Schwärmerei kann man ihm wohl zu gute halten.

Sein Entwurf wurde nach Weiler geschickt, angenommen und sollte ausgeführt werden.

Carl hatte sich um nichts gebessert und so oft auch Joachim und Raphael sich nach ihm bei dem Arzte erkundigten, erhielten sie stets die untröstliche Nachricht, daß sie ihn weder sehen noch sprechen könnten.

Friedrich's Hochzeit.

Friedrich war jetzt ein so eifriger Bräutigam, daß Susanne oft in der kurzen Frist zu ihrem Wolfgang gesagt hatte:

"Das Mädchen muß ihm durchaus einen Liebestrank beigebracht haben, denn sonst ist es mir unbegreiflich, wie der Friedrich so arg nach ihr sein kann."

Auch war der Tag vor der Hochzeit bald erschienen und im Sodaschen Hause drängten sich Kochfrauen, Scheuerfrauen, Aufwartfrauen und Bedienung aller Art, so daß eine der andern, alle aber Mariken hinderlich waren, welche voll stiller Wuth ihre gewohnte Küchen-Ordnung oder Unordnung gänzlich umgestaltet sah. Ueber alle aber herrschte Frau Soda als Küchenkönigin, denn als solche war sie im Städtchen bekannt, welches ihr selbst der Neid nachsagen mußte, und die guten Bissen welche der Herr Steuerkontrolleur bei ihr zu essen bekam, hatten oft Ausbrüche seiner Eifersucht merklich gemildert, und waren auch unter uns Ursache

gewesen, daß so manche skandalöse Gespräche in der Vergangenheit nichts weiter verursacht hatten, als ein eheliches Donnerwetter, welchem nach ein paar Tagen heiterer Himmel folgte, den Frau Soda von da ab immer noch heiterer zu machen suchte.

Adelaide war an diesem Tage gänzlich unfähig dem tobenden und lärmenden Küchenvolke beizustehen, sie hatte hinlänglich mit ihrem Anzuge für heute und morgen zu thun wobei Friedrich und ein ganzes Rudel ihrer Bekanntschaft berathend zugegen waren. So verging der Vormittag. Da kamen Joachim, Marie und Raphael zu des Bräutigam größter Freude aus der Residenz an, und wurden bei Balg's untergebracht.

Der Abend nahte heran, Friedrich begab sich zu seiner ganz seeligen Braut, die Lichte wurden angesteckt und die Familie Soda erwartete die vielen ungeladenen Gäste, welche sich bei solchen Gelegenheiten einfinden. Ueberdieß hatte es verlautet, daß eine Menge sinnreicher Quadrillen, Gedichte und kleiner Festspiele den Abend verherrlichen sollten, und daß namentlich der Kämmerer als Dichter und alter heimlicher Anbeter von Adelaiden, sein ganzes Genie noch überboten habe, um ihr seine Neigung gewissermaßen zum Abschiede zu erkennen zu geben. Er hatte nie gewagt um ihre Hand anzuhalten, da er, obgleich sehr vermögend, aus Geiz immer glaubte, er sei ni cht im Stande eine Frau zu ernähren

Die Gäste versammelten sich nach und nach in den zwei bis drei Weilerschen Hospitalkutschen die wir schon von früher her kennen und die noch immer existir-

ten, weshalb es auch etwas lange dauerte, ehe sie zusammen kamen, denn jeder Wagen mußte mindestens zehn Familien zusammenholen ohne die Quadrillen. Mit dem Raum war man wie bei englischen Privat-Festlichkeiten sehr genügsam, denn wer drinnen nicht Platz fand, stand draußen.

Schon waren mehrere Aufzüge von Amor und Hymen, Bauern, Müllern, Bergknappen, Zigeunern und anderen Herrlichkeiten vorüber, die alle ihre Geschenke unter zierlichen Reden angebracht hatten, als plötzlich eine unzählige Menge Töpfe an die Hausthür geworfen wurden und einen Tyroler mitten in der schönsten Rede aufhören machten. Aber die geschäftigen Küchen-Dienerinnen sprangen in der Eile, da sie nichts anderes erfassen konnten, mit Feuerbränden unter die boshafte Straßenjugend, welches nach Berichten von Augenzeugen, wie ein Hexentanz ausgesehen haben soll. Auch raunte man sich in die Ohren, daß diese Belagerung aus Rache von Fräulein Schinkenius angestiftet worden sei, welche, wie wir wissen, Friedrich vor der Reise nach Italien einen Tag lang geliebt, und deshalb seinen Verlust nicht so leicht verschmerzen konute.

Es wurde also Wache vor die Hausthür gestellt, um alle fernere Unbill der Straßenjugend gleich im Keime zu ersticken, und damit das Fest nicht mehr gestört würde, welches die Wächter auch glücklich, aber nicht ohne alle Anstrengung vollbrachten.

Endlich erschien der Wagen, worin der Kämmerer mit seinen Schauspielern saß.

Der geniale und zarte Dichter hatte ein Schäferspiel ganz nach Art des vorigen Jahrhunderts und in seinem Lieblingsversmaaße, den Alexandrinern zur Welt gebracht. Um die Sache zugleich lieblich und reizend zu machen, war es ihm gelungen ein paar kleine niedliche Kinder abzurichten, welche Damon und Phillis darstellen sollten, wie Damon von Liebe für die schöne aber spröde Phillis verzehrt, ihr die rührendsten Dinge sagt, da aber die Schäferin in Reifrock und Contouchen, denn anders vermochte der Kämmerer sie nicht zu denken, als er sie im Theater einer wandernden Truppe in seiner Jugend gesehen, sich durchaus nicht ergeben will, so beschließt Damon in seiner Verzweiflung, ins Kloster zu gehen. Da dies der spröden Phillis aber nicht gefällt, weil sie dann ihren Liebhaber verlieren und unvermählt bleiben würde, krönt sie seine Bestrebungen mit ihrem Jawort und wird die Seine.

Man sieht aus dieser einfachen und großartigen, eines Shakspear's würdigen Exposition, welche Mühe sie dem Dichter gemacht haben mußte.

Die Kleinigkeit, daß der Damon als Heide in ein Kloster gehen will, als es noch keine gab, wird man leicht übersehen, wenn man bedenkt, daß Damon und Phillis Anhänger des Buddha hätten gewesen sein können. Die Unrichtigkeit ist also nicht einmal streng geschichtlich nachzuweisen.

Um aber den geneigten Leser auch mit dem Charakter der Dichtung bekannt zu machen, ohne ihn zu ermüden, wollen wir die schöne Stelle hier anführen,

wo Damon der Phillis Vorwürfe macht und in das Kloster gehen will.

Damon:

Ein Ungeheu'r bist Du, ein Drache! Basiliske,
Und wie die Schlange sich um ihre Opfer windet,
So pressest Du mein Herz, o! grausam schönes Kind.
Ach ja, ich muß hinweg, o! in das Kloster h'nein,
Das auf dem Felsen dort, im Morgenlichte strahlt.
Ich werde einsam stehn, mein ganzes Leben lang,
Du wirst vor Gram vergehn in kurzem Lebensdrang.
Er sinkt dahin in Gram, Dein Vater, und in Weh.
Wir heben uns alsdann zum Himmel in die Höh'.
Ihr alle, die ihr lebt in dieser schönen Welt,
Ihr werdet traurig sehn, wie treue Liebe fällt.
Sie alle sind dahin, so werdet Ihr einst rufen
Wenn wir emporgeklimmt die hohen Himmelsstufen.
Ich bin, Du bist, er ist, wir sind, ihr seid verloren,
Seit ich, o Phillis, Dich zu meiner Braut erkoren.

Um die kleinen Schauspieler den Zuschauern sichtbar zu machen, hatte man zwei Tische zusammengerückt, welche die Bühne vorstellten und ein großes Tuch darüber gebreitet, die allerliebst aufgeputzten Kinderchen wurden hinaufgehoben, der Kämmerer stellte sich als Souffleur hinter dieselben und das Schäferspiel ging seinen Gang, als der kleine Damon, den man in der Eile zu Hause vergessen hatte abzufüttern, auf einem Nebentische einen großen zerschnittenen Kuchen erblickte, nach welchem sich alle seine Wünsche in diesem Augen-

blicke mehr wendeten, als nach seiner Geliebten, so daß er anfing zu stocken, endlich weinte und nichts weiter vermochte, als mit ausgestreckter Hand nach dem Kuchen zu zeigen.

Frau Soda, welche als umsichtige Mutter und Hausfrau sogleich bemerkte, was dem kleinen Schäfer fehle, gab ihm ungeachtet alles Winkens, von Seiten des Kämmerers, ein großes Stück Kuchen, welches Damon ohne Weiteres zum Munde führte und nun ganz ruhig mit vollen Backen fortfuhr die reizenden Alexandriner, zwar sehr undeutlich, aber ohne Furcht und möglichst fließend herzusagen. Schade, daß man sie nicht gut verstand, aber der mitleidige Charakter der Zuhörer, denen ebenfalls das Essen und Trinken über alles in der Welt ging, machte sich aus dem Verluste einiger Verse wenig, und war froh, daß der Kleine seinen Hunger befriedigen konnte.

Endlich hatte er, während nun Phillis sprach, den trocknen Kuchen glücklich heruntergewürgt, und nun ging das Liederspiel zur größten Zufriedenheit aller zu Ende. —

„Die süßen lieben Kinder,“ hörte man von allen Seiten, „wie ist es möglich, alles das auswendig zu lernen.“

Damon und Phillis wurden vom Tische heruntergehoben, und gingen aus einer Umarmung in die andere über.

Der Kämmerer war ganz entzückt, daß das Festspiel, ungeachtet des Kuchenessens, den, wie er überzeugt war, verdienten Beifall gefunden, und noch mehr

darüber, daß Friedrich sich das Manuscript zur genaueren Durchsicht ausbat, eigentlich aber um es zu seiner Sammlung poetischer Tollheiten abzuschreiben, wovon er eine bedeutende Menge zusammengebracht hatte.

Da der Rektor Schinkenius, als Friedrich's nächster Vorgesetzter, bei der Einladung nicht übergangen werden konnte, so war er mit seiner Familie ebenfalls erschienen.

Liddy, seine Tochter, welche nun nothgedrungen ihre früheren Absichten auf Friedrich hatte aufgeben müssen, hielt sich dafür an den ihm ganz gleichen Raphael. Warum sollte sie auch nicht hoffen ihn zu erobern, die Umstände waren ganz gleich, die Männer waren Zwillingsbrüder, und sie war eben so alt wie Adelaide, auch ihre Eltern waren wohlhabend, auch sie sah noch sehr gut aus, welches ihr Spiegel und ihre Mutter ihr täglich sagten, es war also kein Grund vorhanden, daß sie nicht eben so gut einen schönen jungen Mann bekommen sollte, als Adelaide, obgleich sie ihr den Raub des früheren Geliebten noch nicht verziehen hatte.

Das Geschenk, welches sie dem Brautpaare überreichte, bestand in einem sehr zierlich gearbeiteten wächsernen Wickelkinde, es war unter andern mit einer Stammrolle desjenigen französischen Regiments umwickelt, das früher in Weiler gestanden und der Name Colonel Pierrot darin dick unterstrichen.

Friedrich merkte nicht auf die Umhüllung, aber Adelaide, welche sogleich die boshafte Absicht ihrer Busenfreundin durchschaute, warf ihr einen stechenden

Blick zu, knitterte das Papier rasch zusammen und verbarg es schleunigst, hierauf umarmte sie die Freundin dankend, biß sie aber dabei in die Lippe, daß jene laut aufschrie, aber schweigend auf ihren Platz ging, und vorgab, Adelaide hätte sie unversehens auf den Fuß getreten.

Die reichsten Geschenke aber waren von Joachim und Marien.

Man ging zur Tafel; durch einen Zufall war Liddy von Raphael getrennt und neben den Kämmerer gesetzt worden.

Die Gesellschaft wurde immer heiterer, der Kämmerer, berauscht von dem Glücke, sein poetisches Erzeugniß mit solchem Beifall gekrönt zu sehen, trank ein Glas nach dem andern von dem alten Bemoosten, welchen Herr Soda aufgetischt hatte, seine Nachbarin Liddy war ihm bei dem ersten Glase eine ganz gewöhnliche Erscheinung, bei dem zweiten eine ungewöhnliche, bei dem dritten kam sie ihm vor, wie die Lucretia, welche er in schlechtem Kupferstich in der Apotheke hängen hatte, bei dem vierten hatte sie Aehnlichkeit mit der Venus, die er als Gipsfigur für 15 Silbergroschen von einem herumziehenden Italiener gekauft, bei dem fünften war sie diese Göttin ganz, nnd nun erst fing der reiche Geizhals an zu überlegen, ob er wohl im Stande sein würde, eine Frau zu ernähren?

Der Wein sagte Ja, der Geiz sagte Nein, aber bei dem sechsten Glase siegte der Wein.

Der Kämmerer wandte sich daher an die hübsche Liddy und fragte, ob sie wohl geneigt wäre zu heira-

then. Diese, welche nichts weniger vermuthete, als daß er ihr seine Person antragen wolle, erwiederte:

„O ja, warum nicht.“

Hierauf fragte der Kämmerer, vom Weine dreist gemacht, ob sie sich wohl entschließen könnte ihn selbst zu nehmen, so wolle er sogleich sie der ganzen Gesellschaft als seine Braut vorstellen.

Dieser unvorhergesehene überraschende Antrag verursachte ein augenblickliches Stillschweigen von ihrer Seite. Sie überlegte wie folgt:

„Nimmst du den Kämmerer, welcher ein eigensinniger alter Geizhals ist, nicht beim Wort; so ist es zweifelhaft, ob du den jungen schönen Raphael bekommst oder nicht, das Gewisseste ist aber immer das Beste und zum Warten hast Du auch nicht Zeit übrig. Deshalb sagst Du Ja!“

Sie wendete sich deshalb zu dem in voller Erwartung schwebenden Dichter, und sprach:

„Wenn meine Eltern einverstanden sind, recht gern.“ —

Hierauf ging der Kämmerer zu ihrer Mutter, flüsterte derselben etwas in die Ohren, worauf ihn diese ganz erstarrt vor Verwunderung ansah; da sie aber mit dem Kopfe nickte, nahm der Kämmerer es für Genehmigung, ging zum Rektor, flüsterte demselben ebenfalls etwas in die Ohren, dieser blickte erst ganz verwundert den Kämmerer, dann seine Frau an, da er diese aber bejahend mit dem Kopfe ihm zunicken sah, sprach er ganz laut:

„Meinetwegen, Herr Kämmerer, zehnmal.“

Der Kämmerer eilte sodann auf seinen Platz zurück, flüsterte Liddy ebenfalls etwas in die Ohren, worauf sie ihm verschämt ihre Hand zum Kusse reichte, dann stand er auf, schlug an sein Glas, die Gesellschaft schwieg und er sprach mit lauter Stimme:

„Verehrte Versammelte, da es dem Himmel gefallen, heute ein Brautpaar hier vor sich zu sehen, so kann er eben so gut deren zwei sehen. Ich erkläre deshalb den verehrten Anwesenden, daß ich mich in diesem Augenblicke mit Fräulein Liddy Schinkenius, nicht ohne Einwilligung ihrer verehrten Eltern, verlobt habe.“

Ein allgemeines Hoch folgte.

Es wurde gejubelt bis in die Nacht hinein, zu welcher Zeit sich die Gesellschaft entfernte.

Friedrich, der zuletzt geblieben war, trat hinaus auf die Straße, es war ungewöhnlich milde Luft, fast wie im Frühjahr, obgleich der Spätherbst schon lange angefangen.

Der volle Mond stand am klaren Himmel, den nur hin und wieder leichtes Gewölk bedeckte. Die Straßen lagen vollkommen still vor ihm, und nur aus weiter Ferne ertönte noch Gelächter der zuletzt Fortgegangenen zu ihm herüber. Er schritt über den Markt, da aber die Luft so warm, das Wetter schön war, beschloß er, sich noch im Freien zu ergehen und seinen Gedanken zu überlassen, indem die Aufregung der letzt:n Zeit und der heutige Tag ihn in einem fortwährenden Wirbel der Empfindungen erhalten hatte.

So schritt er hin und her, ohne recht auf den

Weg zu achten und fand sich am Ende zu seiner eignen Verwunderung vor dem Kirchhofe wieder, der unfern der Stadt angelegt und aus Sparsamkeit nur mit einer niedrigen Mauer umgeben war, die an mehreren Stellen leicht überstiegen werden konnte.

Die Grabsteine glänzten mit ihrer hellen Farbe und ihrer Vergoldung im Vollmond und schienen zu ihrer näheren Betrachtung einzuladen.

Friedrich suchte sich eine passende Stelle, stieg über die Mauer, und wollte sich auf einen der Steine setzen, um sich seinen Gedanken in Ruhe zu überlassen, als ein Hund ihn anbellte und er auch bemerkte, daß der alte Todtengräber eben bei Laternenschein ein Grab zu graben bereit sei. Er ging an den Alten heran, grüßte ihn freundlich, dieser aber dankte widerlich grunzend.

„Wie geht es Alter?“ fragte Friedrich.

„Schlecht,“ entgegnete jener, „Gott sei's geklagt, es giebt gar kein Unglück mehr in der Welt, — sonst waren andere Zeiten. Alle Augenblicke brach einer glücklicher Weise den Hals, oder erhenkte sich, oder ersoff, da gab es tüchtig Geld, besonders für die Selbstmörder, denn wenn sie auch die schlechtesten Stellen auf dem Kirchhofe ganz in den Winkeln bekamen, so mußten doch die Angehörigen oder der Magistrat tüchtig geben, daß ich sie nur unter die Erde brachte. Jetzt aber, daß es Gott erbarme, will kein Mensch sterben und seitdem die verteufelten Kuhpocken aufgekommen sind, die sie Schutzblattern nennen, wollen nicht einmal die Kinder mehr sterben, sonst fielen

sie dabei um wie die Fliegen. Im Kriege mit den Franzosen da ging es auch besser, da grämte sich doch mancher Familienvater rasch unter die Erde, weil er nicht mehr wußte, wo er etwas hernehmen sollte, oder weil ihm sein Weib oder seine ältesten Töchter mit den Soldaten durchgingen, oder es starben welche im Lazareth, oder sonst durch einen glücklichen Zufall. Seitdem aber der lange Friede herrscht, ist an so etwas nicht zu denken.

Möchte doch der liebe Gott bald ein Einsehen haben und eine tüchtige Hungersnoth oder noch lieber eine Pestilenz schicken, welche die Leute abmäht wie die Sichel die Garben, aber darauf ist zwar nicht zu hoffen, nicht einmal der Comet im vorigen Jahre hat was Erhebliches umgebracht, es ist rein als wenn alles liebe Unglück und der Tod gestorben wären."

"Ihr macht ja aber ein Grab?" fragte Friedrich.

"Was will das sagen?" entgegnete jener, "eins oder keins in einer Woche, das ist gar nicht der Rede werth! — Zwar," fuhr er lachend fort, "hätte die gerade noch etwas leben können, denn sie war erst 18 Jahre alt, und sollte morgen, wo ich ihr die Erdschollen auf die Nase werfen werde, Hochzeit halten. Ich muß mich also bei ihr bedanken, daß sie mir zu Gefallen eine Ausnahme machte und früher wie nöthig war in die Grube stieg. Aber das ist doch alles viel zu wenig. — Ich begreife es auch gar nicht, was für ein unerhörtes Glück viele Leute haben! Manchem kommt es so im Schlafe, und für mein Handwerk will sich nichts finden, was einmal einen tüchtigen Ruck in

der Einnahme machte, daß man etwa in einem halben Jahr so viel verdiente, um sein übriges Leben in Ruhe zu genießen.«

»Wie heißt denn die arme Braut, welche Ihr morgen begrabt?« fragte Friedrich.

»Arm ist sie gar nicht, ihr Vater hat Haus und Hof; mit ihrem Zunahmen heißt sie Adler, und mit ihrem Taufnahmen Angelika!«

»Angelika« — rief Friedrich aus.

»Ja!« sagte der Alte ruhig und grub weiter.

Der Name hatte alle früheren Erinnerungen wie mit einem Zauberschlage in Friedrich's Brust geweckt, rasch flog sein ganzes Leben in bunten Bildern an ihm vorüber bis zum jetzigen Augenblicke, wo der Alte das Grab beendigte, die Laterne nahm und ohne ein Wort zu sagen, davon ging. Das Dämonische in seiner Erscheinung hatte Friedrich noch mehr aufgeregt, es kam ihm vor, als hätte ein hämischer Teufel vor ihm gestanden und wäre eben plötzlich dort in die Erde gesunken.

»Was ist Menschenleben und Menschenglück?« sprach er zu sich selbst. »Ich komme eben von der überseeligen Braut und zur selben Stunde liegt eine andere auf der Bahre; während wir im Hochzeithause jubelten, weinten dort die Hinterbliebenen an ihrer Leiche, und morgen, wenn wir die Ringe am Altare wechseln, steigt die arme Angelika hier ins Grab, alle Lebensfreuden ungenossen hinter sich lassend, in der Blüthe ihrer Jugend, voll gerechter Ansprüche auf Freud' und Glück.«

Unter solchen Betrachtungen eilte der junge Mann seiner Behausung zu, da ein schneidender kalter Wind, der sich plötzlich erhob, ihn erinnerte, daß hier seines Bleibens nicht länger sein könne.

Am andern Morgen war ein schreckliches Wetter, es regnete der Braut nicht nur in den Kranz, sondern es goß ihr förmlich hinein. Adelaide bemerkte dies mit vielem Kummer zu ihrer Mutter. Diese suchte sie damit zu trösten, daß sie ihr sehr vernünftig vorstellte, es sei ja Spätherbst, und man könne in dieser Jahreszeit billiger Weise kein besseres Wetter erwarten. — Aber was helfen alle Vernunftgründe gegen ein Sprüchwort, zumal bei einer Braut.

Adelaide blieb dabei, daß es ungerecht vom lieben Gott wäre, gerade heute an ihrem Hochzeittage so viel regnen zu lassen, da sie ja doch gar nicht im Stande wäre, in ihrem künftigen Ehestande so viele Thränen zu weinen, wie heute Tropfen vom Himmel fielen und wenn sie auch in hundert Jahren nichts thäte, als immerfort weinen. — Dabei fing sie recht bitterlich an zu weinen, welches auch nicht eher nachließ, als bis die Brautjungfern kamen, um sie anzukleiden. Als aber der Bräutigam frühzeitig genug eintraf, war Regen und Sprüchwort vergessen.

Nach und nach erschienen gegen Mittag auch die Gäste und der Superintendent, und bald fing derselbe in einer sehr langen Rede an, das Glück der Verehelichten auseinander zu setzen, wie es gar nicht anders sein könne, als daß Einigkeit der Gesinnungen, Sanft-

muth und Nachsicht mit gegenseitigen Fehlern sie zum gewissen glücklichen Ziele führen müsse.

Ehe er aber zum Schlusse gelangt war, hatte man in der Küche das Essen fertig, so wie auch der Tisch bereits gedeckt war. Marike, welche nicht ohne Grund besorgte, daß viele von den Speisen verderben möchten, wenn der Herr Superintendent zu lange spräche, ging in das Speisezimmer und fing wieder ihre wohlbekannte Musik mit dem Tellergeklapper an.

Bei diesem sanften und den meisten der Zuhörer nur allzusüßem Tone bemerkte der Superintendent, daß die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer sich bedeutend zu theilen anfing, er sah sich deshalb genöthigt, wenn er nicht tauben Ohren predigen wollte, seine Rede kürzer zu fassen und einen bedeutenden Theil von gewiß sehr gutgemeinten Ermahnungen für sich zu behalten. Verloren waren sie darum doch nicht, denn er konnte sie bei der ersten besten Gelegenheit, zum Beispiel bei Liddy's Hochzeit, anbringen, von welcher vorauszusetzen war, daß sie gewiß auch recht bald folgen würde.

Friedrich und Adelaide waren nun Mann und Frau.

Die Glückwünsche der Versammelten folgten und Alles eilte nunmehr an den bis zum Einbrechen beladenen Tisch. Mehrere Hochzeitgedichte nach bekannter Melodie zu singen, unter denen das Gedicht, welches der Kämmerer in seiner gewöhnlichen Art gefertigt hatte, und welches nach der Melodie: „Blühe liebes Veilchen,“ sogleich abgesungen werden mußte, seiner

Vortrefflichkeit wegen sich auszeichnete, aus welcher Ursache es sich Friedrich ebenfalls für seine Sammlung ausbat, und das wir leider nicht mittheilen können, verherrlichten das Fest. Später folgte am Abende eine sehr schöne Nachtmusik, von Wolfgang eigens für seinen Sohn componirt. Auch diese ging zu Ende und das Brautpaar zog sich nach Entfernung der Gäste zurück. —

Bald nach der Hochzeit reiseten Joachim, Marie und Raphael in die Residenz, wohin wir sie begleiten wollen.

Joachim.

In vielen Ländern hatte man angefangen den hervorragendsten Helden der verwichenen Kriegesjahre Denkmale zu setzen, auch waren deren viele auf den Schlachtfeldern selbst entstanden.

Es war die monumentale Architektur und Sculptur so zu sagen das Asyl geworden, und ist es noch heut zu Tage, wohin sich der schöpferische Genius der Künstler geflüchtet hatte, da gottesdienstliche Gebäude fast gar nicht, und andere öffentliche nur nothgedrungen, aber alle diese ohne Unterschied, mit der möglichsten Kostenersparung oder richtiger gesagt, mit den möglichst geringen baaren Geldausgaben erbaut wurden, und auch nur dann, wenn ihre Errichtung eine unabweisliche Nothwendigkeit geworden war.

Ebenso gingen dergleichen Bauten und Bildhauerarbeiten mit höchst geringer Ausnahme nur von der Residenz aus, wo die Entwürfe dazu gefertigt, auch

die Ausführung der Statuen besorgt und dann in die Orte ihrer Bestimmung versendet wurden.

Dieses Kunstcentralisations-System, wo die Hauptstadt gleichsam das Herz war, hatte den Nachtheil, daß alle Künstler, die nur irgend es vermochten, sich in der Residenz zusammendrängten, daß aus eben diesem Grunde in den Provinzen sich kein Mensch um die Kunst bekümmerte, weil die einzige Anregung dazu in den Kunstanzeigen bestand, welche durch die öffentlichen Blätter bekannt gemacht wurden, und daß alle irgend bedeutenden Bestellungen in der Hauptstadt gemacht werden mußten, da man in den kleinern Orten theils keine Künstler besaß, theils den äußerst wenigen, die vorhanden waren, nichts zutraute.

Hieraus entstand wieder der Nachtheil, daß einzelne in der Residenz, welche am besten schwatzen konnten oder eine einflußreiche Stellung einnahmen, die Tonangeber für das ganze Land bis in seine entlegenstend Theile wurden, wobei es nicht an Einseitigkeit und anderer Talente ertödtende Kunstdespotie fehlte.

Ueberdieß hatte sich eine herrschende Meinung der Kunstkritik ganz aus denselben Ursachen gebildet, welche, größtentheils auf akademischen zum Theil gänzlich unersprießlichen Ansichten beruhend, alles schlechthin verdammte, was nicht in ihren angelernten Kram paßte. Auch wurde wohl zu keiner Zeit mehr über Kunst geschrieben, und im ganzen weniger daran gethan, als eben jetzt; so wie man etwa über Forstwirthschaft am meisten schrieb, als die Wälder immer mehr verschwanden, und das Holz zu fehlen anfing.

Joachim arbeitete damals an dem Modell der Statue des Feldmarschalls, welcher die Heere in den letztverwichenen Feldzügen siegreich nach Paris geführt hatte.

Die vielfachen Quellen, welche ihm sein Reichthum, das große Haus welches er, oder vielmehr seine Frau machte, die vornehmen Bekanntschaften und deren vielfältige Verzweigungen, welche ihm alle zu Hülfe kamen, hatten es verursacht, daß sein Entwurf vor allen übrigen angenommen worden war.

Durchdrungen von der Wichtigkeit des Auftrages, hatte der junge Mann alle Kräfte seines Geistes und seines Körpers aufgeboten, um das Werk auf eine würdige Art in das Leben treten zu lassen; und wenn es auch nicht so gewaltig den Beschauer niederdonnerte, wie etwa der Moses von Michael Angelo, so konnte man es doch immer ein gelungenes Kunstwerk, hinsichtlich der Komposition und Anordnung des Ganzen, nennen. Höher hinauf würde seine Kunstthätigkeit auch nie gelangt sein, denn sein sanftes, stilles, träumerisches Gemüth ließ großartige Eingebungen seines Genius nicht zu. Dafür war er in idyllischen Compositionen ausgezeichnet. — Er war sich seiner Schwäche in dieser Hinsicht vollkommen bewußt, aber eben weil er es wußte, daß seine Gebilde durch ihn selbst nichts Gewaltiges erlangen könnten, verdoppelte er die Anstrengung des Studiums und der Arbeit, zum Nachtheil seiner ohnehin nicht starken Gesundheit.

Das Modell war beendigt und sollte in seinem

Atelier den Kunstfreunden und Kunstrichtern zur Beschauung für einige Zeit überlassen werden.

Joachim, mißtrauisch auf seine geistige Kraft, und körperlich unwohl, hatte den eben so gefährlichen als abentheuerlichen Einfall, hinter einer dünnen Wand, wo er zugleich alle Eintretenden sehen konnte, die Kunsturtheile derselben anhören zu wollen, damit er sie vieeichtzur Berichtigung des Modelles benutzen könne.

Er dachte dabei wohl nicht an das sehr wahre Sprüchwort:

„Der Horcher an der Wand.
Hört seine eigne Schand.“

Obgleich seine Absicht nur löblich genannt werden kann, würde es doch wahrscheinlich besser gewesen sein, wenn es ungeschehen geblieben wäre. Da das Glück ihm alles zugeworfen, wonach Millionen bis zum Grabe vergebens ringen, so kam es, daß er diese Gaben, weil sie ihm durchaus nicht schwer geworden, gering gegen das betrügliche und ungewisse Glück des Nachruhms achtete, und sein daraus entwachsener Ehrgeiz hatte ihn vermocht, sich zu einer Arbeit zu drängen, die zwar in der Residenz keinen würdigeren Vertreter hatte als eben ihn, deren Größe und Gewicht ihm aber seine eigne Schwäche zum ersten Male deutlich fühlbar gemacht hatte, welches seine ganze Seele in die unangenehmste Spannung versetzte und weshalb er sich in den Urtheilen Anderer, Trost, Hoffnung und Muth zur ferneren Beendigung zur Arbeit holen wollte.

Er wußte sehr gut, daß, wenn man sich in ein Kunstwerk mit allen Seelenkräften hineindenkt, das

eigne Urtheil fast ganz unzuverlässig wird, welches wohl den besten Beweis liefert, daß wir durch den Verstand allein nie ein Kunstwerk hervorbrigen werden, und daß nur die Phantasie uns dazu verhelfen kann; aber eben deshalb drehte sich Joachim unruhig auf seinem Lager und lauschte ob nicht bald die Thüre knarren und er durch einen Eintretenden erleuchtet werden würde.

Die Thüre ging auf und herein traten nach vielerlei unbedeutenden Besuchen, mehrere hohe und niedere Offiziere, welche sämmtlich die Feldzüge mitgemacht und den Feldmarschall genau gekannt hatten.

Nachdem sie das Modell von allen Seiten besehen und endlich einen festen Standpunkt genommen, erhob sich folgendes Gespräch:

General: Meine Herren, ich bin nun rings herumgelaufen, aber mich soll der Teufel holen, wenn ich mich aus dem weißen Klotze da zurecht finde, das soll unser Feldmarschall sein? Den habe ich nie anders als zu Pferde gesehen, oder hinter dem Würfeltische, aber zu Fuß und ohne Hut, das ist unverzeihlich. Auch nicht die Probe von Aehnlichkeit und bemerken Sie meine Herren, der obere Uniform-Knopf offen, welche Unschicklichkeit, und solche Sporen trug der Verewigte nie, er hatte gewöhnliche Sporen, wie jeder Gemeiner. Es ist unverzeihlich was sich so ein Künstler alles erlaubt.

Oberst: Ja, Excellenz es ist auf Ehre abscheulich, und solche Stiefel trägt kein Mensch in der Armee. Wo der Veith nur hingedacht hat, gewiß an seine

schöne Frau. Auf Ehre ein superbes Weib, kennen Excellenz nicht die schöne Veith, die Tyrolerin.

General: Nein! ist sie hübsch?

Oberst: Auf Ehre, göttlich schön; ich würde mir erlauben zu sagen, daß sie eine der Schönsten in der ganzen Residenz ist, wenn mich das nicht bei den unendlich vielen Damen, welchen ich den Hof mache, in Mißcredit brächte, aber ich sage Ew. Excellenz (hier zischelte er dem General etwas in die Ohren, was Joachim nicht verstehen konnte.)

Major: Werden Excellenz heute Abend bei Calami speisen, dahin pflegen Veith's des Abends oft zu kommen, es ist schönes Wetter und es wäre wohl möglich, daß Ew. Excellenz die schöne Tyrolerin, wie sie allgemein heißt, dort träfen.

General: Danke Ihnen, lieber Major, für heute bin ich versagt, aber ein andermal, sind Sie wohl so gut und geben mir einen Wink.

Hauptmann: Wenn Ew. Excellenz genehmigen, so wird es mir zur höchsten Ehre gereichen, Ew. Excellenz hier im Hause einzuführen, da ich mir schmeicheln darf, der schönen Frau bekannt zu sein.

So ging es fort, von dem Kunstwerke war nicht mehr die Rede. Joachim hörte auf seinem Folterbette geduldig zu, und obgleich nichts in dem Gespräche vorkam, was der Ehre seiner Marie nachtheilig gewesen wäre, so war er doch sehr froh, als der General bemerkte, daß es Zeit wäre auf die Parade zu gehen und alle Militairs zugleich das Atelier verließen. Die Subalternen hatten pflichtschuldigst geschwiegen.

Die Thür öffnete sich abermals und herein trat der Direktor der Kunst-Akademie, Maulwurf und Pinsel nebst einigen Schülern.

„Endlich," dachte Joachim, „doch wenigstens Kunstverständige, lieber wäre mir es gewesen, wenn die beiden Professoren nicht dabei wären, denn ihre Freundschaft für mich, die sie mir stets bewiesen, möchte ihr Kunsturtheil bestechen.

Die drei Akademiker gingen erst einmal rund um das Modell herum, stellten sich dann auf den günstigsten Standpunkt, und schwiegen eine lange Weile, bis der Direktor seine Brille, die er in allen Taschen gesucht, endlich gefunden und aufgesetzt hatte. Nun hob er an.

Direktor: Mir scheint es, als wenn der Glutaeus medius (der mittlere Gesäß-Muskel) sich zu deutlich in der Kleidung ausdrücke? Nicht so, meine Herren?

Die beiden Professoren: Allerdings, Herr Direktor! Ja wohl!

Direktor: Und das Ligamentum patellae rectum (das gerade Band der Kniescheibe) bei dem aufgehobenen Fuße, ist jedenfalls zu weit vor! Nicht so, meine Herren?

Die beiden Professoren: Allerdings Herr Direktor! Ja wohl!

Der Direktor: Und sehen Sie, meine Herren, wie der Deltoides (der dreieckige Muskel am Oberarm) hervorgehoben ist, um den Mantel auf dieser Stelle zu verschieben; und wie der Abductor longus pollicis cum extensore minore (der lange Abzieher des Dau-

mens mit dem kleinen Ausstrecker) gänzlich verfehlt sind. Nicht so, meine Herren?

Die beiden Professoren: Allerdings Herr Direktor! Ja wohl!

„O heilige Kunst,“ dachte Joachim, „was sind das für langweilige speichelleckrige Narren.“

Hierauf begann der Direktor zu Maulwurf:

„Nun, meine Herren, bitte ich auch um Ihr Urtheil.“

Maulwurf verneigte sich gegen Pinsel, da jener Professor der Historienmalerei war, wollte er ihm mit seinem Urtheile nicht vorgreifen, überdieß wünschte der Landschaftsmaler auch erst des Andern Urtheil zu hören, da er selbst gar nichts von der Sache verstand, und sich hinter dem Rücken des Direktors die lateinischen Bemerkungen der Muskeln heimlich und schnell aufgeschrieben hatte, um sie heute noch in einem Kunstzirkel anzubringen.

Pinsel (räusperte sich und begann): Es scheint mir nach meinem unmaasgeblich dahingestellten Dafürhalten, daß das rechte Bein als Spielbein, und der linke Arm als Spielarm, vortheilhafter hätten gestellt werden können, mehr gebogen, wie an den französischen Statuen aus der Zeit Ludwig des XIV. Da kann man lernen, was Grazie der Stellung ist, die Antike ist steif dagegen.

Maulwurf: Ja wohl! — Das rechte Bein als Spielbein, und der linke Arm als Spielarm, könnten ganz anders stehen, und auch die Hände könnten mehr Spielfinger haben.

Da hielt sich Jaochim die Ohren zu und drehte sich auf die andere Seite, bis er hörte, daß die Kunstkenner, die er eben in ihrer ganzen Richtigkeit durchschaut hatte, fortgingen.

Die ganze Kunstwelt ekelte ihn an, und er verfiel aus Abspannung in einen tiefen Schlaf, aus welchem er erst spät Nachmittags erwachte, als er von Neuem die Thür knarren hörte und sich neugierig umdrehte.

Es traten ein der Candidat Seelig, von Raphael geführt. Der alte Mann schien sehr entkräftet und hinfällig. Nachdem Raphael ihm einen Sessel vor das Modell gerückt, und jener sich gesetzt hatte, begann der Greis zu seinem Begleiter:

„Ich danke Dir, mein lieber Sohn; der kleine Spaziergang, seit langer Zeit, hat mich recht erquickt. Ich fühle mich heut ungewöhnlich wohl und leicht. — Schade, daß Joachim nicht zu Hause ist, er würde sich freuen, mich wieder bei sich zu sehen, denn er ist ein guter sanfter Mensch, was freilich jetzt nichts gilt. — Schlimme Zeiten! — Das ist also die Statue von dem Feldmarschall? — Mir gefällt sie sehr. — Die wird ihm viel Ehre bringen, und weiter bedarf ja der Joachim nichts, sonst hat er ja alles, was ein Mensch wünscht. — Vielleicht wird sein Nachruhm durch dies Bildwerk weit in ferne Geschlechter hinein glänzen.“

„Nachruhm?“ — Hier schwieg er kurze Zeit, dann fuhr er in folgenden Betrachtungen fort:

„Was ist Nachruhm? — Am Ende doch nur das beseeligende Gefühl in der eignen Brust, daß, wenn unsere irdische Hülle abgestreift, wir noch lange im

Gedächtniß der Hinterbliebenen leben. — Am Ende doch nur das dunkle Gefühl der Unsterblichkeit unsrer ewigen Seele. — Deshalb suchen die Menschen den Nachruhm auf so vielerlei Wegen zu erreichen. Der eine als Eroberer, der andere durch Kunstwerke, wieder ein anderer auf dem Wege der Wissenschaft, jener durch nützliche technische Erfindungen. — Ja durch alles, was ungewöhnlich ist. Der Dandy durch Mode-Narrheiten. Die Coquette dadurch, daß sie in ihrem Leben die meisten Anbeter schmachten ließ. — Der rohe Mensch, daß er am meisten fressen oder saufen kann. — Bewunderung der Mitwelt, Bewunderung der Nachwelt, suchen sie. Chaque sot trouve un plus grand qui l'admire (Jeder Thor findet einen noch größern, der ihn bewundert,) sagte jener Franzose, und leider hat er Recht.

Was ist Nachruhm? — Ein schöner Traum! Wohl dem, der hienieden nicht daraus erwacht. Ewige Dauer möchten wir unserm Namen geben. — Ewig erscheinende Namen glänzen uns scheinbar aus den Büchern der Geschichte entgegen. Von Jugend auf lernen wir die großen Männer nennen, die uns als Beispiele zur Nachahmung vorgeführt werden, und der feurige Jüngling schwört für sich selbst im Geheim, so willst Du werden, so soll dein Name leuchten wie die Sonne am Firmament, bis zu den spätesten Zeiten sollen die Strahlen deines Nachruhms dringen. —

Gutmüthige Thoren! — Wer soll Eure Namen den späteren Geschlechtern nennen? — Die Geschichte?

Was ist Geschichte? — Ein kleines jammervolles Bruchstück der Thaten des Menschengeschlechts.

Eine Sündfluth kommt, und hinweggeschwemmt ist das Andenken von Jahrtausenden. — Eine Alexandrinische Bibliothek verbrennt und der Nachruhm von Millionen großen Namen verfliegt mit der in alle Winde zerstobenen Asche der Schriften.

Wilde Nomaden-Völker vernichten kultivirte Völker und treten jegliche Spur ihrer gefeiertesten Namen in den Staub.

Die Menge derer, welche sich hervorthun, wird so groß, daß der Einzelne nicht einmal im Stande ist, ihre Namen zu behalten, vielweniger weiß er etwas von ihren Thaten, und der Künstler muß sich begnügen, einige wenige der ruhmvollsten Künstler seines Faches seinem Gedächtnisse aufzubewahren.

Was ist Nachruhm? — „Ein schöner Traum, geboren durch das dunkle Gefühl der Unsterblichkeit unserer Seele.“ —

Das Haupt des Greises sank nunmehr auf die Brust und erschreckt gewahrte Raphael, daß seine Züge denen eines Sterbenden glichen. Raphael wollte forteilen, um Hülfe zu holen; aber Seelig erhob das Haupt und sprach mit hinsterbender Stimme, so daß sein Begleiter wie gefesselt stehen blieb:

„Mir wird so leicht, so wohl. — Mein Sohn Raphael, in meinem Schreibtische findest Du meine dichterischen Arbeiten, sorge dafür, daß sie der Welt bekannt werden — wenn ich nicht mehr bin. — Lebe

wohl. — Grüße Friedrich — Joachim — Carl — Ich danke Euch.“

Er legte sich in den Sessel zurück, schloß die Augen und — war verschieden.

Auf Raphael's Geschrei stürzte Joachim aus seinem Versteck. — Aerzte wurden gerufen, aber ihre Kunst war vergebens, er blieb todt. Der Leichnam wurde fortgeschafft und bald darauf in die Grube gesenkt, die das endlich errungene Ziel seines der Dichtkunst geopferten Lebens war.

Den tiefsten Eindruck hatten die letzten Betrachtungen des Verstorbenen auf Joachim gemacht, der ohnehin durch seine körperliche Beschaffenheit sich zu einem stillen beschaulichen Leben hinneigte. Wo er ging und stand, klangen die Worte in seiner innersten Seele.

„Was ist Nachruhm? — Ein schöner Traum, geboren durch das dunkle Gefühl der Unsterblichkeit unserer Seele.“

Er dachte dabei an den in der Jugendzeit gestifteten Bund der Nachruhm hoffenden Kunstnarren. Diese Gedanken, so wie die gänzliche Theilnahmlosigkeit und die nichtigen Urtheile, welche über seine Arbeit gefällt worden waren, erfüllten ihn mit dem Künstlerunmuthe, welcher der verderblichste Feind aller angestrengten Thätigkeit, den Geist, wie die Hypochondrie, zu einem düstern Brüten veranlaßt. Seine ganze Laufbahn schien ihm verfehlt. Alles, was er bisher Ehrenwerthes geleistet, kam ihm unwürdig und gering vor. Alle Gaben, womit das Glück ihn überschüttet, waren ihm gleichgültig, und selbst die Heiterkeit

Mariens, welche ihn zu einer Spazierfahrt in den nahen Wald, sonst sein Lieblingsort, einlud, wirkte unangenehm auf seine reizbaren Nerven, um so mehr, da er durch die Unterhaltung der Offiziere zur Eifersucht gereizt wurde.

Eine geraume Zeit hatte dieser Zustand wie eine böse zehrende Krankheit über ihn geherrscht, als das Drängen der Umstände ihn neuerdings zur baldigen Vollendung des angefangenen Werkes rief.

Das erste Geschäft, welches sich Raphael nach der Bestattung des alten Seelig's angelegen sein ließ, war dessen Schriften hervorzuholen, um sie durchzulesen, denn ehe sie einem Buchhändler übergeben werden sollten, war er begierig den Inhalt derselben kennen zu lernen.

Er fand mehrere dramatische Arbeiten, viele Erzählungen, Novellen und meist lyrische Gedichte. Da er sich aber kein unbedingtes Urtheil über deren Auswahl zutraute, auch wohl einsah, daß er zu allen auf einmal schwerlich einen Verleger finden würde, ebenfalls nicht wußte, ob alles gleich gut und zur Veröffentlichung tauglich wäre; so beschloß er, vorerst eine Auswahl nach seinem Geschmacke zu treffen, alsdann die ganzen Arbeiten seinem Bruder Friedrich zuzusenden und nach dessen Beschluß den Verlag zu ordnen.

Der alte Seelig hatte ihnen wohl zuweilen etwas davon vorgelesen, allein bald sah Raphael, daß das Meiste, wie es schien das Beste, ihm wohl fremd sei. Er konnte es sich nicht erklären, daß der Candidat nicht bei Lebenszeiten wenigstens Einiges davon herausge-

geben hatte, aber bald sollte die Ursache davon ihm klarer werden.

Nachdem die hinterlassenen Werke von seinem Bruder wieder zurück gekommen waren und dieser in seinem Briefe nicht genug Ruhmes davon hatte machen können, nahm Raphael die von Friedrich als vorzüglich bezeichneten Gegenstände und begab sich damit zu dem Buch- und Kunsthändler, welcher Raphael's architektonische Hefte in Verlag genommen hatte. Als dieser erfahren, hatte um was es sich handle, gab er dem jungen Manne wenig Trost, denn er selbst hätte dergleichen Waare nie verlegt, rieth jedoch zu einem andern Buchhändler, seinem Freunde zu gehen, und denselben zu befragen, obgleich er fürchten müsse, da der Name des verstorbenen Verfassers gänzlich unbekannt sei, daß auch daraus nicht viel werden würde.

Raphael nahm daher das Paket wieder zusammen und begab sich an den bezeichneten Ort.

Es war eine der größten Verlagshandlungen der Residenz. Der kleine alte Herr fragte sehr artig um des jungen Mannes Begehr, als aber dieser sein Anliegen mitgetheilt und der alte Herr gehört hatte, daß es nur sogenannte belletristische Sachen wären, zuckte selbiger die Achseln und meinte, da der Verfasser nicht bekannt sei, könne es höchstens in Commission genommen werden, und er, Raphael, oder die Erben des Verstorbenen, könnten daher höchstens die Hälfte des Gewinnes in Anspruch nehmen, müßte aber für allen Schaden an Druckkosten, Versendung, Correspondenz rc. rc. allein stehen, wenn nichts verkauft würde.

Raphael, der in seinem Sinne überzeugt war, daß die vortrefflichen Sachen reißend abgehen würden, fragte, wie hoch sich die Auslagen wohl belaufen dürften, wenn er es auf eigne Kosten drucken ließe und in Commission gäbe.

Der Buchhändler besah die Manuscripte und meinte das Vorliegende könnte 60 bis 70 Druckbogen betragen, den Bogen zu etwa 8 Thaler mit allen Unkosten berechnet, wären 560 Thaler; aber, setzte der kleine Mann freundlich hinzu, ich bin außer Stande die Commission zu übernehmen, da ich für dies Jahr vollauf mit Verlagsartikeln versehen bin.

„Mein Himmel,“ entgegnete Raphael, „Sie betrachten es ja nur eben wie der Kaufmann eine Waare. Wenn Sie sich die Mühe geben wollten, nur eine einzige der Arbeiten zu lesen, das ganze Herz würde Ihnen aufgehen.“

„Mein lieber junger Mann,“ sprach der Verleger, „ich finde es sehr hübsch von Ihnen, daß Sie sich namentlich eines Andern so annehmen, allein Sie haben ganz recht bemerkt, für uns Buchhändler sind die Geistes-Erzeugnisse der Schriftsteller nur Waare und weiter nichts. Der jedesmal herrschende Geschmack des Publikums ist alles, was wir außer unserem Vortheil dabei zu berücksichtigen haben. Sie können nicht verlangen, daß wir die Werke aus allen Fächern der Wissenschaft und Kunst, die wir verlegen, auch verstehen und beurtheilen können; aber welche Waare bei dem Publikum gangbar ist für den Augenblick, das müssen wir wissen; und jene Waare,

die Sie mir eben anbieten, ist nicht gangbar, ich würde nur Schaden unter allen Umständen damit machen.“

Hiermit verneigte sich der kleine Mann und Raphael ging voll Bekümmerniß, daß er Seelig's letzten Willen bis jetzt nicht habe erfüllen können, zum Hause hinaus, und zu Joachim, welchen er zu bewegen suchte die Auslagen zu decken, und auch den gewissen Gewinn zuzie hen.

Joachim war auch bereit und unter diesen Bedingungen fand sich bald ein Buchhändler, welcher die Herausgabe übernahm.

Raphael freute sich wie ein Kind, als er das erste gedruckte Exemplar davon in den Händen hielt, es schien ihm, als wären nun erst Seelig's Manen versöhnt, und begierig sah er alle kritischen Zeitschriften durch, um zu erfahren was diese über seinen väterlichen Freund urtheilten.

Bald bekam er zu lesen, daß die Manier des Verfassers gänzlich veraltet sei, daß kein Mensch mehr dergleichen lesen wolle, da jetzt eine bei weitem kräftigere Zeit sei, und dergleichen mehr, wobei es an harten, gänzlich schonungslosen Ausdrücken und an aus allem Zusammenhange gerissenen Stellen, nicht fehlte.

„Armer Seelig,“ dachte Raphael, „wie gut ist es, daß Du gestorben bist, was hast Du von Deinem Leben?“ —

Das Jahr ging vorüber, der Buchhändler rechnete mit Joachim zusammen und es zeigte sich, daß der größte Theil der Auflage unverkauft, folglich von Letzterem zu decken sei.

Da erschien plötzlich in dem Foreign quarterly Review in London eine sehr günstige Beurtheilung der Seeligschen Werke, und weil sie jetzt von England her gelobt wurden, lobten alle deutsche Zeitschriften mit, und in kurzer Zeit waren Seelig's Schriften in vielen Händen, auch einige Theater gaben seine dramatischen Arbeiten dem Publikum zu hören, so daß es fast schien, als sollte Deutschland stolz darauf sein, daß es ihn geboren.

„Armer Seelig,“ sagte damals Raphael, „warum konntest Du Deinen Ruhm nicht erleben. Du hast Dein ganzes Leben in Kummer und Sorgen verbracht, hast die Harfe vor den Thüren spielen müssen, um Deinen Unterhalt zu gewinnen, hattest nicht so viel, um Deine göttliche Gaben geltend zu machen; weil zum Selbstverlage Geld, oder wenigstens Credit gehörte, — und nun erheben sie Dich zum Himmel, nachdem Du todt bist, wärest Du aber noch am Leben, würde sich abermals kein Mensch um Dich bekümmern. Wärest Du ein Schlächter gewesen, wie Dein Vater, so wäre Dir Reichthum und Wohlleben zu Theil geworden, wie ihm, so aber warst Du nichts weiter als — ein armer Dichter, — auf den sie jetzt stolz sind, als sei es nicht ihre Schuld, daß Du nicht zänzlich unerkannt verhungertest, und Deine Schriften fast pfundweise an den Käsekrämer verkauft wurden. — Was erhielt Dich aufrecht in Deinem Künstlerleben voll Entbehrung? lehre mich es! — Was anders kann es gewesen sein, als Dein Bewußtsein. — Deßwegen war Dein letzter Wunsch, nachdem Du gegen den Nach-

ruhm gesprochen, daß Deine Werke möchten veröffentlicht werden, denn wenn sie nun in Künstler- und Conversations-Lexikons Deine Lebensgeschichte ehrend erwähnen, müßten sie sich schämen, daß so Etwas möglich ist. — Aber was ist nicht alles möglich?“

Raphael war noch in diesen Betrachtungen begriffen, die eben nicht zum Troste seiner Künstlerlaufbahn gereichen konnten, als sein Vorgesetzter eintrat. Erstaunt über den unerhörten Besuch und die unerwartete Herablassung des stolzen Mannes, fragte der Künstler was ihm diese Ehre verschaffe, und nöthigte den gegen ihn hoch im Amte Stehenden, sich niederzu setzen.

Allein der Stolze, vermuthlich dieses Anerbieten seiner Würde unangemessen findend, blieb stehen.

Hierauf sprach er von Raphael's längerer Dienstzeit, und daß es wohl wünschenswerth sei, wenn er eine bessere Anstellung bekäme. Auch zeige sich dazu eben eine Gelegenheit, denn ein Baubeamter bei einer für sich stehenden Behörde sei gestorben. Die Stelle demnach frei, Raphael möge sich höhern Ortes darum bewerben, und was er als Vorgesetzter irgend zu seinem ferneren Glücke beitragen könne, würde gewiß geschehen.

Raphael, den früher immer etwas von dem höfischen Prinzipal zurückgestoßen hatte, war nicht wenig erstaunt und überrascht, daß er sich in ihm so geirrt haben solle. Sein Dankbarkeits-Gefühl strömte um so mehr über, da er glaubte, ihm bisher Unrecht gethan zu haben. Jener aber sprach:

„Schreiben Sie aber gleich heute noch in dieser Angelegenheit, denn solche Sachen verlangen Eile, und deshalb kam ich selbst, sobald ich es erfuhr.“ Damit empfahl er sich, Raphael begleitete ihn bis weit vor die Hausthür, setzte sich sodann gleich hin und bat schriftlich um den erledigten Posten.

Einen Monat später las er in den Zeitungen, daß der Neffe seines Gönners die von ihm erbetene Stelle erhalten habe.

Voll stillen Ingrimms ging er zu Joachim, diesem sein Leid zu klagen, denn daß er seinem Prinzipal zum Werkzeuge gedient, war ihm klar, nur war es ihm durchaus unklar, auf welche Weise. Joachim konnte ihm vermöge seiner großen Menge von Bekanntschaften vielleicht Auskunft verschaffen, welches auch bald darauf geschah. Die Sache verhielt sich nämlich so: Der durch den verstorbenen Beamten erledigte Posten sollte nicht mehr vergeben werden, wie verlautete. Hierüber wollte sich der Prinzipal Raphael's Gewißheit verschaffen, ohne daß sein Neffe vergeblich um die Stelle einkäme, und veranlaßte daher Raphael, darum einzukommen.

Bald erfuhr nun der Vorgesetzte, daß man geneigt wäre seinem Hülfsarbeiter die Stelle zu geben, da er die Feldzüge mitgemacht und bereits mehrere Jahre im Dienst sei. Als aber der schlaue Mann erst so viel heraus hatte, daß die Stelle nicht eingezogen würde, brachte er es durch seinen Einfluß bald dahin, daß sein Neffe angestellt wurde; obgleich viel jünger als Raphael und obgleich er dem Staate bisher gar

nicht gedient hatte, und ob er endlich gleich in der kurz vorher erfolgten Prüfung eigentlich hätte durchfallen müssen, wenn er nicht sein Neffe gewesen wäre.

Nun fiel es wie Schuppen von Raphael's Augen, aber das half ihm gar nichts, und unglücklicherweise fesselte ihn sein Dienstverhältniß nach wie vor an die Person seines Vorgesetzten, welcher, da er den jungen fleißigen Mann sehr gut brauchen konnte, jede Gelegenheit, wo er hätte versorgt werden können, verhinderte, um den thätigen Arbeiter, welcher seine Geschäfte besorgte, nicht zu verlieren.

Alles was Raphael in seinem Amte schuf, Bedeutendes und Unbedeutendes, ging im Namen seines Vorgesetzten in die Welt und Raphael blieb immer auf derselben Stelle, worauf er vor Jahren gestanden, seine Kenntnisse und seine Thätigkeit wären im Meere des Herrendienstes spurlos untergegangen, wenn er nicht fortwährend das Glück gehabt hätte, die Erzeugnisse seiner Phantasien für geringen Lohn durch den Buchhandel bekannt zu machen, und wenigstens auf diese Art alle die Bauwerke gedruckt dem Publikum vorzulegen, die er lieber wirklich gebaut hätte.

Noch oft sah er sich im Dienst übergangen und alle seine Bitten, Beschwerden und Klagen halfen nichts. Endlich als er sich am längst ersehnten Ziele glaubte, als sein unmittelbarer Vorgänger anderweitig versorgt worden war, erhielt er diese Stelle — nicht, sondern wurde in einem neu eingerichteten Posten als Baumeister nach — Weiler versetzt

So lieb ihm seine Vaterstadt in sofern war, da er seine Angehörigen dort fand, so schmerzlich war ihm der Abschied aus der Residenz; das Schicksal, das ihn in künstlerischer Hinsicht in Weiler irgend erwarten konnte, sah er nur zu deutlich voraus. Vergebens knirschte er in die Ketten seiner Sklaverei. Zwei Dinge waren nur möglich, entweder er mußte seinen Abschied nehmen, oder sich fügen. Er schrieb deshalb an seinen Vater. Der alte Wolfgang rieth, wie alle alten Leute würden gerathen haben, bei den jetzigen unruhigen Zeiten das Gewissesté für das Beste zu nehmen, und schrieb ihm überdieß, es freue ihn und die Mutter sehr, auf seine alten Tage die Kinder um sich zu haben.

Die kindliche und Geschwisterliebe siegte, Raphael entschloß sich nach Weiler zu gehen.

Der in Mailand gekrönte Sieger, der bereits in seinem Vaterlande als Schriftsteller in seinem Fache hochgeachtete Raphael, ging nach Weiler um als höchstes Ziel seines Strebens und der erworbenen Kenntnisse, Ställe und Scheunen zu bauen.

Wie langsam war sein Weg des Fleißes und des Verdienstes gegen den seiner Mitgenossen gewesen, die in Gesellschaften schwärmten wenn er arbeitete, aber sie waren entweder die Verwandten von dem und dem, oder sie bückten sich und krochen, bis sie an die Tochter eines So und So herangekrochen waren und diese heiratheten, oder sie brachten die Zeit, wo Raphael sich in den wenigen Mußestunden mit dem Studium der Bau-Kunst als Kunst beschäftigte, was nunmehr

überflüssig war, in den Vorzimmern der Höhergestellten zu, und wahrlich diese Art des Studiums, brachte ihnen bessere Früchte. Bald sah sich Raphael von allen Seiten überholt, seine Mitgenossen, selbst seine Schüler wurden ihm vorgezogen und er war im Begriff nach einer elenden Provinzstadt zu gehen, wo an weiteres Emporkommen so leicht nicht zu denken war, und wo von einer seinem schöpferischen Geiste angemessenen Beschäftigung gar nicht die Rede sein konnte. Er ging Abschied zu nehmen bei allen die er gekannt, endlich zu Joachim, welcher ihm gestand, daß es ihm höchst schmerzlich sei, alle seine Jugendfreunde zu missen, daß er gern dem Geräusche der sogenannten großen Welt entsagen und mit ihm nach Weiler zöge, da er im Verein mit ihnen, der Kunst dort auch leben könne, wenn nicht seine Frau sich dort sehr unglücklich fühlen müßte. —

Raphael bat ihn noch einen Besuch gemeinschaftlich mit ihm bei Carl zu machen, mit dem es, wie dessen Mutter und der Arzt ihm gesagt, gut gehen solle. Raphael meinte, es wäre ihm gänzlich unmöglich aus der Residenz zu scheiden, ohne den theuren Freund noch einmal gesehen zu haben.

Beide begaben sich nach dem Irrenhause. Nachdem sie sich bei dem Arzte gemeldet, führte sie dieser mit der Versicherung, daß Carl bereits genesen sei und nur die herrschende schlechte Witterung sein Ausscheiden verhindert habe, in das obere Stockwerk; zugleich bat er die beiden Freunde den Namen Annushka nicht auszusprechen, da zuletzt seine fixe Idee die gewesen

sei, er liege bei ihr im Grabe und kämpfte mit einem gewissen Knutow, welcher sich fortwährend zwischen beide drängen wolle. Sonst könnten sie mit ihm reden was sie geneigt wären, selbst über das zerstörte Bild von Raphael.

Nach dieser Vorbereitung traten sie in Carl's Zelle und sahen den geliebten Jugendfreund, bei dem sich seine Mutter befand, zum erstenmale wieder.

Der Arzt stellte sie ihm wie ein paar Fremde vor. Carl sah wie immer sehr bleich aus, er war augenscheinlich älter geworden und in seinen Augen lag ein düsterer Blick, der ihm früher gänzlich fremd gewesen war. —

Im ersten Augenblicke begrüßte er die Freunde kalt, wie Fremde, dann fuhr er sich plötzlich mit der Hand über Stirn und Augen, rief Raphael, Joachim und lag laut weinend in beider Umarmung. — Auch die Freunde wie die Mutter konnten ihre Thränen nicht zurückdrängen, und der Arzt stand, im Stillen den glücklichen Uebergang dieses Sturmes preisend, die Freunde betrachtend.

„Ich bin recht krank gewesen, liebe Jungens,“ sagte Carl, „ich hatte immer solche wüste Träume, aber jener Ehrenmann hat mich wieder hergestellt. Wir haben uns wohl recht lange nicht gesehen, alte Jungens, nun müßt Ihr aber auch Alles, Alles erzählen, was sich zugetragen hat; denn bisher war mein Kopf immer sehr angegriffen, und mein Gedächtniß schwach, aber nun ist mir erlaubt alles zu hören, alles zu lesen.“ —

In seinen Reden lag eine gewisse Langsamkeit, welche gegen sein früheres Feuer gewaltig abstach.

Lange unterhielten sie sich miteinander. Dann baten die Freunde den Arzt, ob sie Carl nicht in den Wagen mitnehmen und eine Spazierfahrt machen dürften, welches ihnen sogleich gewährt wurde.

Sie fuhren nach dem Garten in welchem sie ehemals den Verein der Nachruhm hoffenden Kunstnarren gestiftet hatten. Die hohen Kastanien waren in den Jahren noch höher und dichter geworden. Der Garten war wenig besucht, und nur an einigen Tischen saßen sparsam zerstreut Gäste. Da gewahrten sie in der Nähe des Hauses zwei Männer, welche viele Weinflaschen vor sich stehen hatten und laut lachten, und von denen der eine eben die Worte sagte:

„Ja, lieber College, so mache ich es mit jedem, der mir in den Weg tritt, der soll an mich gedenken, wie der Carl Lieder. Er ist jetzt ein Narr geworden, und büßt im Irrenhause den Streich, den er mir in Tivoli gespielt. Wer will sich mit mir messen, seit ich Professor der Akademie bin, und seitdem die höchsten Herrschaften und das Ausland sich um meine in eigner, leichter, flüchtiger, meisterhafter Manier gemalte Veduten förmlich reißen?“

Die Freunde erkannten sogleich an der Stimme, daß es Maulwurf sei, der sich mit Pinsel unterhielt und ihnen den Rücken zuwendete.

Joachim und Raphael fürchteten für ihren armen Freund, sie wären lieber hundert Meilen davon gewesen, und versuchten ihn eiligst fortzubringen; allein

Carl riß sich stillschweigend von ihnen los, trat hinter Maulwurf, klopfte ihn leise auf die Schulter und sagte mit vor Wuth klangloser Stimme:

„Ich will mich mit Dir messen, jämmerlicher Wicht!“ —

Maulwurf drehte sich keck um, dem Verwegenen in die Augen zu schauen, aber wie von einem Blitzstrahle getroffen, sank er laut schreiend bei Carl's geisterhafter Erscheinung und durch den unmäßigen Genuß des starken Weines auf das Höchste aufgeregt, zusammen. Auch Pinsel entsetzte sich, aber besonnener und nüchterner rief er sogeich um Hülfe für den ohnmächtigen Collegen.

Joachim, Raphael und die Wirthsleute bemühten sich um ihn, nur Carl stand ruhig dabei und schaute ihm unverwandt ins Antlitz.

Nach mancherlei Anstrengungen schlug Maulwurf die Augen auf, und sein erster Blick fiel wieder auf den ihn finster anstarrenden leichenblassen Carl.

„Allmächtiger Himmel, erlöse mich von dem Geiste,“ schrie der Kranke und schloß von Neuem die Augen.

Alle Bemühungen ihn zu beleben, waren für den Augenblick unzulänglich, und es wurde ein Wagen geholt, worin Pinsel den kranken Maulwurf fortbringen sollte; allein plötzlich riß dieser die Augen wieder auf, schleuderte Alle von sich, sprang auf den Tisch, stülpte sich einen Schemel über den Kopf, nahm eine gebieterische Stellung an und schrie mit gellender Stimme:

„Ich bin der Kunstpabst, ich bin Michael Angelo

Buonarotti, die dreifache Krone der Baukunst, Malerei und Bildhauerei ruht auf meinem gewaltigen Haupte. — In den Staub vor mir, Ihr alle da.“

Gleichzeitig erblickte er den ihn unverwandt anstarrenden Carl.

„Hülfe, ihr Geister, gegen das Gespenst, ich habe es verrückt gemacht, als ich absichtlich seinen Raphael zertrümmerte.“

Hierauf warf er den Schemel ab, stürzte vom Tische herunter, raffte sich auf, und rannte, fortwährend Hülfe vor dem Geiste rufend, zum Garten hinaus auf die Straße, daß ihm keiner so schnell folgen konnte. Die Vorübergehenden sammelten sich, man fing den Rasenden ein, und zwei Stunden später saß er in demselben Irrenhause, aus welchem Carl heute entlassen worden war.

Die Freunde wollten mit Carl sogleich fort, den üblen Eindruck fürchtend, den dieser Auftritt für seine Gesundheit haben könnte; allein dieser war ganz ruhig, bat sie noch zu bleiben, da er so lange die frische Luft nicht genossen habe, die Freunde ließen sich bewegen, setzten sich an einen Tisch und sprachen lange und viel von ihrer Jugendzeit.

„Wie beneide ich Dich, Raphael,“ sprach Carl, „Du kannst fern vom Gewühl, einsam in deinem kleinen Hause sitzen, welches Du Dir gewiß bauen wirst; Du kannst einen Garten dabei haben, und ruhig Deiner Kunst leben, während wir uns hier abmühen und abquälen und, von Nepotismus und Chicane tausendfach beengt, keine ruhige Minute genießen. — Nimm

mich mit, Raphael, ich will mit meiner Mutter nach Weiler ziehen, ich will Zeichnen-Unterricht geben, Joachim kommt mit der Zeit auch hin, und dann leben wir wieder zusammen und schwärmen im Glücke der Vergangenheit.“

„Dazu kann Rath werden, lieber Carl,“ erwiederte Raphael, der Zeichnenlehrer an unserm Apollo-Tempel, den Joachim's Pflegevater gestiftet, ist gestorben, und ich zweifle gar nicht, daß man Dir die Stelle geben wird, wenn Joachim es bevorworten und betreiben will, so lange kannst Du mit Deiner Mutter bei uns wohnen.“

„So wollt Ihr mich denn alle verlassen,“ klagte Joachim, „Aber Deinem Wunsche, lieber Carl, will ich so weit ich kann, gern genügen, und reise Du vorläufig mit Raphael.“

Wiedersehen.

Drei Tage später befanden sich Raphael und Carl mit seiner Mutter auf der Reise nach Weiler.

Als sie mehrere Meilen von der Residenz entfernt waren, fiel ihnen ein mit Wachen besetzter Kirchhof auf, deren Gräber umgewühlt, und wo zum Theil sehr kostbare und schön gearbeitete Leichensteine umgestürzt und verstümmelt waren.

Sie ließen halten und erkundigten sich nach der Ursache dieser Verwüstung. Da erfuhren sie zur Ehre des aufgeklärten Jahrhunderts, des Kunstsinnes so wie der Pietät desselben, Folgendes:

Man hatte in der rationellen Landwirthschaft in England die Erfindung gemacht, daß Knochen-Mehl ein vorzügliches Düngungsmittel sei und deshalb gingen aus Deutschland ganze Schiffsladungen Knochen nach England, wo sie, zu Mehl gemahlen, weiter versendet wurden. Als aber die Schindgruben nicht mehr

ausreichten, bildeten sich Banden, welche Nachts die Todten ausgruben, und die guten alten Vorfahren, welche so einfältig gewesen waren zu glauben, daß sie nach des Lebens Mühen und Plackerei wenigstens im Grabe Ruhe haben würden, mußten ihre Gerippe zerschlagen und in Tonnen durcheinander gepackt, die Reise zur See machen sehen, um den englischen Weizen fetter und die Semmeln für Alt-England schmackhafter zu machen.

„Da siehst Du,“ sagte Carl zu Raphael, „für welches Publikum wir Künstler uns abmühen. Wenn sie keine Ehrfurcht vor ihren Todten haben, wo soll der Sinn für die Erhaltung der Leichensteine herkommen; wie kann man da überhaupt auf Kunstsinn nur im Entferntesten hoffen, wo alle Pietät längst verschwunden ist, und wo sie sich damit groß thun, daß sie sich weder vor Himmel noch Hölle fürchten.“

Der Gegenstand bot hinreichenden Stoff zur Unterhaltung dar, unbemerkt war der Abend herangekommen und vor ihnen lag das Städtchen, in welchem Raphael und Friedrich ehedem als Kinder mit Angekika und Fornarina zusammengetroffen waren.

Welche Kluft zwischen damals und jetzt. Raphael, ergriffen von diesem Gedanken, drückte sich still in die Ecke des Wagens, bis dieser bei dem bekannten Gasthofe am Flußhafen hielt. Man kehrte ein, bald waren sie eingerichtet. — Da trat der Kellner mit einem Anschlagezettel in ihr Zimmer, fragend, ob sie nicht das Theater besuchen wollten, es sei eine Gesellschaft

Schauspieler angelangt, welche heute Vorstellungen geben wollten.

Die Reisenden waren müde und zogen vor zu ruhen. Carl's Mutter nahm den Zettel und las:

„Armida — Signora Fornarina Carlucci geborne Fornarini.“

„Nicht möglich,“ rief Raphael, ergriff den Zettel und überzeugte sich, daß es so dastand.

„Wo ist die Signora!“ fragte er dringend den noch gegenwärtigen Kellner.

„Die Dame wohnt hier im anstoßenden Zimmer mit ihrem Sohne.“

„Ist ihr Mann nicht hier?“ — fragte Raphael heftig weiter.

„So viel ich weiß,“ antwortete der Kellner, „ist sie Wittwe.“

„Wittwe? — Nicht möglich, ich muß zu ihr.“

Er lief hinaus und klopfte ungestüm an die Thür des anstoßenden Zimmers.

Eine weibliche Stimme rief herein. Auf den ersten Blick erkannte Raphael seine Fornarina. Da das Schauspiel bald angehen sollte, war sie bereits als Armida gekleidet, nur der Kopfputz fehlte noch. Neben ihr stand ein Knabe von etwa 8 bis 10 Jahren, und Raphael blieb von stummem Erstaunen gefesselt, denn er glaubte seinen verjüngten Zwillingsbruder Friedrich oder sich selbst im Kindesalter zu sehen.

Da Fornarina in Pompeji voller Zorn und Verachtung von ihm geschieden war, als sie ihn für seinen Zwillingsbruder Friedrich haltend, sich seiner Leiden-

schaft nicht widersetzt hatte, so war er ungewiß, welche Gesinnung sie jetzt hege. — Er blieb deshalb an der Schwelle stehen und fragte:

„Kennen Sie mich wohl noch?"

Die Frau richtete ihre Augen auf ihn.

„Ist es möglich?" rief sie, „Friedrich oder Raphael." —

„Raphael!" entgegnete der Gefragte und fügte hinzu: „Darf ich jetzt hoffen, Vergebung bei Ihnen zu finden, nachdem eine Reihe von Jahren vielleicht die unvortheilhafte Meinung, welche Sie in Pompeji von mir erhalten mußten, wenigstens in etwas verschwunden ist?" —

Fornarina reichte ihm die Hand, und sprach:

„Mein Herr, es haben mich seit jener Zeit viele und schwere Schicksale betroffen, die den Menschen immer am besten zur Versöhnlichkeit stimmen. Sein Sie mir willkommen. — Wie geht es Ihrem Bruder Friedrich?" —

„Der ist," entgegnete Raphael nicht ohne geheime Freude, daß er von ihm nichts mehr zu befürchten habe, „seit zwei Jahren verheirathet. Aber wäre es auch mir vergönnt, mich nach Ihren Lebensverhältnissen zu erkundigen?"

„Mein lieber Jugendfreund, dazu ist jetzt wohl keine Zeit, denn, wie Sie sehen, muß ich bald auf die Bühne; wenn die Oper zu Ende ist, treffen wir uns wohl hier wieder; dann will ich Ihnen alles erzählen, was mir begegnet ist, und erwarte ein Gleiches von

Ihnen. Vorläufig will ich Ihnen nur mittheilen, daß meine Mutter und mein Mann, beide in England starben, daß meine Schwester Angelika und mein Schwager Lord John bereits vor unserm Eintreffen in London nach Ost-Indien sich begeben hatten, weil John in Staatsgeschäften dahin geschickt worden war. Wie Sie mich hier als Wittwe wiederfinden, bin ich geneigt, in die Residenz zu reisen, um eine Stellung bei der dortigen Oper zu suchen, da kurz gesagt, mein verstorbener Mann alles, was ich an Vermögen besaß, durchgebracht hatte. — Komm her, Raphael!" sagte sie zu ihrem Sohne, indem sie den Baumeister bedeutsam ansah, "gieb dem Herrn die Hand, er ist ein alter Freund unseres Hauses."

Schon bei dem Namen des Kindes fuhr es wie ein elektrischer Schlag durch Raphael's Glieder, als aber der wunderschöne Knabe ihn mit seinen großen blauen dunklen Augen fragend anblickte, zog ihn Raphael zu sich heran und bedeckte ihn mit vielen Küssen.

Als er Fornarina betrachtete, sah er sie die Hände gefaltet sitzen, und mit einiger Rührung ruhten ihre Blicke auf der Gruppe.

"Hab' ich mein Glück errathen?" fragte Raphael.

"Sie haben es errathen!" sprach sie mit gesenktem Haupte, und eine Sekunde darauf fielen sich beide in die Arme, als in demselben Augenblicke der Zettelträger eintrat, um anzukündigen, daß die Ouverture gleich beginnen würde und alles auf die Fornarina warte.

Diese riß sich los und folgte dem Boten.

Raphael nahm den Knaben mit sich zu seiner Gesellschaft.

„Raphael en miniature,“ rief Carl, als er das Kind erblickte, „sollte der wohl ein Andenken an Pompeji sein?“ fragte er scherzend.

Raphael nickte stumm mit dem Kopfe und drang in Carl und dessen Mutter mit in die Oper zu gehen, indem er ihnen in aller Eile erzählte, was er von Fornarina wußte.

Alle machten sich eiligst fertig und gingen in das Schauspiel.

Raphael hörte und sah nichts als Fornarina. Er hatte sich mit seinem Sohne hinter die Coulissen begeben und wartete mit Ungeduld auf jedes Abtreten der noch immer schönen Fornarina.

Endlich war die Oper zu Ende, ungetheilter Beifall ward der Sängerin, die mit Raphael und ihrem Kinde in den Gasthof zurück fuhr. Hier trafen sie mit Carl und dessen Mutter zusammen. Es kam zu gegenseitigen Erklärungen.

Raphael fragte seine Fornarina, ob sie sich entschließen könne, nachdem sie des Lebens Glanz kennen gelernt habe, sein nur zu bescheidenes Loos mit ihm zu theilen.

Fornarina willigte ein, und derselbe Abend noch sah sie als Verlobte.

Der Schauspieldirektor wurde gebeten Theil an der allgemeinen Freude zu nehmen und da die Forna-

rina nach ihrem Kontrakte ohnedieß in die Residenz von der Truppe abgehen wollte, heute auch zum letztenmale aufgetreten war; so wurde beschlossen, daß sie sogleich morgen mit nach Weiler reise, um sich dort mit Raphael zu vermählen.

Wer war glücklicher wie dieser.

Als die kleine Gesellschaft eben sehr munter geworden, und der kleine Raphael zu Bett gegangen war, machte unser Freund mit seiner Braut noch einen Spaziergang in der wunderschönen Frühlings-Nacht, am Flusse, und sie erinnerten sich gegenseitig wie sie sich als Kinder hier zuerst gesehen, wie die Mutter gesagt hatte:

„Umarmt euch doch Raphael und Fornarina.“

Wie sie in die Residenz gereiset, sich in Rom wiedergefunden, die Villa bei Neapel und die Nacht in Pompeji tauchten in der Erinnerung auf.

Nachtigallen begleiteten mit ihrem klagenden Gesange die Erscheinungen aus der Jugendzeit, welche die beiden Glücklichen umgaukelten, die endlich stumm und still zur Gesellschaft zurückkehrten.

Hier fanden sie eine bei weitem größere Versammlung, als sie verlassen hatten, denn die ganze Schauspielertruppe war, nachdem sie Fornarina's Glück erfahren, zusammengekommen, um Abschied zu nehmen.

Alle hatten sie lieb wegen ihres sanften Wesens; und selbst die zweite Sängerin, welche sonst die einzige gewesen war, die sie als Erste nicht lei-

den konnte, legte heute natürlich ihren ganzen Neid ab, da sie nicht mehr zu fürchten brauchte, verdunkelt zu werden.

Man jubelte daher, bis der Wagen am frühen Morgen vorfuhr, welcher unsere Reisegesellschaft nach Weiler bringen sollte.

Vereinigung aller Freunde.

In Weiler war während der Zeit, wo wir es nicht gesehen, alles in gewöhnlichem herkömmlichen Gleise gegangen.

Friedrich und Adelaide sahen ihr künftiges Geschlecht in einem Sohne aufblühen, der die Namen seines Großvaters führte.

Seitdem Friedrich in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, erschien ihm der Genius der Dichtkunst seltner, denn es fehlte an jeder äußern Veranlassung. Er hatte aber auf das Sorgfältigste seine früheren Arbeiten geordnet, zusammengestellt und gefeilt, auf eigne Kosten, wie bloße Dichtungen gewöhnlich im Anfange einer Laufbahn erscheinen, herausgegeben. Im Ganzen ging es ihm mit seinem Schriftsteller-Ruhme, wie dem alten Seelig; nur mit dem Unterschiede, daß er nebenbei reichlich zu leben hatte.

Mehr Freude an der Erscheinung von Friedrich's Werken als er selbst, empfand wohl seine Mutter

Susanne, obgleich sie aus den geträumten Kränzen des Ruhmes vorläufig nur einzelne kleine Blätter auf das Haupt ihrer geliebten Zwillinge hatte fallen sehen, und selbst anfing zu glauben, sie möchte wohl die Zeit nicht erleben, wo die vollen Ranken jene überschatten würden. Indeß als gute Hausfrau war sie nebenbei zufrieden, daß die Söhne nunmehr ihr Brod hatten.

Der Vater Balg war in den letzten Jahren der Lieblings-Componist des Publikums geworden, was seine großartigsten Schöpfungen nicht vollkommen im Stande gewesen waren zu erreichen, gelang seinen Liedern, welche einstimmig von allen musikalischen Blättern als die gediegensten und schönsten empfohlen wurden. Das alles aber brachte ihn nicht weiter. Es war schon eine ungeheure Auszeichnung, daß der Verleger ihm für diese Lieder ein unbedeutendes Honorar zahlte, da in der Regel jeder Componist jetzt froh sein muß, wenn er die Schöpfung seines Genies nur überhaupt ohne alle Vergütigung veröffentlicht sehen kann, um bekannter zu werden.

Wolfgang blieb nach wie vor Organist an der Marienkirche, und am Ende, da er so alt geworden und seine Kinder jetzt um sich sah, wünschte er kaum eine Aenderung seiner Lage, wenn sie nicht gleichzeitig alle hätte treffen können, welches doch nie vorauszusehen war.

Die übrigen Bekannten waren nach Verhältniß wohl und munter bis auf den Bürgermeister, welcher gestorben war und das Geheimniß, daß er Joachim's Vater sei, mit in das Grab nahm.

An bedeutenden Schöpfungen war nichts entstanden als der Tempel des Apollo, welchen man mit Zuhülfnahme der von Raphael zu dem Neubau entworfenen Zeichnungen, der geringeren Geldkosten wegen, in dem Material-Schuppen so gut es gehen mochte, hineingebaut hatte.

Der Baumeister konnte also, wenn er in seine Vaterstadt kam, die Freude genießen, welche Baumeistern gewöhnlich, oder doch sehr oft zu Theil wird; daß sie nach aller Mühe und allem Fleiß, welche sie auf einen Entwurf verwenden, denselben entweder gar nicht erbaut sehen oder so verstümmelt, daß er durchaus nicht mehr zu erkennen ist.

Diese heimliche Freude war Raphael noch vorbehalten, da er seit einigen Jahren durch ein lästiges Dienstverhältniß in der Residenz gefesselt, nicht in seine Heimath hatte kommen können, und obgleich er durch seines Bruders Briefe schon darauf vorbereitet gewesen, war der Eindruck nicht minder niederdrückend, als er das Prachtgebäude zuerst sah, und es in Gedanken mit seinem meisterhaften Entwurfe verglich. Dies war eins von den vielen baulichen Leiden, die er allein zu tragen hatte, denn außer seinen Freunden, fühlte Niemand, was ihn quälen mußte.

Das Verhältniß Friedrich's zu seinem Vorgesetzten, dem Rektor Schinkenius, gestattete sich seit Liddy's Verheirathung mit dem Kämmerer viel besser, auch war er zum Lehrer der höheren Klassen gestiegen.

Sein Vater Wolfgang, dem die an sich nicht üble Stimme Adelaidens zusagte, war bemüht gewesen, die-

selbe möglichst auszubilden, so daß ihr Gesang jetzt in keinem Vergleich mehr mit dem damaligen stand, als sie Raphael:

„Kennst Du das Land ꝛc.“

vorgesungen hatte.

Eines Sonntags erging sich die halbe Stadt auf der vor Kurzem neu angelegten Kunststraße, welche die Residenz mit einer andern Stadt verband und durch Weiler gelegt worden war.

Der Ober-Bürgermeister so wie der Magistrat, hatten sich zwar möglichst gegen diese Anlage gesträubt, und zwar mit größtem Recht, versteht sich von selbst. Sie sagten nämlich dagegen:

„Früher als unsere Wege so elend waren, daß man namentlich im Frühjahre und Herbst jeden Augenblick Hals und Bein brechen konnte, zerbrach doch häufig ein Wagen und mancher Fremde mußte auch deshalb, weil es unmöglich war in der Nacht zu fahren, in unserer Stadt übernachten, und oft mehrere Tage verweilen, weil der Schmidt und Stellmacher im Einverständnisse mit dem Gastwirthe, das Zerbrochene nicht gleich herstellte, welches alles den Einwohnern Vortheil brachte, jetzt aber, wenn eine Kunststraße angelegt wird, fahren die Fremden blos durch, was uns offenbar gegen die früheren Verhältnisse in Nachtheil setzt. — Ferner, wenn wieder der Feind in das Land kommen sollte, so ist er, vermöge der Kunststraße viel eher und öfter bei uns, als ohne dieselbe. Jeder Unbefangene sieht sogleich ein, daß der Staat im höch-

sten Grade Unrecht hatte, der Stadt Weiler einen essberen Weg aufzudringen.“

Auch waren dies die angeführten Mängel nicht allein. „Früher waren alle Pferde und Wagen der Umgegend unbeschlagen gewesen, jetzt mußte auch diese Ausgabe und dazu das schwere Kunststraßengeld erlegt werden, wer kann es also den Bürgern von Weiler verdenken, daß sie darüber wüthend waren, als alle Gegenvorstellungen nichts halfen.“

Da die erwähnte Kunststraße neu angelegt war, so konnten die Bäume, welche man darauf gepflanzt, noch nicht herrngewachsen sein, um den Spazierenden Schatten zu geben. Aber es waren die einzigen in der gänzlich baumlosen Gegend, und jeder Spaziergänger hatte deshalb noch den Vortheil, da sie keinen Schatten gaben, so viel davon bei jedem Baume zu denken, als er irgend Lust dazu hatte. Deshalb pries auch ganz Weiler den wunderschönen Gang nach dem nächsten Dorfe, und alle, welche auf Verordnung des Arztes, oder aus Hypochondrie täglich bei Sonnenschein, Wind und Regen, ihre gewisse Zeit liefen, wählten die neu angelegte Kunststraße. Einen einzigen Nachtheil hatte die Anlage aber doch, und der war wesentlich.

In Weiler scheute man sich nämlich ungemein einander zu begegnen, weil der eine dann grüßen, und der andere danken mußte, welches doch im Ganzen sehr unbequem ist; auch könnte man leicht jemanden grüßen oder jemandem danken, der es gar nicht verdient. Deshalb hätten die Einwohner von Weiler lieber ge-

wünscht, auf der Kunststraße wären so viele Alleen gepflanzt worden, als Einwohner in der Stadt waren, damit jeder seine eigene gehabt hätte, wo er Herr und des Grüßens und Dankens überhoben gewesen wäre. Gern hätten die Einwohner eine solche Anlage aus eigenen Mitteln der Kunststraße noch beigefügt, da die Menschen immer lieber anflicken, als neu anlegen, allein eine oberflächliche Berechnung der Kosten hatte sie davon zurückgeschreckt, obgleich man sonst sehr für öffentliche Anlagen war, wie wir bei dem Tempel des Apollo im Material-Hause bereits gesehen haben. Man wußte sich aber zu helfen, durch ein stillschweigendes Uebereinkommen, gingen alle zum Thore Hinauswallenden rechts, einer hinter dem andern, wie die Gänse gehen; alle aber welche zurück wollten, gingen links, eben so hinter einander, ohne daß einer aufgesehen hätte; hierdurch verloren sie zwar den Anblick der wunderschönen, ganz ebenen, fruchtbaren — Wüste; allein man brauchte sich doch gegenseitig weder zu grüßen, noch auszuweichen.

An einem Sonntags-Nachmittage also war es, wo die halbe Bevölkerung Weilers, im brennenden Sonnenschein, alle auf der rechten Seite, geduldig einer hinter dem andern sich in höchster Lust, den Durst ausgenommen, erging.

Da sah man plötzlich einen Reisewagen, wie alle Reisewagen sind, nach Weiler fahren.

Die Ersten blieben stehen, denn sie mußten doch wissen, wer im Fuhrwerk säße. Da aber die Vorder-

sten still standen, mußte die ganze Colonne bis Weiler Halt machen.

Die Fremden im Wagen aber, welchen der Zug auffiel, machten einander aufmerksam, steckten die Köpfe heraus, und so kam es, daß der Kutscher plötzlich halten mußte, Raphael und Carl aus dem Kutschenschlage sprangen und durch das Herausreißen von Susanne und Friedrich aus der schön geordneten Reihe, diese für einige Augenblicke gänzlich in Unordnung brachten.

Um nun nach den nöthigen Begrüßungen nicht von den Spaziergängern aufgehalten zu werden, führte Raphael die Mutter zuerst an den Wagen, stellte ihr Fornarina ohne Umstände als seine Braut vor, schob Susanne alsdann in den Wagen hinein, damit die Frauen sich gehörig gegeneinander aussprechen könnten, er aber, Carl und Friedrich gingen nebeneinander auf der linken Seite des Weges der Stadt zu, welches gegen alle hergebrachte Sitte war; denn eigentlich hätten sie erst bis zum nächsten Dorfe gehen und von da aus links zurückkehren müssen.

Die andern Spaziergänger aus der Stadt, nachdem sie ihre Reihe wieder geordnet, auch die Nächsten wohl so glücklich gewesen waren, manches Wort was am Wagen gesprochen wurde, aufzuschnappen, gingen in geregeltem Schritt und brennender Sonne, dem nächsten Dorfe und den vielen Schüsseln mit dicker Milch entgegen, welche man dort zu finden hoffte.

Da die Fuhrmannspferde sehr müde waren, folglich der Wagen sehr langsam fuhr, hatten Susanna, Fornarina und Carl's Mutter vorläufig Muße genug,

sich über die Hauptsachen zu verständigen. Es wurde also festgesetzt, daß die Fremden einstweilen bei Balgs wohnen sollten, das Andere würde sich alles von selbst finden. —

Die beiden Brüder mit Carl waren rasch zugeschritten und deshalb eher in die Stadt gekommen als die andern. Zufällig trafen sie den alten Wolfgang noch zu Hause, welcher an dem Spazierengehen in Reihe und Glied kein Gefallen fand, und lieber dafür etwas in Musik setzte. — Er war durch Raphael's Briefe zwar vorbereitet, daß dieser kommen würde, freute sich aber auch zugleich aufrichtig, als Carl ihm seinen Entschluß bekannt machte, sich mit seiner Mutter in Weiler niederzulassen.

Indessen war der Wagen mit den Frauen gekommen, und Wolfgang fiel wie aus den Wolken, als Susanne ihm Fornarina als die Braut Raphael's vorstellte. —

Das kleine Haus wurde eiligst von oberst zu unterst gekehrt, um es den unvermutheten Gästen so heimisch wie möglich zu machen.

Durch die Ankunft zweier gänzlich fremden Damen, wovon die eine ungeheuer r e i ch und eine geborne Italienerin, Spanierin oder Engländerin sein sollte, welches übrigens ganz gleich galt, wenn sie nur recht weit herkam, war den Klatschkaffees und Klatschthees eine solche Menge Stoff zum Verarbeiten gegeben, daß man nichts wie Damen, von ihren Mägden begleitet, in die Abendgesellschaften gehen sah, und so ging es drei Tage lang, weil man immer mehr erfuhr und

endlich auch, daß die reiche Frau mit dem Kinde, Raphael Balg's Braut sei, welche er aus einer Räuberbande, Zigeunerbande, Musikantenbande oder Schauspielerbande gerettet hatte; eine Bande war es jedenfalls gewesen.

Nachdem sich alle gegen einander im Balgschen Hause, wozu auch jetzt Soda's gehörten, gehörig ausgesprochen hatten, und alle nöthigen Besuche und Gegenbesuche abgethan waren; nachdem man festgesetzt, daß in drei Monaten Raphael's Hochzeit sein sollte und Carl feierlichst als Zeichnenlehrer im Apollo-Tempel angenommen und eingeführt war, auch nebenbei für einen mäßigen Preis die Gesichter der halben Stadt abzumalen bekam; lebten unsere Freunde einige Wochen lang das Leben, welches deshalb keiner Beschreibung fähig ist, weil man durchaus nichts Merkwürdiges daran zu beschreiben findet, als höchstens, daß von allen Seiten die Vorbereitungen zu Raphael's und Fornarina's Polterabend und Hochzeit angefangen wurden.

Das erste Dienstgeschäft, welches dem genialen Baumeister Raphael zufiel, war eine genaue Untersuchung über 6⅗ Fuß Bauholz, welche ein benachbarter Förster zu viel an seinem Schweinekofen verwendet haben sollte, und welches derselbe demnach zu ersetzen hätte.

Raphael, dem sehr wohl bekannt war, daß, wie die ganze Welt nur aus einzelnen kleinen ineinandergreifenden Theilen besteht, so auch jedes große Geschäft aus damit zusammenhängenden unendlich unbe-

deutenden Geschäften bestehen müsse, entledigte sich dieses und anderer gleich wichtiger Aufträge zur vollkommensten Zufriedenheit. Am meisten dauerte ihn die unendlich kostbare Zeit, denn häufig mußten 3 bis 5 Meilen gefahren werden, um das Resultat zu gewinnen.

Bald zeigte sich ebenfalls Gelegenheit für ihn, den in der Provinz herrschenden religiösen Kunstsinn kennen zu lernen.

Auf einem Dorfe in der Nähe der Stadt, sollte die dem Einsturz drohende Kirche wieder hergestellt werden. Raphael war beauftragt die Sache zu untersuchen, darüber zu berichten, so wie eine Uebersicht der erforderlichen Kosten zu liefern. Er begab sich deshalb an Ort und Stelle, aber hilf Himmel! was bekam er zu sehen? Die Kirche, welche wohl ehemals recht schön gewesen sein mochte, sah Allem jetzt eher ähnlich, als einer Kirche. Die ehemaligen mit äußerster Sorgfalt aus glasirten Mauersteinen gearbeiteten Verzierungen waren alle abgehackt und die dadurch entstandenen Löcher auf das Elendeste durch Bruchstücke von Mauersteinen ersetzt. Damit vermuthlich sogleich in die Augen fiele, was die neueste Zeit daran gethan, hatte man sich absichtlich gar nicht die Mühe gegeben, die weißen Kalkstellen nur einigermaßen mit dem Uebrigen gleichfarbig zu machen, sondern man hatte sie recht grell und unregelmäßig stehen lassen.

Der Haupteingang, ehemals ein sehr schönes Portal, war durch einen Vorbau aus dem elendesten auch bereits vermoderten Fachwerke, verdeckt, übrigens auch alle Verzierungen daran, wie sich von selbst

versteht, zertrümmert. Das Dach war gänzlich ruinirt, und schon aus allem diesen hätte man schließen können, wie es im Innern aussehen müsse, allein man täuschte sich dennoch, denn dies übertraf alle Erwartung. Die Gewölbe waren längst verschwunden und hatten einer elenden aus unbehauenen Stämmen bestehenden Balkendecke Platz gemacht, woran die Balken mit Kiehnruß, die Balkenfelder aber mit der ekelhaften Kalkweiße, wie die Wände angestrichen waren. Der auf allen Stellen durch darunter befindliche Gräber versunkene Fußboden bestand aus allen möglichen Arten Gestein, zum Halsbrechen, und nur in einigen der äußersten Winkeln sah man noch Spuren eines schönen Mosaikpflasters, das die dummen und bigotten Vorfahren mit schwerem Gelde hatten machen lassen; damit ihr Gotteshaus doch besser wie ein Stall, für beliebige Hausthiere, aussehen möge.

Jetzt war in der ganzen Kirche kein solches Bestreben zu erkennen. Die Bänke waren zerstört und zerbrochen, die Kanzel und den Altar konnte man kaum noch vor Schmutz erkennen, und doch wurde in diesem Neste Gottesdienst gehalten.

„Wie ist es möglich,“ fragte Raphael den Pastor, einen würdigen alten Mann; „daß so viele Jahrzehnde hier nichts zur Verbesserung geschah.“

Der alte Pastor zuckte die Achseln, und meinte „die Umgegend wäre reich genug dazu, aber zu den Eingepfarrten gehörten auch viele Pächter, welche verpflichtet wären die Kosten aufzubringen, da aber eben Letztere kein Interesse an dem Kirchenbau hätten, und

nur wünschen müßten, daß während ihrer Pachtzeit nichts gebaut würde, damit sie weder Mühe noch Auslagen davon hätten, so suchte man auf alle Weise jeder Baulichkeit, des Geldes wegen, auszuweichen; woraus sich der elende schandbare Zustand des Gotteshauses leicht erklären ließe, da man in jetziger Zeit wohl nur mit seltenen Ausnahmen Gemeinden fände, die für den Bau ihrer Kirche auch nur die geringsten Opfer brächten.

„Ja!“ fuhr der alte Pastor fort, „man hat mir häufig auf meine Anträge folgende Antwort gegeben:

„Es ist uns gänzlich gleich wie die Kirche aussieht, denn eine schöne Kirche zerstreut nur die Andacht.“

Von dieser Seite hatten die guten Eingepfarrten nichts zu fürchten, wie sie aber in einem so elenden ekelhaft widerlichen Orte nichts desto weniger andächtig sein konnten, ist wohl noch vielmehr zu verwundern.

Gleichzeitig war Raphael durch die vorgesetzte Behörde aufmerksam gemacht worden, nur die allerdringendsten Kosten zu berechnen. Was war aber hier das Dringendste, wo streng genommen das ganze Gebäude so gut wie neu hätte hergestellt werden müssen? Unwillkürlich traten Italiens und Süddeutschlands prächtige wohlerhaltene Kirchen vor Raphael's Seele. Welcher Unterschied, und leider konnte dieser mächtige Unterschied an allen Kirchen der Provinz bemerkt werden, in welcher Raphael sich jetzt befand, die untergeordnetsten Ställe im Dorfe waren gemeinhin besser in Ordnung als die Kirchen.

Betrübt ging der Baumeister an die vorgeschriebene Arbeit, mit Unmuth vollendete er sie, und hatte keinen Dank davon.

Die erste Kostenberechnung war viel zu hoch, die zweite um die Hälfte geringer, nachdem man nur Dach und Fußboden auszubessern beschlossen hatte. Als aber das Ganze fertig war, und die guten Eingepfarrten sahen, daß die Kirche durchaus kein besseres Ansehen gewonnen, wie sie sich eingebildet hatten, meinten sie: „Raphael möge wohl ein guter Zeichner und Theoretiker sein, aber Praktiker wäre er gar nicht, denn wenn er mit einer so großen Summe nur Fußboden und Dach herstellen könne, so würden sie für dasselbe Geld wenigstens eine ganz neue Kirche gebaut haben.“ —

Die Summe belief sich aber nur auf etwa 200 Thaler, welche jeder Pächter der Umgegend ohne Umstände im Boston oder Würfeln an einem Abende verspielt hätte, nur für den Kirchenbau schien sie ihnen ungeheuer, obgleich auf jeden kaum ein Zehntheil davon als Beitrag kam.

Raphael fehlte noch die Ruhe, welche bei solchen Gelegenheiten erforderlich ist, Ruhe kann man es eigentlich auch nicht nennen, sondern besser vollkommene Gleichgültigkeit. Er wußte noch nicht, daß ausführende Baumeister, wie die Tauben, keine Galle haben dürfen. Deshalb war er kindisch, sich über dergleichen Unverstand zu ärgern, und leider blieb es sein Lebenlang dabei, daß er sich über so etwas ärgern konnte,

die Büffelhaut der Gleichgültigkeit, welche von nichts durchdrungen wird, wollte bei ihm nie wachsen.

Auch den Kunstsinn der Gutsbesitzer kennen zu lernen, wurde ihm vergönnt.

Ein Edler vom Lande beabsichtigte große Verschönerungs-Entwürfe, und bat daher Raphael schriftlich, er möge sich an einem bestimmten Tage zu ihm bemühen, welches auch geschah.

Das Gut des Edlen lag in einer jener reizenden, fruchtbaren Wüsten, wo man bis zum Horizonte rings herum keinen Berg, keinen Hügel, kein Wasser, keinen Wald, keinen Baum, überhaupt keine Abwechselung sieht, als Himmel und Feld.

Am Dorfe und in der Nähe des Gehöftes, standen noch einige alte Linden und hohe Sturmeschen, der Edle aber, wie Raphael später erfuhr, wollte sie abhauen lassen, da sie für den Gras- und allerhand andern Wuchs schädlichen Schatten verbreiteten, was auch unstreitig die Gegend noch reizender wird gemacht haben, wenn man gar keinen Baum mehr zu sehen bekam.

Raphael, welcher überall von dem großen Reichthume des Edlen hatte sprechen hören, bemerkte, daß die Wirthschafts-Gebäude auf elenden oder eigentlich gar keinen Fundamenten, in Dünger und Schlamm vergraben waren, übrigens zeigte sich nirgends eine Spur des Bestrebens irgend etwas für das Auge und den Schönheitssinn Gefälliges zu bieten. Allein bemerkbar machten sich entsetzlich hohe Strohdächer auf entsetzlich niedrigen Gebäuden.

Raphael vermuthetete, daß er nur auf eins der Vorwerke bestellt worden sei, denn nirgends entdeckten seine Augen eine Art Wohngebäude, worin ein gebildeter und namentlich ein reicher Mann zu wohnen scheinen konnte. Nachdem er quer über den Wirthschaftshof auf einem von Dünger bedeckten schlechten Pflasterdamme gefahren war, hielt der Wagen vor einem langen, niedrigen, mit hohem Strohdache versehenen Hause, welches er etwa in Süddeutschland für ein schlechtes Gesindehaus, und anderswo für eine große Kathenwohnung gehalten hätte. Der Wirthschafter kam ihm gut gekleidet entgegen, und nöthigte ihn abzusteigen.

„Ist der Herr schon hier,“ fragte Raphael.

„Schon hier? Herr Balg, der ist immer hier; das ist sein Schloß!“

„So!“ sagte der Baumeister gedehnt, „das ist ein Schloß? — und dabei fielen ihm alle Schlösser Böhmens, Oestereichs, Tyrols und Italiens reizende Landhäuser bei, worin keineswegs immer vornehme und reiche Leute wohnen.

Raphael sank der Muth, wenn er an seinen in allen Ländern bestätigt gefundenen Wahlspruch dachte:

„Wie der Mensch wohnt, so ist er.“

Er hatte früher den Edlen in prachtvoller Equipage mit vier der schönsten Pferde und reicher Livrey fahren sehen, und konnte es durchaus nicht zusammenreimen, daß derselbe reiche Mann in einer so elenden Höhle wohnen könne.

Den Fußboden des Hausflures bedeckte ein ganz

gewöhnliches, sehr ausgetretenes Pflaster von gebrannten Mauersteinen, ohne alle Sorgfalt, ohne allen Schmuck, wie es in der schlechtesten Stadt-Küche zu finden ist. Die Wände und Decke boten keine ebenen Flächen dar, sondern waren krumm und schief, und nach norddeutscher Art al fresco gemalt, das heißt mit Kalkweiße überschmiert.

Kaum aber traute Raphael seinen Augen, als die Thüre nach dem ersten Zimmer sich öffnete.

Man sah hier durch eine Reihe Stuben, welche mit dem größten Luxus meublirt waren. Die holprigen Dielen waren mit Teppichen belegt, in den sehr niedrigen Stuben hingen Kronenleuchter, welche kaum gestatteten, daß ein mäßig großer Mann unter ihnen hinweg gehen konnte. Die einzelnen Meubles waren höchst kostbar, aber es sah aus, als wären sie in manigfaltigen öffentlichen Versteigerungen zusammengekauft.

Nachdem man mehrere Zimmer durchwandert, vermuthlich um dem Baumeister einen hohen Begriff beizubringen, welcher aber alles das bereits früher viel besser und schöner gesehen, erschien der Hausherr, ein Fünfziger, modisch gekleidet und von sehr stolzer Haltung.

Die erste herablassende Frage des Edlen war: ob Raphael sich wohl getraue in den Geschmack des Besitzers einzugehen, und eine Schloßkapelle einrichten könne, da die Kirche entfernt, und seine Frau, welche an Nervenschwäche leidet, dieselbe nicht zu besuchen im Stande wäre.

Bei dieser höchst verbindlichen Anfrage wurde

Raphael roth im ganzen Gesichte, er schämte sich in der Seele des Fragenden; dann gab er die Versicherung, daß er wohl glaube im Stande zu sein, den Wünschen Sr. Hochwohlgeboren nachzukommen, und bat, ihn mit den näheren Bedingungen bekannt zu machen. Er war für sich überzeugt, daß von einer ganz neu einzurichtenden Schloßkapelle die Rede wäre, vielleicht im Garten oder in einer angenehmen Parthie des Parks, oder anderswo an einem schicklichen Orte; allein hierin sah er sich gewaltig getäuscht.

„Von den Räumen hier unten im Hause!“ fuhr der Edle fort; „können wir keinen einzigen missen. Die Schloßkapelle muß also in der Bel-Etage angelegt werden.“

„In der Bel-Etage?“ fragte Raphael erstaunt; „wo ist die? ich glaube gleich über diesen Zimmern das ungeheure Strohdach bemerkt zu haben.“

„Ganz Recht, im Dache soll auch die Capelle angelegt werden. — An den beiden Giebelseiten geht es aber nicht, da wohnt Hofmeister und Gouvernante, ganz in der Mitte des Gebäudes geht es auch nicht, da befindet sich der Räucherboden, welchen wir weder missen, noch verlegen können. Deshalb wäre die beste Stelle, wenn man die kleine Capelle unmittelbar neben dem Räucherboden anlegte, und da sie von den Seiten her keine Fenster erhalten kann, sie durch eine Oeffnung von oben erleuchtete, was eine sehr gute Wirkung macht, wie ich auf meinen früheren Reisen an dem Treppenhause des Schlosses zu Weimar und an dem mittelsten Saale im Berliner Museum gesehen habe.

In Italien, bester Freund, sollen ja auch eine Menge solcher Säle von oben beleuchtet sein.

Raphael, den der enorme Kunstsinn des Edlen zu belustigen anfing, erwiderte:

„Das Beste wird wohl sein, wenn wir uns den dazu bestimmten Platz ansehen, dann kann ich Ihnen eher mein Urtheil sagen.“

Der Edle, Raphael und der Wirthschafter, welcher sich als wichtige Person benahm, gingen deshalb durch eine Reihe anderer Zimmer nach dem Hausflure zurück und stiegen eine vollkommene Hühnersteige hinauf.

„Hier kommt wohl eine neue Treppe?“ fragte der Baumeister.

„Das wird gar nicht nöthig sein, sie ist erst vor vier Jahren neu gefertigt worden, nach meiner Angabe, steigt sie sich nicht äußerst bequem?“

„Ganz außerordentlich! — nur könnten die Steigungen etwas niedriger, und die Auftritte etwas breiter sein. Ich glaube bei dem Heruntersteigen wird sie nicht so bequem sein“

„Doch, bester Freund! — So, nun sind wir oben, sehen Sie hier, das ist der Räucherboden; und hier, unmittelbar daran, soll die Kapelle kommen, sehen Sie, so verlieren wir keine der nützlicheren Räume im Hause; das habe ich mir alles allein ausgedacht, oft geprüft, oft verworfen, ich konnte manche Nacht vor dem Gedränge der Erfindung in meinem Kopfe nicht schafen.“

„Das will ich Ihnen wohl glauben, denn große,

wichtige Entwürfe nehmen unsere ganze Seele in Anspruch.“ —

„Ganz Recht, so ging es mir. Meine Gemahlin bestand auf den Capellenbau. Außer dem Hause sollte sie nicht liegen. Angebaut konnte sie nicht werden, von den innern Räumen ließ sich keiner entbehren, also weiß ich keinen bessern Platz, als diesen.“

„Wenn die Umstände so sind, weiß ich auch keinen bessern,“ entgegnete der Baumeister lächelnd.

Nachdem man sich nun über diesen wichtigsten Punkt geeinigt, gab Raphael dem Edlen die nöthige Anweisung, wie der Bau mit den möglichst wenigsten Kosten durch den Dorfmaurer und Zimmermann herzustellen sei, denn er selbst mochte mit diesem Prachtbau nichts zu thun haben, und nun führte der Edle seinen Gast in den Garten. Hier waren nur nach der Schnur angelegte Obstbäume zu sehen wie in einem Küchengarten. Vor der Thüre des Speisezimmers und Gartensaales befanden sich 20 bis 30 Beete mit Blumen, welche aber offenbar mehr des daranstoßenden Bienenhauses wegen, als zur Zier angelegt waren.

„Blumen, mein Lieber,“ hob der Edle an, „sind nach dem System der rationellen Landwirthschaft eigentlich so gut wie Unkraut, man muß ihrer daher nur so viele und solche pflanzen, welch nutzbar sind, sonst sind sie das Land nicht werth, worauf sie stehen.“

„Welch schöner großer Birnbaum!“ hob Raphael an, auf den einzigen großen Baum im Garten deutend.

„Ja,“ begann der Wirthschafter, „der hat schon lange umgehauen werden sollen, da er so viel Schat-

ten giebt und rings herum nichts wachsen will, aber er ist 60 Jahre alt, am Geburtstage der gnädigen Frau gepflanzt und deshalb — “

Hier unterbrach er seine Rede, von einem wüthenden Blick des Edlen erschreckt.

Was würde die nervenschwache Edle erst gethan haben, wenn sie gehört hätte, wie leichtsinnig der Wirthschafter die Kunde ihres Alters Preis gab.

Nun ging die Reise in das Feld, wo Raphael zwei Stundenlang landwirthschaftliche Vorlesungen geduldig mit anzuhören schien, während dem er aber seine Gedanken ganz wo anders hatte; denn seine Fornarina und Italien schwebten ihm vor, und er hörte nur zuweilen einzelne Worte, wie Vollblut, Humus, Thierkräfte, Menschenkräfte, Wochenlohn, aber nur so oben hin. — Als er eben auf den Dächern der ehemaligen Villa Fornarini spazierte, den Vesuv und das Meer abwechselnd sich vorstellend, fragte ihn der Edle plötzlich:

„Was meinen Sie dazu?“ —

Raphael, der natürlich gar nicht wußte wovon die Rede war, sah ihn verblüfft an, und stotterte:

„Ich? — O Sie haben ganz Recht!“ —

Ein Gelächter, welches beide Begleiter begannen, belehrte ihn, daß er irgend eine Albernheit gesagt, weshalb er sich vornahm, künftig dem Gespräche besser zu folgen.

„Ich meine,“ sagte der Edle, „ich hätte noch nie einen Baumeister gefunden, der etwas getaugt hat, und das geben Sie mir so ganz ruhig zu? Das ist allerliebst. — Nun ist es wohl Zeit zum Mittagsbrodte,

kommen Sie, ich höre schon die Glocke, wir müssen eilen, wenn wir noch etwas bekommen wollen.«

Es wurde zu Tisch gegangen, die Dame vom Hause, eine große, magere, offenbar so alte Frau, wie der Birnbaum im Garten besagte, und wenigstens 10 Jahre älter als ihr Gemahl, bemächtigte sich bald des Gespräches, das sie sehr lebhaft führte, und wendete sich zu Raphael.

»Sie glauben nicht, Herr Balg, was mir die Ausmittelung eines Raumes für die Anlegung der Capelle Tag und Nacht für Sorge und für schlaflose Nächte gemacht hat, und es ist mir sehr lieb, daß Sie sogleich in meine Idee eingingen, als mein Gemahl sie Ihnen mittheilte.«

Raphael horchte hoch auf, als er erfuhr, daß jedes der Ehegatten die außerordentliche Erfindung des Anbaues an dem Räucherboden in Anspruch nahm.

»Wie denken Sie denn die inneren Verzierungen anzubringen?« fragte die Edle.

Raphael entwickelte nun, wie er es unter obwaltenden Umständen am besten fand, Mancherlei, aber die Dame schüttelte zu Allem mit dem Kopfe; endlich begann sie:

»Nun will ich Ihnen sagen, wie ich mir es ausgedacht und wie es werden soll. — Sehen Sie, der Raum selbst, Decken und Wände werden ganz angeweißt, unser Dorfmaurer und Zimmermann werden das alles sehr gut ausführen, denn es sind sehr praktische Menschen, obgleich sie weder lesen noch schreiben können. Bilder und Verzierungen, wie Sie mei-

nen, würden nur stören. Der Altar und die Betstühle ganz einfach, denn für meinen Gemahl und mich werden Ruhekissen ausgebreitet, und wenn die andern nur sitzen können, so ist das wohl genug. Aber oben, wo qie Beleuchtung durch die Decke fällt, soll in den Glasscheiben mit Glasmalerei unser Familienwappen angebracht werden. — Kennen Sie unser Wappen? Es ist ein goldnes Elend, im silbernen Felde, und stammt von einem unsrer Vorfahren, welcher enragirt dem Elende nachjagte."

Raphael, dem nunmehr die Sache langweilig wurde, die ihn im Anfange belustigt hatte, begann immer einsilbiger zu werden, was auch nicht schadete, indem die Edle immerfort sprach, denn da sie auf den alten Glanz ihres Hauses gekommen war, blieb sie auch dabei, bis nach dem Kaffee der Baumeister die Heimreise antrat.

Er vergönnte seinen Gedanken freien Zutritt und verglich das seit seiner Ankunft in der Heimath geführte Kunstleben mit dem, was er in ungebundener Freiheit in Italien durchlebt und welche Hoffnungen ihm in dieser Hinsicht jetzt überhaupt aufblühen würden.

An den alten Schlössern und Burgen war ihm die Capelle immer als Hapttheil der Gebäudegruppe erschienen, das jetzige Geschlecht wollte sie auf den Boden unter dem Strohdache an der Räucherkammer verlegen.

Verstimmt kam er zu Hause an und erst als er den Seinigen das heute Erlebte erzählt und Carl es

ganz in der Ordnung und sehr belustigend fand, wurden seine Mienen heiterer.

„Ach meine Fornarina! wie bedaure ich, daß Du durch mich hier gefesselt wirst, wie sollst Du den Wechsel in der Länge tragen.“

„Mein Raphael!“ entgegnete jene, „wo Du Dich glücklich fühlen wirst, werd' ich es auch, sei es hier oder anderswo!“

Inzwischen langte ein Brief von Joachim an, worin er schrieb, daß Marie vor Kurzem vom Heimweh und zwar mit solcher Stärke befallen worden sei, daß die Ärzte keine andere Rettung für sie gewußt hätten, als sie sogleich nach Tyrol reisen zu lassen, worin er gewilligt, da die Aufstellung der Statue des Feldmarschalls, deren Beendigung ganz nahe sei, ihn verhindere seine Frau zu begleiten. Zu Raphael's Polterabend und Hochzeitstage wollte er jedoch versuchen sich die Zeit zu erobern, um dem Feste beiwohnen zu können, und die alten Freunde wieder zu sehen. Uebrigens schien aus einzelnen Andeutungen hervorzugehen, daß die Trennung von Marien länger dauern würde, denn Joachim hatte ihr ein bedeutendes Jahrgeld ausgesetzt, so daß es den Anschein hatte, als wollten sie künftig getrennt von einander leben, ohne deshalb großes Aufsehen in der Welt zu machen, welches um so leichter glaublich war, da sie keine Kinder hatten, und beide gegenseitig nicht zu einander paßten.

Polterabend und Hochzeit.

Mittlerweile war Raphael's Hochzeitstag herbeigekommen, drei Tage vorher erschien Joachim zur größten Freude seiner Freunde. Seine Feldmarschalls-Statue in der Residenz war aufgestellt worden, aber eine hämische Kritik hatte ihm alle Lust daran verdorben. Er brachte auch die Nachricht von Maulwurf mit, daß derselbe wahrscheinlich unheilbar wahnsinnig bleiben werde. Um sich besser gegenseitig aussprechen zu können, gingen die Freunde viel zusammen aus.

Auf einem solchen Spaziergange kamen sie bei dem Kirchhofe vorbei, und sahen über die Mauer den alten Todtengräber graben. Friedrich, der sich seines Gespräches am Polterabende mit ihm erinnerte, erzählte seinen Freunden davon, was ihm erinnerlich war, und sie beschlossen den Alten anzureden.

Nachdem sie sich um ihn herumgestellt, und ihm eine Weile zugesehen, ohne daß er sie eines Blickes gewürdigt, gab ihm Joachim ein Geldstück und sagte:

„Da Alter, trink auf unsere Gesundheit!“

Nun blickte der Alte in die Höhe, grinzte und sprach:

„Dank junger Herr, ich wollte, daß Sie der Schlag auf der Stelle rührte, da wären Sie das ganze Lumpenleben mit einemmale los, und ich hätte eine schöne Leiche mehr zu begraben.“

Hierauf blickte er Joachim länger in das Gesicht und fuhr fort:

„Ich kenne Sie wohl, junger Herr, Sie heißen Joachim Veith, und Ihr Herr Vater, der Oberbürgermeister, wurde voriges Jahr dort unter dem schönen Leichenstein begraben. Und Ihre Mutter, die Caroline Stein, liegt da drüben an der Mauer in der Ecke, war ein schmuckes Mädchen, habe sie auch begraben, es mögen jetzt einige dreißig Jahre sein.“

Joachim war tief erschüttert, das ihm bisher unenthüllte Geheimniß seiner Geburt lag offen vor seinen Augen. Er sah seine Freunde an, diese senkten die Augen, ein Beweis, daß sie darum wußten, aber aus Schonung hatten sie bis jetzt nicht davon gesprochen.

„Führe mich zu meiner Mutter Grab, alter Freund.“

Der Alte nahm ihn bei der Hand, führte ihn an die bezeichnete Stelle, wo ein mächtig großer Fliederbusch ein ganz eingesunkenes Grab beschattete, daß nur noch an dem eingesetzten Kopfsteine kenntlich war.

„Hat meine Mutter nichts mit in ihr Grab bekommen,“ fragte Joachim.

„Nicht daß ich wüßte! doch ja, eine kleine goldne

Kapsel. Der Herr Oberbürgermeister Seeliger schenkte sie ihr, — und da hatte sie eine Locke von Ihnen, junger Herr, hineingethan, als sie sterben wollte. Sie, junger Herr, wurden ins Waisenhaus geschickt, und waren damals ein Jahr alt. — Ja, ja! solch liebes Unglück kommt jetzt immer seltner. Ich dachte, ich würde Sie, junger Herr, damals schon unter meinen Spaten kriegen, aber Sie fraßen sich durch.“

„Lieber Alter, kannst Du mir nicht meiner armen Mutter Grab öffnen, ich möchte gern ein Andenken von ihr haben,“ sagte Joachim, indem er den Alten bei Seite nahm und ihm ein Goldstück in die Hand drückte.

„Alles liebe Unglück auf Ihr Haupt, junger Herr,“ entgegnete der Alte. „Es ist zwar ein gefährlich Ding, denn wenn es die Leute erfahren, bin ich um meinen Posten, und wenn er auch nicht viel einbringt, da der liebe Gott jetzt allen Leuten ein entsetzlich langes Leben läßt, so wäre es mir doch an meiner Ehre zuwider, wenn die Leute sagten: der alte Gottlieb ist abgesetzt worden. Aber wissen Sie was, junger Herr, übermorgen ist Polterabend in der Stadt, da haben die Leute zu viel zu thun, da bemerkt uns Niemand, kommen Sie übermorgen um 10 Uhr in der Nacht hierher, dann sollen Sie mich finden und Ihre Mutter auch. So hübsch wie vor 30 Jahren wird sie freilich nicht aussehen, aber wenn Sie das nur nicht stört, ich für mein Theil sehe nichts lieber als Leichen oder Gerippe.“

Joachim versprach zu kommen, drückte des Alten eiskalte Hand, daß es ihm schien, dieser wäre der

Tod selbst, ging zu seinen Freunden zurück, welche indeß Leichensteine besehen hatten, um nicht zu stören, und einsilbig wurde in die Stadt gegangen.

Den Tag vor dem Polterabende hatten Susanne, Fornarina und Adelaide so viel im Balgschen Hause zu schaffen, die Männer waren ihnen dabei überall so im Wege, daß sie diese baten auszugehen, weil sonst nirgends anzukommen wäre. Deshalb wanderte Vater Wolfgang mit unsern vier Freunden und dem kleinen Raphael die Kunststraße entlang nach dem nächsten Dorfe. Nachdem sie den Gasthof erreicht und sich in einer der Gartenlauben niedergelassen hatte, begann Wolfgan:

„Da wären wir! alle zusammen in Fried' und Freude, in Treu und Einigkeit, wie es wohl selten im Menschenleben gelingt, daß Seelenfreunde so zusammenbleiben, wie es Euch, lieben Kinder, bis jetzt gelungen ist — Seht, wie lieblich die Wolken anfangen sich zu röthen, der Abend ist mild und ruhig, eine heitere Stille schwebt über der Gegend, und nur die Grille ist mit ihrem eintönigen Zirpen vernehmbar. Es ist eine eigne Sache, liebe Kinder, um die eintönige Musik, die in ihrem Unisono so ungeheure Wirkung macht. Der Wasserfall rauscht unisono, der Donner rollt unisono, und die Harmonie der Sphären muß nothwendig unisono schallen. — Vergebt mir diese musikalische Bemerkung, aber ich höre in allem Musik, wie sie ja auch wohl die höchste aller Künste ist, denn sie braucht zu ihrer Verständlichkeit nichts, als ein paar Ohren und ein empfängliches Gemüth und bedarf nicht

wie die andern Künste erst einer mehr oder weniger langen Vorbildung um sie zu erfassen. — Der gebildetste Componist erfreut sich an ihr wie das Kind und der Wilde. — Es ist heute so still, daß man kein besseres Wetter zu ungestörten Betrachtungen über die Zukunft wünschen kann, und da Ihr nun alle so zu sagen in dem Hafen der Ruhe eingelaufen seid, so wär' ich begierig zu wissen, wie Ihr Euer künftiges Leben zu verfolgen gedenkt. Was mich selbst anbelangt, so bin ich ein alter Mann geworden, dem es wie man es so nennt, niemals schlecht und niemals gut gegangen ist. Die Harfe, welche der Genius zur Begleitung meines Lebenstextes spielte, mochte wohl nur eine Saite haben, die Musik war demnach nothwendig unisono. Ihr aber, Kinder, habt mehr erlebt in Euren jüngern Jahren als ich. Wie denkst Du Dein künftiges Leben einzurichten, mein Sohn Friedrich?"

Dieser begann:

"Lieber Vater, so weit ich es übersehen kann, sind meine Lebensgränzen ziemlich eng gesteckt. Ich befinde mich in einer Lage, die meine Lebensharfe, wie Du eben sagtest, wohl auch unisono stimmen wird. Wenn ich aber einen Wunsch wagen dürfte, so wäre es der, daß meine poetischen Arbeiten einst ihr Glück machten."

"Sehr bescheiden und mäßig gewünscht, mein Sohn, deshalb bin ich überzeugt, daß Dir Erfüllung gewährt wird; und Du Raphael?"

"Mir geht es wohl wie Friedrich, lieber Vater, nach dem zu urtheilen, wie es mir bisher ergangen, wird auch mein Leben eintönig. Mein Amt zwängt

mich in enge Gränzen, und wenn ich nicht in anderer Weise meine Kunst übte, so würde wohl diese auf keine Art gefördert werden.«

Joachim begann darauf:

»Den Genuß, welchen Reichthum geben kann, hab' ich genossen, und seine Leere erkannt. Die Freuden des häuslichen Glückes sind mir fremd geblieben. Die sogenannte große Welt gleicht einer hohlen Nuß, wo man keinen Ersatz findet, wenn man sich alle Mühe gegeben, die harte Schaale zu sprengen, um den Kern zu erlangen. Kein größeres Glück, als im Kreise gleichgesinnter Freunde, seine Kunst zu üben. — Deshalb will ich bei Ihnen bleiben, das Haus beziehen, wo mein Pflegevater gewohnt und im Uebermuthe der Jugend seine Meisterin und seinen Meister mit Kohle an die Gartenmauer malte; welche Zeichnungen das Glück genossen, daß sie noch heut zu Tage vorhanden sind, obgleich während der Zeit, wohl größere Meisterwerke zu Grunde gingen. Meiner Mutter will ich ein Denkmal mit eigner Hand ausarbeiten, vielleicht wird das mein letztes Kunstwerk sein, aber gewiß nicht mein schlechtestes. Mein Vermögen soll halb der von meinem Pflegevater errichteten Kunstschule, halb dem Waisenhause zufallen, in dem ich erzogen bin. — Fremd stand ich in der Welt, das Glück gönnte mir weder Vater noch Mutter zu kennen, dafür aber goß es sein Füllhorn über mich aus, mit allem wonach die Menge jagt, aber das gewährt mir keinen Ersatz, und nur die Liebe meiner Freunde ist es, die mir mein Leben erträglich macht.«

„Armer reicher Joachim!“ sagte Wolfgang, „Du hast leider Recht. Nun ist die Reihe an Dir, Carl.“

Dieser hatte in tiefem Nachdenken gesessen, woraus er bei des Organisten Frage erwachte und mit langsamem feierlichen Tone begann:

„Es giebt nur drei Dinge, welche uns auf ein Jenseits vorbereiten, und uns über das Alltagsleben zu erheben im Stande sind. Die Religion, die Liebe und die Kunst. Ich meine nicht das, was sie gewöhnlich so nennen, denn die Religion ist ihnen nichts weiter, als eine beliebig ausgedachte Form, die mehr oder weniger Anhänger zählt, nach Umständen. Die Liebe ist ihnen nichts als Geschlechtstrieb, und die Kunst nichts als Sinnenkitzel. Ich meine die Religion, die Gott und die Natur anschaut, die Liebe, welche über die Erde hinausreicht, und die Kunst, welche uns die Gottheit abspiegelt. — Diese Religion, diese Liebe und diese Kunst kann der Mensch überall ausüben, auch in Weiler; deswegen bleibe ich bei meinen Freunden. — Entweder das Geschick vergönnt uns bis an unser Lebensende hier zusammenzubleiben, in Eintracht und Genügsamkeit, oder wir werden wieder auseinandergerissen; in allen Fällen aber wollen wir geistig fest zusammenhalten, das fördern, was wir als unser Lebensziel erkannten, und den Nachruhm zu erreichen suchen, der, wie der alte Seelig sagte: das dunkle Gefühl der Unsterblichkeit in sich faßt.“

„Ihr habt Euch demnach,“ begann Wolfgang, „Euer künftiges Leben selbst vorgezeichnet, und es scheint mir, daß besonders Carl Recht hat. Ein alter

lateinischer Spruch sagt schon vom Schicksal: volentem ducit, nolentem trahit. (Den Willigen führt es, den Widerstrebenden zieht es.)"

„Heute ist Polterabend," schrie am frühen Morgen der kleine Raphael seiner Mutter Fornarina zu, „Du wirst Dich wundern, liebe Mutter, ich weiß etwas, was Du nicht weißt, ich darf es Dir aber nicht sagen, sie haben es mir alle verboten."

„Dann sage es nur nicht, lieber Raphael," erwiderte Fornarina, die mit drei großen Kuchen an ihrem Sohne vorüber, in die Küche ging. — Der Kleine sprang fort und nach dem Hofe, wo ein großer Holz- und Gerätheſtall einstweilen zu einem kleinen Theater umgeschaffen und mit den Wohnzimmern in Verbindung gesetzt war, damit die vielen theatralischen Vorstellungen, welche man zu geben gedachte, bequem stattfinden könnten, da in Balg's Hause selbst kein Platz dazu war. Carl und Friedrich hatten die Ausschmückung des Raumes besorgt, die Dekorationen gemalt, und da der Stall höher war als die Zimmer selbst, auch alles sorgfältig mit Papier ausgeklebt und gemalt wurde, machte es eine sehr gute Wirkung und kein Mensch hätte innerhalb die ursprüngliche Bestimmung errathen. — Der kleine Raphael hatte alle Zureichungen und Handlangungen besorgt, und war glücklich wie alle kleinen und großen Kinder, wenn sie sehen, daß sie zu Etwas in der Welt nütze sind.

So verging der Tag bald unter den nöthigen Zubereitungen und nur Raphael und Fornarina entzogen sich mehreremale der allgemeinen Hülfeleistung, da sie

sehr wichtige Sachen zu besprechen hatten, die aber, streng genommen, bis zu einem andern Tage Zeit gehabt hätten.

Der Kaffee war in den Weilerschen Haushaltungen kaum verzehrt, als man bereits wieder nach allen Hauptwinden hin Klatschschwestern laufen sah, die schon im Voraus genau wußten, was heute bei Balg's gegessen, getrunken und aufgeführt werden würde. Zwei davon, welche sich begegneten, fingen sich an vollkommen darüber zu entzweien, ob Sand- oder Makaronen-Torte zuerst würde herumgereicht werden. Die Eine wollt' es von der Kochfrau, die Andere von Balg's Dienstmädchen ganz genau erfahren haben, und beinah wäre Schlägerei daraus geworden, wenn sie sich nicht damit begnügt hätten, blos — vor einander auszuspucken, obgleich sie früher die besten Freundinnen gewesen — und auch nachher wieder waren. — Große Geister genirt so etwas nicht und kleine — gar nicht.

Susanne war schon todtmüde von all dem Treppensteigen und Imhauseherumwirthschaften, als es Mittag war, sie gab daher das Regiment in die Hände von Carl's Mutter, da mit Fornarina heute nicht viel anzufangen war, und sagte: „sie wolle nur ein paar Stündchen schlafen, denn sie könne die Anstrengung nicht mehr aushalten, man möchte sie aber gewissenhaft um zwei Uhr aufwecken," welches ihr auch versprochen wurde.

Kaum war sie auf das Sopha gesunken, als ihre Augen sich schlossen. — Da sah sie wie damals, als die Zwillige geboren wurden, Friedrich und Raphael

in ihrer jetzigen Gestalt vor sich stehen, auch die beiden Genien standen neben ihnen, aber sie hielten statt der Sternenkränze der eine ein dickes Aktenstück über Raphael's, der andere ein ABC-Buch über Friedrich's Haupt, und nur ganz in der Ferne schimmerten zwei blasse Sternenkränze, in welchen ihre Namen standen. Die Söhne wehrten sich gegen Aktenstück und ABC-Buch, bis ihnen die Kräfte vergingen und beide in zwei offne Gräber stürzten, die sogleich über ihnen zufielen. — Da nahmen die beiden Engel die Kränze des Ruhmes und pflanzten sie aufrecht auf die Gräber, immer heller strahlten die Sterne, es wurden große Sonnen, die in ein ungeheures Lichtmeer zusammenflossen, die Gräber öffneten sich wieder und die Geliebten schwebten Arm in Arm, wie sie im Leben oft zu stehen pflegten, in unendliche Höhe, bis sie Susannens Auge entschwunden waren.

„Polterabend, Polterabend! Großmutter,“ schrie der kleine Raphael, den man abgeschickt hatte, um Susanne aufzuwecken, welches er sich auch, wie wir sehen, sehr angelegen sein ließ.

Susanne fuhr aus ihrem Traume in die Höhe, besann sich, schmälte mit dem ungestümen Enkel und eilte in die Haushaltung, damit Nichts versäumt würde.

Bald wurde in der Entfernung ein dumpfes Gerassel hörbar, welches von den Hospitalkutschen herrührte, die bereits anfingen, diejenigen aus verschiedenen Häusern zusammenzuholen, welche an der heutigen Festlichkeit Theil nehmen wollten; und kaum war dieser dumpfe Ton zu den Ohren der in Balg's Küche

beschäftigten Frauen gedrungen, als alle Schnelligkeit, womit man die verschiedenartigsten Geschäfte besorgte, noch weit schneller betrieben wurden. Auch zündete man die Lichte an. Der erste Wagen voll erschien.

Es waren Schinkenius, aber da der Rektor bei seiner ängstlichen Pünktlichkeit stets fürchtete durch spätes Kommen zu beleidigen, und deswegen seine Hausgenossen schon immer Mittags zur Eile trieb, so kam es, daß er überall mit den Seinigen immer eine gute Stunde zu früh eintraf. Man wußte also jetzt genau, daß man sich in der Küche nicht zu übereilen brauchte. Aber für diesmal hatte man sich getäuscht, denn die vielen Gerüchte, welche über die darzustellenden Gegenstände und das große prächtige neue Theater im Renaissance-Styl, welches im Holzstall erbaut war, in Umlauf gingen, hatte die neugierigen Mitbürger noch zehnmal neugieriger gemacht, so daß keiner die Zeit erwarten konnte, und die beiden Kutschen, in unbegreiflicher, gänzlich ungewohnter Schnelle, immer mit neuen Gästen beladen, ankamen.

Bereits waren alle beisammen. Für die Masken, welche Polterabendscherze aufführen wollten, hatte die Wirthin ein eignes Zimmer abgegeben, und eben setzte sich der erste Zug in Bewegung und begann vor Fornarina und Raphael ihr Sprüchlein aufzusagen, als Letzterer hinausgerufen wurde. Er fand einen Diener aus dem Gasthofe, welcher ihm meldete, daß einer von Raphael's obersten Vorgesetzten angekommen sei, bald wieder abreisen wolle, und ihn sogleich eiligst zu sprechen verlange.

Da war nichts dagegen einzuwenden, der Bau-Sklave nahm Abschied von seiner Braut, und versprach längstens in einer halben Stunde wieder da zu sein. Die Festlichkeit mußte also eingehalten werden.

Als Raphael zu seinem Vorgesetzten kam, bedauerte dieser sehr, ihn heute gerade stören zu müssen, da er erfahren, daß sein Polterabend gefeiert werde, allein da er morgen früh wieder abreise, und die Rücksprache keinen Aufschub leide, so möge dies eine Entschuldigung sein, ihm diese Abhaltung zu verursachen. — Er holte nun die nöthigen Papiere hervor, deren viele nachzusehen waren, man mußte vielerlei dabei durchrechnen und Raphael, der wohl heute zu nichts weniger aufgelegt war, verrechnete sich einmal über das andere. Es verging eine Stunde, es vergingen zwei, und noch war gar nicht abzusehen, wann sie zu Ende kommen würden.

Susanne schickte wohl alle Viertelstunde und ließ fragen, ob der Bräutigam noch nicht kommen könne, allein die Boten brachten stets den Bescheid, die Herren wären noch beschäftigt.

Die Gäste verwünschten dieses Zwischenspiel, und fingen, je länger die Zeit dauerte, um so mehr an zu gähnen.

Fornarina, obgleich voller Verdruß über die Störung, gab sich alle Mühe heiter zu erscheinen, endlich, da es immer später wurde, entschloß sich Susanne das Abendbrod herum zu reichen, und als die bis dahin gänzlich unnöthigen Gäste nur erst zu essen und zu

trinken hatten, kehrte auch bald einige Heiterkeit bei ihnen ein.

Joachim hatte sich indeß fortgeschlichen und ging verabredeter Maaßen nach dem Kirchhofe, wo er auch bereits den alten Gottlieb traf, der schon mehrere Fuß tief in die Erde gegraben hatte.

„Sind Sie da, junger Herr,“ rief er ihm zu, „schön, daß Sie kommen, Sie können mir ein Bischen helfen. Hier ist noch ein Spaten, und wenn Sie auch an die Arbeit nicht gewöhnt sind, so müssen sie denken, daß Sie es Ihrer Mutter zu Gefallen thun.“

Beide gruben.

„Was giebts denn Neues in der Welt, junger Herr, nicht ein recht ordentliches tüchtiges Unglück, keine Pest, Hunger, theure Zeit, keine Feuers- und Wassers-Noth, Seuchen, welche die Menschen nur so hinraffen?“

„Nichts von allem dem!“ erwiderte Joachim kurz, dem die ungewohnte Anstrengung den Athem beengte.

„Sonderbar,“ fuhr der Alte fort, „daß jetzt gar nicht so Etwas aufkommen kann. — Vor alten Zeiten muß es viel besser gewesen sein, denn wenn man in alten Chroniken liest, da ist auf jeder Seite was los. — Ja, ja! die Welt wird immer langweiliger und schlechter.“

In demselben Augenblicke fuhr Joachim's Schaufel tief in die Erde, so daß er das Gleichgewicht verlor.

„Nun sind wir unten, junger Herr, noch ein paar Spaten voll und es ist genug.“

Der Alte holte eine Blendlaterne hervor, leuchtete nach der Stelle hin, und Joachim sah den Schädel seiner nie gekannten, verachtet gewesenen Mutter, den er mit dem letzten Spatenstiche vom Rückgrad getrennt hatte. Er nahm ihn in die Höhe, küßte ihn und war vor Wehmuth nicht im Stande, irgend etwas zu beginnen.

Gottlieb fand bald die kleine goldne Kapsel, worin Joachim's Kinderlocke lag, händigte sie dem immer noch in tiefen Gedanken stehenden Sohne ein, endlich dauerte ihm wohl dessen Stillschweigen zu lange und er fing an zu sprechen, indem er das Grab wieder zuwarf. —

„Sonderbar, daß doch die alten Knochen, die im Menschenleben eigentlich das Wenigste thun, am längsten dauern. Wenn man sich überhaupt alles so bedenkt, so ist es recht komisch in der Welt. — Keiner mag sterben und doch müssen sie alle daran. — Was mich nur freut, das ist, daß ich nicht brauche begraben zu werden. — Sehen Sie, junger Herr, da ist der Spitzbube, der Maurergeselle, der ist schon vor 10 Jahren um meinen Posten bei einem Hochedlen Magistrate eingekommen, weil der Narr dachte, ich würde damals in meiner Krankheit drauf gehen, aber ich lebe heute noch. — Das ärgerte mich abscheulich, daß mich der hatte begraben wollen, und ich nahm mir vor, ihn tüchtig zu bezahlen. Wir kamen einen Abend in der großen Stube unten im Gasthause zusammen, da gab so ein Wort das andere, und endlich sprach ich zu ihm: „Niklas!“ —

„Gottlieb!“ sprach er.

„Niklas,“ sprach ich, „wollen wir wetten, daß Du mich nicht begraben wirst, wenn Du auch nach mir Todtengräber wirst.“

„Das kann wohl sein,“ sagte Niklas, „denn Du kannst Dich ja ersäufen, und wenn sie Dich nicht finden, kann ich Dich nicht begraben.“

„Nein,“ sagte ich, „Niklas, ersäufen thu' ich mich nicht, ich werde im Bette sterben, wie jeder vernünftige Mensch. — Sehen Sie, junger Herr, da nun der Niklas wenigstens 20 Jahr jünger ist als ich, so nahm er die Wette um 5 Thaler an, und Mertens, der Zimmermann schlug durch. — Am andern Tage machte ich eine kleine Reise in die Residenz, denn ich hatte da etwas zu bestellen wegen der Wette. — Als ich am andern Sonntage wieder in das Gasthaus komme, sitzt mein Niklas da. — Na, Niklas, sag ich, nun bezahle heute Deine Wette.“

„Sterb' nur erst,“ sagte Niklas, „da ist sie bezahlt.“ —

Indem hole ich ein Papier aus der Tasche, und frage, „wer von Euch da kann lesen?“

„Ich!“ sprach Mertens, der Zimmermann.

„Na, so lies,“ sagte ich, „daß der Niklas sieht, daß ich meine Wette gewonnen habe.“ — Der Mertens las:

„Da der Todtengräber Gottlieb zu Weiler wegen eines höchst seltenen Gewächses auf der linken Hüfte seinen Leib nach erfolgtem Ableben an die Anatomie hiesiger Residenz verkauft hat, so sollen ihm monat-

lich, so lange er noch lebt, zwei Reichsthaler hiermit aus der Medizinal-Kasse zugesichert werden.“ — Darunter standen die Unterschriften und ein großes Siegel. So war mein Niklas angeführt, er wird mich nicht begraben denn sie werden mich, Gott sei Dank, zerschneiden.“ —

„So junger Herr, nun ist alles wieder in Ordnung,“ sagte Gottlieb zu Joachim, der, den Kopf seiner Mutter in beiden Händen haltend, dem Balgschen Hause wieder zuging, wo er schon von Ferne das Getöse der Freude und eine fröhliche Musik hörte.

Fast gleichzeitig mit ihm trat Raphael nach dreistündiger Abwesenheit in das Haus und allgemeiner Jubel bewillkommnete den sehnlichst Herbeigewünschten.

Die Masken, welche qualvolle Langeweile gefühlt hatten, beeilten sich so schnell wie einer nur dem andern folgen konnte, um ihre Verse und ihre Gaben darzubringen; endlich, nachdem die Fremden ihre Füllhörner bereits ausgeschüttet hatten, öffnete sich die Thür zum Holzstalle und alles stürzte voller Erwartung in das prachtvolle Schauspielhaus.

Noch war der Vorhang geschlossen. Es wurden geschriebene Theaterzettel herumgegeben, welche Folgendes ankündigten:

Die Liebe zu den schönen Künsten.

Ein Polterabend-Schwank.

Personen.

Der Genius des Nachruhms.
Die alte Kunst, eine würdige Matrone.

Die Musik, Die Dichtkunst, Die Baukunst, Die Bildhauerei, Die Malerei,	ihre Töchter.
Wolfgang, ein Organist und Componist, Friedrich, ein Dichter, Raphael, ein Baumeister, Joachim, ein Bildhauer, Carl, ein Maler,	Liebhaber der Töchter.

Lord Mäcen, ein Beschützer der schönen Künste.
Dr. Galle, ein Rezensent.
Der kleine Raphael als Hymen.
Volk.

Ort der Handlung: Himmel und Erde.
Zeit: Die erste Hälfte des 19ten Jahrhunderts.

NB. Die Person des Raphael wurde durch einen andern vorgestellt.

Erste Scene

Das Theater stellt ein Künstleratelier vor. Die Kunst ist, auf einem reichen mittelalterlichen Lehnstuhl sitzend, eingeschlafen.

Die Töchter in grotesker Kleidung mit ihren Attributen versehen, sind nach Maßgabe ihrer Kunst beschäftigt. Die Musik stimmt eine Violine, die Dichtkunst schreibt, die Baukunst baut ein Kartenhaus, die Bildhauerei hat eine Schachtel voll Stehaufmännchen, welche sie versucht, die Malerei ist beschäftigt, einen ausgestopften Affen zu malen.

Malerei (legt Pinsel und Palette fort): So, nun bin ich fertig. Es ist doch ein wahres Glück, daß der Lord Mäcen noch Etwas bestellt, wenn es auch nur das Portrait seines Leib-Affen ist, dafür bezahlt er gut.

Dichtkunst: Wie viel bekommst Du dafür, Schwester?

Malerei: Zwei Guineen.

Baukunst: Auch nicht viel für einen Affen in Lebensgröße.

Bildhauerei: Du, Schwester Baukunst, bist freilich von uns allen am besten dran, für Dich wirft es immer noch etwas ab, Du kannst Dich im schlimmsten Falle bei irgend einer Baubehörde als Bau-Sklave vermiethen, so weißt Du doch wo Du Dein tägliches Brod hernehmen sollst; aber ich will blos mich dagegen setzen, wenn ich nicht auf den sublimen Gedanken gekommen wäre, vermittelst Dampfmaschinen,

Stehaufmännchen à la rococo als Spielzeug für Kinder auf die Weihnachtsmärkte zu liefern, so wüßt' ich doch wirklich nicht, wovon ich leben sollte. — Nachdem unsre gute alte Mutter dort seit dem 30jährigen Kriege in ihre Schlafsucht verfiel, ist es mit unserer Verehrung und unserem Verdienste wie abgeschnitten, und sie erwacht nur, um zu essen und zu trinken.

Musik: Ja, Du hast recht, Schwester, es ist ein elendes Kunstleben, wenn die Leute nun alle Pietisten werden und alles aufhört zu tanzen, dann weiß ich gar nicht mehr, wovon ich leben soll, denn für meine gediegensten Compositionen bekomme ich nichts, die Leute wollen sie gar nicht einmal hören, und das Einzige, was noch etwa bezahlt wird, ist Tafel- oder Tanzmusik. Der Strauß mit seinen Walzern, das ist ein Mann der Zeit und der Pariser, wie heißt er doch! Sein Name ist mir entfallen! — Musard!

Die Malerei, welche indeß hinausgegangen war, bringt die Modenzeitung.

Malerei: Da, Schwestern, das Allerneueste, die Kunstmodenzeitung.

Alle Uebrigen: O, lies Schwester! lies!

Malerei (liest): „Tagesbericht über die Kunstmodewelt.“ Paris. Während der Winter seine letzten blassen Sonnenstrahlen und vergebliches Schneegestöber entsendet, sucht der Frühling seine reichste Farbenpracht zu entfalten, und die „Kunstfabriken“ bemühen sich, in gegenseitiger Uebertreffung begriffen, alles aufzubieten, was die Sinne reizen und befriedigen kann. Der Renaissance- und Rococo- oder der sogenannte

Zuckerbäcker-Baustyl, hält sich noch immer, wird auch seine Herrschaft gewiß so leicht nicht aufgeben; denn wenn man seiner auch im Einzelnen überdrüssiig wäre, so ist er doch zu eng mit unsern jetzigen Gesinnungen verwachsen, als daß er nicht fortbestehen sollte, und was soll man am Ende vor Uebersättigung und Langeweile anfangen, man will doch gern etwas Anderes, Neues haben, wenn man überhaupt nicht weiß — was man will.

Baukunst (unterbrechend): Mir wie aus der Seele gesprochen, Schwester. Es ist doch ein einziges Blatt, die Kunst-Modenzeitung. Obgleich unsre alte Mutter immer schilt, wenn sie uns dabei findet. Aber die gute alte Frau hat sich mit ihren Ansichten wohl überlebt, damals, als sie noch jung war, mag es wohl anders gewesen sein, denn das ist wohl 2000 Jahre her, aber jetzt ist es wieder anders, ganz anders!

Malerei (weiter lesend): Die exquisitesten Kunstlöwen scheinen indeß eine vorherrschende Neigung zum Caraibischen zu verrathen, und wir sahen jüngst verwichnen Monat einige reizende, luftige, äußerst zierlich und dünngebaute Winterpalläste in der Faubourg St. Germain, die alles vereinigten, was nur die raffinirteste Phantasie hervorbringen kann auch bemerkt man in der großen Bauniederlage bereits prachtvoll gearbeitete einzelne caraibische Bautheile, als da sind: schlanke Holzstämme zur Unterstützung, Palmenblätter zur Dachdeckung und geflachte Matten statt der Wände.

Baukunst: Es muß ein einziger Styl sein, der

Caraibische. Schade, daß ich nichts davon in meinen Skizzenbüchern habe. „Man kann doch auf seinen Reisen gar nicht genug sammeln, um es nachher in der Praxis anbringen zu können.“ Ich muß mir nur die neuesten Reisebeschreibungen holen und nachsehen, wie das Caraibische eigentlich aussieht.

Malerei (weiter lesend): In Musik wird wenig Neues bemerkt. Die Waare à la Rossini, Bellini, Donizetti, Mercadante ꝛc. war immer noch gesucht, dagegen hatte man ältere Artikel ganz zurückgesetzt, welche nun in die entfernteren Gegenden für einen billigen Preis versendet werden. Das Sortiment für Malerei ist höchst reich ausgestattet, und neben all den allerliebsten Genre-Bildern, Landschaften, Stillleben und Portraits, bemerkt man auch einige wenige historische Compositionen, welche aber keinen Absatz finden. Ja in der letzten Zeit hat man sogar religiöse Compositionen wahrgenommen, es ist jedoch schon in Voraus mit Gewißheit zu übersehen; daß diese falsche Kunstrichtung nie wieder Mode werden wird, da diese Art Bilder offenbar bei den Beschauern nur Langeweile hervorbringen kann; denn jetzt verlangt man Pikanteres. Die Bildhauerei geht wie gewöhnlich gleichen Schritt, wir sahen in dieser Hinsicht im Atelier eines der hiesigen Sculptur-Löwen etwas ganz Ausgezeichnetes. Es war die lebensgroße Statue der schönen Herzogin von X. Die Stoffe waren auf das Naturgetreueste nachgeahmt und die Toilette bestand aus Folgendem:

Kleid vom feinsten Jaconas, das mit fünf ausge-

zackten, eine Hand breiten Volans von gleichem Stoff, drei unten am Rock und zwei weiter oben, besetzt war. Der einen halben Fuß breite leere Raum war gestickt; eine Stickerei befand sich auch über den beiden Volans. Ueber dieses Kleid war ein Halbmantel von Sammet, mit Hermelin besetzt, geworfen. Dieser Mantel ging bis auf die Knie, und über ihm befand sich ein zweiter viereckiger Kragen, welcher die Schultern bedeckte und vorne spitz herabging.

Zu diesem äußerst geschmackvollen Anzuge trug die Statue eine gezogne Capote von weißem Atlas, mit einer Georgine von ponceaurothem Sammet.

Bildhauerei: Vortrefflich, nun schilt die Mutter immer über das Kunst-Modejournal, aber wenn in der antiken Welt und im Mittelalter nur eines bestanden hätte, so wüßte man doch jetzt noch, wie alle die Tausende verloren gegangener Statüen gekleidet gewesen wären. Eine unbezahlbare Erfindung, das Kunst-Modejournal, wie sollte man sich bei dem jetzigen schnellen Wechsel des Geschmackes sonst helfen können.

Malerei (weiter lesend): Zu den gesuchtesten Artikeln in der Poesie gehören, Chansons, Couplets und provençalische Volkslieder. — Auch viele Vaudevilles werden in Versen geschrieben. Den alten Meisterwerken zollt man nur noch die Ehrfurcht, welche man den Alten überhaupt schuldig zu sein glaubt.

Dichtkunst: Das ist auch sehr vernünftig und wir Deutschen sind immer noch so gutmüthige Narren; da im Jahre 1840 allein mehr als hundertvierzig Dramen in der Litteratur erschienen sind, so ist es schon

viel, wenn man an das Alte nur denkt. Die kann man ja in einem Jahre kaum lesen.

Malerei (weiter lesend): London. Es ist in den schönen Künsten wenig Umschwung bemerkt worden, was wohl an dem allgemein überhand nehmenden Geldspekulations-Geiste liegen mag.

Vermischte Nachrichten. Pecking. Wir haben gegründete Hoffnung zu glauben, daß nur allein die naturgetreue Portraitmalerei unsres himmlischen Vaterlandes nun bald allgemeine Richtschnur der Maler werden wird, da nach hierhergesendeten europäischen Portrais zn urtheilen, man dort endlich die ekelhafte breite kräftige Farbengebung der alten berühmten Meister verläßt, und eben so schön glatt und ohne Schatten zu malen anfängt, wie wir bereits seit 20,000 Jahren gethan. Hieraus kann man sehen, daß das Gute endlich immer obsiegt, und die einzige wahre Kunst endlich doch anerkannt wird.

Von den caraibischen Inseln wird gemeldet, daß sich dort unter den gebildetsten Menschenfressern ein Kunstverein gestaltet hat, welcher aber niemals zu Stande gekommen wäre, wenn nicht jedes Mitglied die Hoffnung hegen dürfte, eines von den alljährig verloosten Kunstwerken zu gewinnen. Die respektiven wilden Theilnehmer bedauern nur, daß nicht jede auf den gewonnenen Bildern gemalte Person lebendig sei, damit sie sie schlachten und verzehren könnten; um doch etwas mehr von ihrem jährlichen Beitrage zu haben, als ein bloßes Bild, wovon sie im Grunde genommen nichts verstehen, denn sie haben nur deshalb einen

Kunstverein gestiftet, um die Mode mitzumachen; sonst sind bekanntlich die schönen Künste bei ihnen wenig gepflegt.

In London hat sich ein Verein gebildet, der alle Gebäude der Erde will fertig herstellen lassen, „die ursprünglich nicht vollendet wurden." — Den Künstlern mehrerer kommenden Jahrtausende wird es also an Arbeit und Unterhalt nicht mangeln, wenn sie auch sonst nichts zu thun hätten. Alle solche Gebäude aber, welche fertig waren und nunmehr Ruinen sind, bleiben davon ausgenommen, weil das Beginnen sonst kein Ende finden würde.

Anzeige empfehlenswerther neuer Schriften im Kunstfache.

1) Anweisung für Künstler, sich die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu verschaffen, wenn sie auch weder Beschäftigung noch Geld haben. (Wird umsonst vertheilt.)

2) Gründliche Darstellung, wie man ein berühmter Künstler wird, ohne etwas gelernt zu haben.

Alle (die Malerei unterbrechend): Das wollen wir kaufen.

Malerei (fortfahrend zu lesen):

3) Darstellung, wie man mit den ungeheuren technischen Erfahrungen und den unendlich vielen neuerfundenen Farben der Jetztwelt, demungeachtet schlechter malen kann, als die alten Meister mit ihren einfachen Mitteln.

4) Die Kunst der musikalischen Composition durch Rechnung und vermittelst einer einfachen Maschine in

fünf Minuten zu erlernen, wozu gar keine Begeisterung erforderlich ist.

5) Die Bauformen, oder ganz einfaches Verfahren vermittelst beigegebener Verhältnißtabellen die schönsten Gebäude aller Baustyle augenblicklich zu erfinden. Genie ist hierzu nicht nöthig. Man braucht auch keine Freiehandzeichnung machen zu können.

Baukunst: Das Buch kaufe ich meinem Raphael, der quält sich immer sehr mit Erfindung schöner Verhältnisse.

Lord Mäcenas und Rezensent Galle treten auf. Die Vorigen.

Lord: (geht ohne ein Wort zu sprechen bis an das Proscenium.)

Galle: Ergebenster Diener, meine Damen. Seine Lordschaft und ich wollten gern sehen, wie weit das bewußte Portrait von Seiner Lordschaft Liebling gediehen ist.

Lord (lüftet den Hut ein wenig): Yes! —

Malerei (stellt die Stafelei in günstiges Licht neben den Affen): Hier Mylord — Hoffentlich zur Zufriedenheit? — Ich habe wenigstens alles angewendet, was jetzt Mode ist in der Malerei, und Van Dyck brauchte sich des Bildes nicht zu schämen.

Lord: Yes! — (Er kneift die Malerei in die eine Wange, sie dreht sich und hält ihm auch die zweite hin.)

Galle: Mit Ihrer gütigen Erlaubniß, Mademoiselle. Die Verhältnisse sind gänzlich verfehlt. Se-

hen Sie die himmlisch blaue Nase, welche der Jocko hat. Bei ihnen ist sie viel zu kurz.

Malerei: Er ist ja in der Verkürzung gemalt, Herr Doktor.

Galle: Ach was, Verkürzung, das bleibt sich gleich, das muß ich besser verstehen, weil ich Rezensent bin. Sehen Sie, Mylord, die Nase ist viel zu kurz.

Lord: Yes! —

Malerei: Aber bester Herr Doktor! —

Galle: Ach was Bester! — Sie würden mich schwerlich Bester nennen, wenn Sie nicht einsehen, daß Sie vollkommen Unrecht haben, und daß das Bild durchaus verfehlt ist. Nicht wahr, Mylord?

Lord: Yes! —

Malerei: Aber Herr Doktor! —

Galle: Aber! — Aber! — Wenigstens werden Sie einsehen, das Seine Lordschaft nicht die versprochenen zwei Guineen, sondern höchstens eine für ein so durch und durch verfehltes Portrait geben kann. Nicht wahr, Mylord?

Lord: Yes! —

Galle: Hier, Mademoiselle, haben Sie das Goldstück.

Malerei: Was denken Sie, Herr Doktor? mit wem glauben Sie zu thun zu haben? —

Galle: Mit wem? — Mit der Malerei! — Wollen Sie das Stück, sonst bleibt Ihnen Ihr Bild und Sie bekommen gar nichts.

Malerei (für sich): Wenn ich nur die ver-

wünsche Miethe nicht schuldig wäre, und Geld für Heizung und Aufwartnng, morgen ist so Vierteljahrestag! — (laut) Na — wenn es nicht anders ist, geben Sie her, aber es ist eine Schande, so ein Bild für das Geld zu malen.

Galle: Das wußt' ich ja gleich, liebes Kind! Soll ich zahlen, Mylord?

Lord: Yes! — (Galle zahlt.)

Galle: Nun, meine Damen, empfehlen wir uns. Das Bild wird Seine Lordschaft abholen lassen. — Wollen wir gehen Mylord.

Lord: Yes! —

(Die Künste verneigen sich tief, der Lord lüftet etwas den Hut, er und Galle ab.)

Malerei (weinend): Was hab' ich nun von Zeit, Mühe, Arbeit und Studium, und dafür sollen wir noch unsere alte Mutter ernähren, die gar nichts mehr leisten will und immerfort schläft, außer wenn sie Essen und Trinken verlangt. Ach, Schwester, ich wollte, ich hätte sonst etwas gelernt, als eine Kunst.

Alle Uebrigen: Schwester, geht es uns besser?

Malerei: Jeder Schuster und Schneider verdient mehr. Einen Butterladen hätten wir anlegen sollen von dem wenigen Gelde, das die Mutter noch übrig hat von ungeheuren Reichthümern, die ihr früher zuflogen, dann hätten wir doch zu leben. — (weint) Hi! Hi!

Wolfgang, Friedrich, Raphael Joachim, Carl, treten auf.

Wolfgang: Gott grüß Dich, theure Musika!

Die Musik: Guten Tag!

Friedrich: Meine geliebte Poesie, wie lang wurden mir die Minuten bei dem Corrigiren der Schulbücher. Süßes Glück! — Wie freut es mich, wieder in Deiner Nähe sein zu können.

Die Dichtkunst: Mich auch! — (gähnt.)

Raphael: Meine theure Braut, morgen ist Hochzeit, morgen wirst Du mein Weib.

Baukunst: Mein geliebter Raphael! (umarmt ihn)

Joachim: Und Du Sculptura, Du wendest Dich von mir?

Bildhauerei: Was soll ich bei Dir?

Carl: Du weinst, meine süße Pictura, was ist hier vorgefallen? — Ihr seid alle so kalt, mit Ausnahme der Architektura, welche allein vergnügt scheint.

Dichtkunst, Malerei, Bildhauerei, Musik (zusammen): Warum sollten wir vergnügt sein? Ihr seid unsere Geliebten, aber zum Heirathen wird es wohl bei Euch niemals kommen, denn Ihr seid arme Leute. Die Architektur hat es gut und viel besser als wir, der Raphael als Baumeister hat doch wenigstens zu leben. Seine künftige Frau wird freilich ganz andere Beschäftigungen treiben müssen, als sie gewohnt war, das ist aber immer das Loos von uns armen Mädchen, weiß sie doch wenigstens, von woher etwas nehmen, während wir bei Euch ruhig verhungern würden.

Carl: Verhungern? — Kann ich nicht im schlimm-

sten Falle allerhand Hunde, Katzen, Pferde, Affen, Vögel, Blumen und Stillleben malen?

Friedrich: Verhungern? — Kann ich nicht Novellen nach der Elle schreiben, die gebrochene Spalte zu fünf Silbergroschen, und Grabschriften machen, wenn es verlangt wird à Stück einen Silbergroschen?

Joachim: Verhungern? — Kann ich nicht Früchte und Vögel und kleine Statüen berühmter Männer im Schlafrock, in Gips gießen.

Wolfgang: Verhungern? — Kann ich nicht Tanzmusik und Polterabendständchen aufspielen, und mir die halbe Lunge aus dem Leibe blasen, wenn reiche Leute Tafel halten?

Alle Künste außer der Baukunst: Schöne Erwerbszweige! Schöne Bräutigams, lieber nehmen wir doch einen . . .

Die Dichtkunst: Der schreckliche Mordgeschichten erfindet und verkauft!

Die Malerei: Der Thüren und Feuerfässer anstreicht, wenn er sie la prima malt, pro Quadratfuß 4 Pfennige bekommt und pinxit darunter schreibt.

Bildhauerei: Der eine Fabrik von Nürnberger Spielzeug und Nußknackern anlegt.

Musik: Der mit einem Leierkasten lustig durch die Welt zieht.

Wolfgang: So also seid Ihr gesinnt? Wie alle Mädchen, weil Ihr nicht fahren und ein Haus mit uns machen könnt, wollt Ihr entarteten Töchter Eurer Mutter uns nicht nehmen? — (Die Musik schüttelt den Kopf.)

Carl: Du sagst Dich los, Pictura? — (Die Malerei nickt.)

Joachim: Lebe denn wohl mein Glück! — (Die Bildhauerei dreht sich um.)

Friedrich: Ich verabscheue Deine Gesinnung! (Die Dichtkunst lacht ihn aus.)

Die alte Kunst erwacht.

Alle Künste: Still! die Mutter wacht auf, nun wird sie zu essen haben wollen und wir können ihr nichts geben! — Das kommt von dem Lärm und Zank. — Wir laufen davon, das ist das Beste. — (Die Künste ab.)

Die alte Kunst (aufstehend):

Wie ist mir? lange hab ich wohl geschlafen?
Ein schöner Traum umgaukelte mich jetzt.
Ich sah in meine Jugendzeit zurück,
Wie mir das ferne Indien gehuldigt,
Wie Babylon, Persepolis und Theben,
Jerusalem, Athen und Rom mir dienten,
Wie spätere Geschlechter hochbegeistert
In Wunder-Domen mir ein Denkmal bauten.
Das Alles träumt' ich wohl? — Nun ich erwacht,
Tritt fade Wirklichkeit mir kalt entgegen. —

Wolfgang:

Nicht also, hehre Kunst. — Schau uns hier an,
Wir sind bereit, als Priester Dir zu dienen.

Friedrich:

Ja, Leib und Leben wollen wir Dir weih'n.

Raphael:

In Deinem Dienst soll uns das Glück erblüh'n.

Joachim:

Was uns Begeistrung schenkt, sei Dir gewidmet.

Carl:

Dir hab ich nur gelebt, Dir will ich sterben.

Die alte Kunst:

Wie labt es mich in dieser schaalen Zeit,
Solch glühende Verehrer noch zu finden,
Die nicht einmal mich blühend, jung gekannt.
Die nichts gesehn als das Ruinen-Antlitz,
Das ich als Greisin jetzt zur Schau muß tragen.
Ich fühle mich vergnügt, voll jugendlicher Kraft,
(Sie wirft ihr Gewand und Larve ab und steht in jugendlicher Schönheit da.)
Ihr weiht mir Euern Dienst! — ich bin erwacht.

Wolfgang:

Welch Traumgesicht, bist Du es nicht, Susanna,
Wie Du als Braut mir in die Arme sankst?

Friedrich:

Angelika, Adelaide ist's.

Raphael:

Als Fornarina seh' ich Dich Geliebte.

Joachim:

Marien's Züge stellen sich mir dar.

Carl:

Urania, Annushka, ist Dein Name.

Die alte Kunst.

So ist's! — Ich scheine jedem die Geliebte,
In deren Zügen mich sein Herz verehrt.
Die Liebe nur wirft der Begeistrung Funken
Beglückten Sterblichen in ihre Seele,

Daß sie als ew'ge Flamme brenne
Auf den Altären, die mir Gott geweiht.

Die Töchter-Künste, Lord Mäcenas, Galle und Volk eilen herbei.

Galle: Wir haben gehört, die alte göttliche Kunst sei wieder erwacht! Ist sie das da? — Sehen Sie Mylord, das ist sie.

Lord: Yes! —

Volk (durcheinander): Das soll die Kunst sein? Die hab' ich mir ganz anders gedacht! — Die sieht ja nicht ein bischen hübsch aus! — Wie steif. — Wie altmodisch! — Und darum machen sie in allen Büchern so ein Geschrei? — Nicht im geringsten freundlich ist sie! — Viel zu ernst!

Galle: Ich muß gestehen, daß ich mir ein ganz andres Bild von der alten Kunst gemacht habe! — Nicht so, Mylord?

Lord: Yes! —

Galle: Da gefallen mir die neueren Künste besser! — Ich muß gestehen, daß ich nicht die Courage gehabt hätte, der vornehmen, stolzen Frau dort die Hälfte für das Affenportrait zu bieten, wie heute früh ihrer Tochter. Nicht wahr, Mylord?

Lord: Yes! —

Galle: Mit den neuern Künsten kann man doch reden, und die lassen sich auch mancherlei gefallen. — Nicht wahr, Mylord? —

Lord: Yes! —

Die alte Kunst:
Entartetes Geschlecht, die Ihr nicht wißt,
Die Ihr nicht ahnet, was Begeistrung sei,
Die Ihr von blindem Golddurst umgetrieben,
Am Göpelwerke der Gemeinheit zieht.
Ja, meine Töchter selbst, sie sind entartet,
Der Mode und des Handwerks Sklavendienste
Sind ihr Geschäft, und Sorge ist ihr Lohn! —
Die Künstler, die zu meiner Fahne schwuren,
Die lieber hungernd, kummervoll und arm
Durch's öde Leben zie'hn, als mich verrathen,
Ihr stoßt sie aus, denn Ihr versteht sie nicht. —
Sie steh'n allein als schwankend Rohr im Meere,
Bis eine Lebenswoge sie zermalmt.
Sie nehmen mit ins Grab die Schöpfungs-Keime,
Die eine gütge Gottheit ihnen schenkte,
Damit sie tausendfältge Früchte trügen.
Was sollt' ich unter Euch, die kein Gemüth,
Und statt der Herzen kalte Steine tragen!"
Mein Reich ist aus. — Komm wieder süßer Traum
Vergangner, schönrer, jugendlicher Tage.
Und wollt Ihr einst mich wieder auferwecken,
So schafft Euch erst Gemüth und Herzen an,
Denn der Verstand allein genügt dem Leben nicht.
Ein schreckliches Gespenst folgt seinen Tritten
Und wenn er endlich alles durchgeforscht,
Und klügelnd, dummstolz endlich ruhen will,
Ergreift mit kalter, eis'ger Riesenfaust
Die „Langeweile“ ihm ins innere Mark,
Und Lebensüberdruß giebt ihm den Tod.

Indeß, wozu das gute Wort verschwenden
An Thoren, die allein sich klüger dünken.
Lebt nur so fort in Eurem wüsten Wahn.
Spielt Karten, rechnet; — rechnet! — für und für,
„Verbannt die Grazien,“ die Ihr verhöhnt
Und jagt den Schönheitssinn aus allen Orten,
Der Fluch des Himmels, der Euch dafür trifft,
Er heißt „Vergessenheit,“ — in die Ihr sinket. —
Und wenn von längst verfloss'nen Zeiten wird gemeldet
In der Geschichte wunderbarem Buche:
„Das thaten sie, um ihren Gott zu ehren.“ —
So zeigt das Blatt, das Eure Thaten schildert,
Nur leeren Raum und nachgeäfft Gebilde. —
Lebt wie Ihr könnt! — Mich ekelts unter Euch.
(Sie schwebt in einer Wolke empor.)

Galle: Gut, daß sie abzieht! — wir können sie so nicht brauchen. Und was hat sie denn in vorigen Zeiten so Außerordentliches gethan? Sie thut gerade, als wenn sie alle Welt glücklich gemacht hätte, und das ist doch gar nicht wahr; denn sie hat das Pfaffenthum und die Bigotterie zu allen Zeiten begünstigt, und wenn wir jetzt nicht so ungeheuer klug wären, dies längst einzusehen: so würden wir noch Tempel bauen und Götzen anbeten aus reinem Schönheitssinn. Lieber wollen wir doch alle Grazien in die Hölle schicken, als wieder so zu werden, wie früher. Nicht wahr, Mylord?

Lord: Yes! —

Galle: Sie sind ein Mann, Mylord. Sie haben Geld, Sie übernehmen sich nicht in langen Reden,

Sie lieben die schönen Künste und bezahlen ihre Werke, wenn sie wohlfeil dazu kommen können, und wozu auch dafür viel ausgeben. Sie haben ganz Recht.

Lord: Yes! —

Die Künste weinen.

Die Malerei: Wer wird uns nun schützen, da die Mutter uns ganz verläßt. Das Bischen Achtung, was die Leute noch vor uns hatten, dankten wir ihr doch nur allein; denn um uns kümmert sich Niemand und was ersinden sie nicht alles, um uns ganz entbehrlich zu machen. — Da haben sie den Oeldruck erfunden und aller Verdienst bei den Bildercopiren hört auf. Da haben sie ferner die Daguerrotypie erfunden, und bald wird kein Mensch mehr ein Portrait, eine Landschaft, ein Genrebild mehr malen lassen, und was anderes wird doch weder gekauft noch bestellt. Die Finger kann man sich nur ruhig abhacken lassen.

Bildhauerei: Geht es mir besser? — Da haben sie die Galvanoplastick erfunden, und wenn sie nun einen Gipsabguß, oder einen Leichnam in die abscheuliche Sauce werfen, und etwa drei Wochen oder drei Monate darin liegen lassen, so haben sie eine vollendete Bronce-Statue, so leicht, so hohl, so wohlfeil, so schön, wie kein Gießer und Ciselirer sie zu machen im Stande ist, was soll aus mir armer Bildhauerei werden, denn weiter kommt doch nichts vor als Portrait-Statüen.

Dichtkunst: Geht es mir besser? — Nicht einmal in den Journalen wollen sie Gedichte, und alles

was Dichtung heißt, muß auf eigne Kosten des Verfassers verlegt werden.

Musik: Geht es mir besser? keine Seele bezahlt meine Compositionen.

Baukunst: Aber Schwestern, Ihr redet immer nur von bezahlen und verdienen, und kein Wort von den höheren geistigen Zwecken der Kunst.

Die andern Künste (nacheinander): Du hast gut reden, Schwester, Du bist Braut, heirathest morgen einen Baumeister, und bist versorgt, denn für Dich giebt es immer zu thun, wenn es auch keine Kunstwerke sind.

Baukunst: So will ich Euch in meinen Schutz nehmen, Schwestern. Du Malerei sollst meine Gebäude wie früher al fresco malen, Du Bildhauerei, die Wände mit Darstellungen schmücken, Du Musik, wirst bei mir auch Unterkommen finden, denn in den Theatern brauchen sie Musik und in den Kirchen Organisten. — Also seid wieder vergnügt, Kinder, es wird schon gehen. Nur für die Dichtkunst, weiß ich keinen Rath. Die muß sehen, wie sie allein durchkommt.

Dichtkunst: Wenn gar nichts mehr helfen will, bring' ich mich in einem selbstgeschriebenen Trauerspiele um, und fliege zur Mutter.

Friedrich: Darf ich jetzt wieder hoffen, holde Poesie?

Dichtkunst: Einen Versorger muß man doch haben, hier meine Hand.

Carl: Und Du, mein Kind, willst Du Dich mir wieder anvertrauen?

Malerei: Besser einen Nehmer, als zehn Liebhaber.

Joachim: Kehre zu mir zurück, Geliebte!

Bildhauerei: Hier meine Hand.

Wolfgang: Ich nahe mich Dir mit neuem Muthe.

Musik: Lieber einen Organisten, wie gar Keinen.

Baukunst: So wären wir alle mit einemmale wieder versorgt, da könnt Ihr sehen, was Einigkeit vermag.

Galle: Mylord, Sie haben ja manchmal großmüthige Anwandlungen, befinden sich zuweilen in einem sogenannten gesteigerten Zustande, ich dächte, Sie richteten die Hochzeit für die armen Mädchen aus, denn (ihm ins Ohr) wenn die Künste zu Grunde gingen, hätte ich als Kunst-Kritiker auch nichts zu leben. — (laut) Nicht wahr Mylord, Sie geben das Geld?

Lord: Yes! —

(Die Künste nahen sich ihm dankend, er küßt sie der Reihe nach.)

Galle: Nun laßt uns lustig sein, Kinder. Ihr Künste gebt uns ein kleines Schauspiel zum Besten.

Dichtkunst: Recht gern; ich, als die Poesie, bin heute gerade aufgelegt, wie in früheren Zeiten, künftige Dinge vorherzusagen; deshalb will ich in Bildern das Geschick unsrer Liebhaber enthüllen. Wo ist mein Zauberstab?

Malerei: Hier, Schwester (übergiebt ihr eine ungeheure Gänsefeder.)

Dichtkunst (berührt zuerst Wolfgang, dann nach

und nach die Andern, sie verschwinden. Der Hintergrund öffnet sich zu einer kleinen Bühne, auf welcher sie wieder erscheinen. Galle, Lord und Volk ordnen sich davor als Zuschauer.)

Wolfgang (als Greis, erscheint mit Susanne, welche als Musik auftritt.): So wären wir heute also 50 Jahre verheirathet, meine liebe Susanne. — Unser Leben floß einfach und schlicht dahin. Wir sahen unsrer Kinder und ihrer Freunde Glück, und wenn wir auch fast alles entbehren mußten, wonach die Menschen unablässig ringen, wenn wir auch weder Reichthümer noch äußere Ehre und Glanz genossen, so haben wir doch das nur zu seltne Glück gehabt in Einigkeit, Friede und stiller Freude unsere Tage zu verleben und mir bleibt außerdem das süße Bewußtsein: daß, wenn ich einst nicht mehr sein werde, mein Name noch eine geraume Zeit in meinen Werken fortdauert. Ich habe also nicht umsonst gelebt.

Susanne: Wohl Dir! — Und mein Glück bestand darin, die Zeugin des Deinigen und meiner Kinder Glück zu sein. — Da kommen sie.

Friedrich, Raphael, Carl und Joachim als alte Männer, treten auf.

Allen Segen des Himmels, theure Eltern, auf Eure geliebten Häupter.

Wolfgang und Susanne: Wir danken Euch Kinder!

Susanne: Was umwölkt Eure Stirn, meine Söhne? ich hoffte heute nur fröhliche Gesichter zu sehen.

Friedrich: Du weißt es ja, liebe Mutter, seitdem ich immer höher stieg und endlich die höchste Würde meines Amtes im Staate bekleide, stiegen auch zehnfache trostlose Geschäfte und Verdrießlichkeiten. An meine Wissenschaft hab ich kaum Zeit zu denken, und nur wie eine Heilige, deren Feier sich alle Jahre einmal wiederholt, besucht mich meine geliebte Poesie, die in der Jugendzeit meine tägliche Genossin war.

Susanne: Sei nicht ungerecht mein Sohn, es blühen Dir auch viele andere Freuden. Wenn Dein Beruf Dir meist alle Zeit raubt, so gewährt er Dir doch die Freude eines sehr großen Wirkungskreises, worin Du nützen kannst. Du wirst doch nicht wie die meisten Künstler so eigennützig sein und für Dich ganz allein da sein wollen? Und Du, mein Sohn Raphael, warum bist Du nicht heiterer?

Raphael: Geht es mir nicht eben so wie Friedrich? rauben mir nicht kleinliche, Zeit und Geist tödtende Dienstgeschäfte jede Theilnahme an dem, was das Leben verschönt und versüßt? Hab' ich nicht alles was ich in meiner Jugend, begeistert durch die Kunst, erlernte, fast wieder vergessen müssen, um nur wie sie es nennen, „brauchbar" zu werden? — Mein Brod habe ich leidlich, aber weiter auch nichts.

Carl und Joachim: So geht es uns ebenfalls.

Carl: Wißt Ihr was Freunde, Ihr erinnert Euch noch, wie wir in unsrer schönen Jugendzeit den Orden der Nachruhm hoffenden Kunstnarren stifteten, es ist lange her, und aus dem Nachruhm scheint nichts Ausgezeichnetes werden zu wollen, obgleich das gewiß

Mutter Susanne sehr schmerzt. Ich weiß aber ein Mittel, wie wir doch zu Nachruhm gelangen.

Susanne: Und das wäre?

Carl: Wir stiften eine Lobhudel- und Nachruhm-Assecuranz auf Actien.

Galle: Superbe Idee.

Lord: Yes! —

Die Andern lachen.

Carl: Das machen wir so: Es wird eine gewisse Summe zusammengebracht, dafür bezahlen wir Tagesblätter des In- und Auslandes, diese müssen uns in alle Welt hinein loben, und je weniger wir als Künstler erster Größe bekannt sind, desto mehr wächst unser Ruhm und desto weniger giebt sich irgend jemand die Mühe, unserm ausposaunten Lobe zu widersprechen.

Endlich, da an Schaffung großer Kunstwerke bei uns allen nicht zu denken ist, weil kein Mensch sie verlangt, wächst unser Ruhm unendlich vielemal gedruckt so an, daß unsere Namen auf die Nachwelt kommen müssen, wenn nicht alle Bücher mit einemmale vernichtet werden, und so haben wir bald das Vergnügen zu den Berühmtesten zu gehören, ohne daß es uns etwas anderes kostet als Geld. — Wir erhalten also wenigstens Nachruhm auf dem Papiere, wenn wir ihn nicht durch Kunstwerke zu gewinnen im Stande waren. Ist papierner Nachruhm nicht auch so gut wie anderer? denn was wüßten wir überhaupt von allen berühmten Männern der Vorzeit und Gegenwart, wenn wir nicht ihre Thaten und Werke schriftlich hätten, da keine

mündliche Ueberlieferung, keine Sage mehr stattfinden? Es ist ein wahres Glück, daß außerdem noch so viele berühmte Namen verloren gegangen sind, sonst wüßte man gar nicht, welche man im Gedächtniß behalten sollte.

Galle (ihn unterbrechend): Ach hören sie doch auf mit Ihrem Schauspiel, oder was es sein soll, das ist ja entsetztlich fades Geschwätz, wenn uns die Poesie und die schönen Künste keinen bessern Polterabendscherz geben können, so wirft ja Mylord offenbar sein schweres Geld fort.

Lord: Yes! —

Dichtkunst: Sie sind aber auch schrecklich schwer zu befriedigen, Herr Rezensent, die Leute sprechen ja da oben so ehrlich bürgerlich, wie es in den besten neuen Dramen jetzt Mode ist.

Galle: Mode oder nicht Mode, ich verlange etwas Pikantes, nicht so, Mylord?

Lord: Yes! —

Galle: Da hören Sie es, Seine Lordschaft sagt ja! — Also rasch etwas Anderes, das taugt nichts.

Dichtkunst (zu denen auf der oberen Bühne): Gehen Sie nur ab, meine Herrschaften, das Stück gefällt Seiner Lordschaft nicht.

(Alle auf der oberen Bühne gehen ab, die Scene verwandelt sich in den Pallast des Nachruhms.)

Der Genius des Nachruhms tritt auf.

Nachruhm: Lieber möcht' ich auf jede andere Art angestellt sein, nur nicht als Genius des Nach-

ruhms. Jeder Geck drängt sich an meine Pforte und will hier bei den unzähligen andern berühmten Männern wohnen, und meine Verantwortlichkeit dabei vor der Geschichte, wenn ich einmal einen durch Protection aufgenommen habe, der es vielleicht nicht recht verdiente, so möchten sie gleich mich und ihn zerreißen. Dann sagen sie, ich wäre partheiisch und was alles dergleichen mehr ist.

(Geschrei draußen, der Genius sieht zum Fenster hinaus.)

Nachruhm: Wer ist da?

Stimme von außen: Wir sind da, eine Menge berühmter Beamte, wir wünschten in den Tempel des Nachruhms eingelassen zu werden.

Nachruhm: Wer sind Sie?

Stimmen von außen: Ich bin Geheimer-Rath! — Ich bin Geheimer Calkulator! — Ich bin Geheim-Sekretair!

Nachruhm: Was haben Sie denn Außerordentliches gethan, um hier herein zu wollen?

Stimme von außeu: Wir haben unsern Herrn mit Auszeichnung, Ergebenheit, Treue und Ehrlichkeit gedient, so weit es die Umstände erlaubten.

Nachruhm: Allerdings alles sehr seltne Eigenschaften, allein meine Herren, das war Ihre Schuldigkeit und darum können Ihre Namen in das Conversations-Lexicon des Nachruhms nicht aufgenommen werden. Eher könnten Sie hier wohnen, wenn Sie ausgezeichnet schlechte Streiche gemacht. — Aber bei Ihrer langweiligen, vorgeblichen Ehrlichkeit können

Sie sich auch ohne Nachruhm behelfen. Es ist meiner Dienstinstruction gänzlich zuwider, Sie einzulassen.

Stimme von außen: Ungerechter Genius, wir werfen Dir die Fenstern ein.

Nachruhm: Nach Belieben, nur muß ich erinnern, daß keine Scheiben darin sind. (Wirft das Fenster zu.) Wer aber auch hier alles herein will, es ist ganz entsetzlich!

(Geschrei draußen.)

Nachruhm: Schon wieder Jemand! Nun werden nach den Beamten wohl Bürger und Bauern kommen, denn heut zu Tage will alles berühmt werden. (Macht das Fenster auf.) Wer ist da?

Stimme: Ein König.

Nachruhm: Pforten auf, ein König kommt! — Könige und Herrscher nennt die Geschichte alle mit Namen, wenn es auch nur der Regierungsfolge wegen wäre. — Da kommt der König schon, der sieht ja sonderbar aus. — Geruhen Ew. Majestät wohl, mir Ihren Namen zu nennen?

Der König: Ich heiße Mahabadha und bin der in England zuletzt verstorbene — König der — Zigeuner.

Nachruhm: Ich erstarre! — das kommt davon wenn man sich auf die Ehrlichkeit der Leute verläßt. Indeß doch immer interessant, schon der Name Mahabadha, das klingt prachtvoll, und der Name wird sich unter M. im Conversations-Lexikon des Nachruhmes sehr gut machen. Ich will es mit ihm versuchen, er mag hier bleiben. Die Geschichte und die Kritik wer-

den wohl nichts dagegen haben. — (Zu dem Zigeuner.) Guter Freund, setz' Er sich.

Der Zigeuner: Danke! — Wollten Sie mir nicht meine Wohnung anweisen?

Nachruhm (für sich): Nun wird das Leidwesen erst losgehen, wo soll ich ihn hinbringen. Zu den Königen? — Da käm' ich bei ihnen gut an! — Zu den Gelehrten und Künstlern, das geht nicht! — Zu den Mördern und Spitzbuben? das geht nicht! — Ich muß ihn aber doch fragen, was er Besonderes gethan. — Sag er mir doch, guter Freund, wie sein Lebenslauf gewesen?

Der Zigeuner: Mein Lebenslauf? — Erst war ich ein kleines Kind und half meiner Mutter stehlen. Im 17ten Jahre heirathete ich meine schönste zwölfjährige Schwester, welche ich 4 Jahre darauf verstieß, als ich König der Zigeuner wurde, nachdem ich meinen Vorgänger bei seiner 9ten Hochzeit, wo wir beide zu viel Branntwein getrunken hatten, mit diesem Messer hier erstach.

Nachruhm: Allerdings höchst interessante Lebens-Momente. Es wird sich recht gut lesen lassen, wie er im 17ten Jahre seine schönste zwölfjährige Schwester geheirathet und den herrschenden Stamm an seinem 9ten Hochzeitstage mit diesem Messer da ermordet hat.

Galle: Das ist ja alles gänzlich unkritisches Zeug. Nicht wahr, Mylord?

Lord: Yes! —

Dichtkunst: Aber Herr Galle unterbrechen Sie doch nicht das Schauspiel immer. Sie sehen ja, wie es den übrigen Zuschauern gefällt, denn der Zigeunerkönig und der Tempel des Nachruhmes sind ihnen ganz neu.

Nachruhm (fortfahrend): Guter Freund, wird Ihm seine Wohnung auch nicht zu schlecht sein? Ich will Ihn zu dem baierschen Hiesel bringen. — Ist Er wohl mit dieser Berühmtheit zufrieden?

Zigeuner: Mir ganz gleich! Ich hörte, daß man hier jetzt auf wohlfeile Art unterkommen kann, deshalb kam ich her.

Nachruhm: Geht nur die lange Gallerie hinunter, dann links, da werden sie Euch zurechtweisen.

Zigeuner: Danke! (ab.)

(Geschrei draußen)

Nachruhm: Schon wieder Jemand! Das nimmt gar kein Ende. (Oeffnet das Fenster) Wer ist da?

Stimme von außen: Ich bin da.

Nachruhm: Das klingt ja wie eine Weiberstimme? — Wer sind Sie denn?

Stimme: Die in aller Welt berühmte Saltarella.

Nachruhm: Saltarella? — den Namen hab' ich in meinem Leben nicht gehört.

Stimme: Von der berühmten Saltarella haben Sie nichts gehört, die mit ihren Beinen erst ganz Europa und dann die übrigen Welttheile entzückte? In Washington spannte sich der Hochedle Magistrat vor meinen Wagen und zog mich nach meiner Woh-

nung. Sechs wilde Häuptlinge warfen mir, entzückt über meinen Tanz, ihre Waffen auf die Bühne, und vier Mohrenkönige trugen mich auf ihren Schultern durch die Wüste, als mir in Tombuctu von der dortigen Theater-Intendantur ein Benefiz bewilligt worden war, worin ich als rasende Mohrenkönigin debütirte. Das hätten Sie sehen sollen, Herr Genius!

Nachruhm: Pforten auf! — Die berühmte Saltarella eingelassen. Ich muß mir die Person in der Nähe besehen. — Da ist sie, welche zierliche Verbeugung. — Wie sie auf den Zehenspitzen schwebt. Sublim! — Haben Sie die Güte, meine Schöne, sich in die Wohnung berühmter Frauen zu begeben, sie ist zwischen der Küche und der Speisekammer. — Da schwebt sie hin, die Sylphide. — Eine herrliche Acquisition für die Leser der Conversationslexikons des Nachruhmes, 6 wilde Häuptlinge, 4 Mohrenkönige, Tombuctu, rasende Mohrenkönigin, vortrefflich.

(Geschrei draußen.)

Nachruhm (sieht zum Fenster hinaus): Ei der tausend, welche kleine Gestalt, was mag das sein. — Wer bist Du?

Stimme von außen: Das berühmte Wunderkind Ji.

Nachruhm: Von Dir las ich neulich im Hamburger Correspondenten, gehe nur durch das Thor in die Schule, da bist Du am rechten Platze. — Was kommt denn da für eine sonderbare Gestalt mit dem großen Zettel am Knotenstocke. Wo ist denn mein Perspektiv? ich muß doch lesen, was darauf steht, der

Herr ist nach der neusten Mode angezogen, geht sehr gebückt und sieht sehr verdrießlich aus. — Was steht denn da geschrieben? (liest.)

„Ich bin der pariser Orang=Outang Jocko. Man schickt mich hierher, wo so viele Affen schon einen Platz gefunden."

Nein, das ist zu arg, Orang=Outangs im Tempel des Nachruhmes. — Laßs die Hunde los, hetzt ihn fort.

Galle: War doch ein sehr berühmtes, fast historisches Thier, wegen seines Einflusses auf die Bühne, wie der Hund des Aubry — sollten ihn immer einlassen.

Lord: Yes! —

Die Zuhörer: Still, St, St. —

(Geschrei von außen.)

Nachruhm: Wer ist da?

Stimmen von außen: Wolfgang Balg, Friedrich Balg, Raphael Balg, Joachim Veith, Carl Lieder, alle aus Weiler.

Nachruhm: Weiler? — Den Ort hab' ich nie nennen hören, und die andern Namen auch nicht. — Sind Sie vielleicht Künstler, meine Herren. (für sich) Sie sehen alle so gewiß nachläßig aus. Sie nicken mit dem Kopfe. (laut) Pforten auf! — Künstler kommen! —

(Die Genannten treten auf.)

Nachruhm: Willkommen, meine Herren! (zu Wolfgang) Sie sind?

Wolfgang: Wolfgang Balg, Organist zu Weiler an der Marienkirche, auch Componist.

Nachruhm: Sehr wohl! (zu Friedrich) Sie sind? —

Friedrich: Friedrich Balg, Sohn des Vorigen, Lehrer in Prima des Gymnasiums zu Weiler und Dichter.

Nachruhm: Sehr wohl! (zu Raphael) Sie sind? —

Raphael: Raphael Balg, Sohn des Wolfgang Balg und Zwillingsbruder des Vorigen, Königl. Bau-Beamter zu Weiler.

Nachruhm: Sehr wohl! (zu Joachim) Sie sind? —

Joachim: Joachim Veith, Bildhauer zu Weiler.

Nachruhm: Sehr wohl! (zu Carl) Sie sind?

Carl: Carl Lieder, Zeichnenlehrer am Apollo-Tempel zu Weiler und Maler.

Nachruhm: Sehr wohl! Ich erinnere mich, meine Herren, bereits von Ihnen gehört zu haben, aber nicht von Weiler aus, wie sind Sie dahin gekommen?

Wolfgang: Drang der Umstände, Macht der Verhältnisse, geehrtester Herr. Weiler liegt zwar etwas sehr nördlich, da die Civilisation sich aber vorgenommen zu haben scheint, endlich vielleicht noch Lappland und Sibirien durch die schönen Künste zu beglücken, obgleich sie in nördlichen Gegenden bisher etwas frostig aufgenommen wurden, so verschlug uns das Schicksal nach Weiler.— Wir kamen auch nicht hierher, um hier zu bleiben da wir noch nicht todt sind. — Wir wollten uns nur ergebenst erkundigen, was wir noch zu leisten hätten, um künftig hier aufgenommen zu werden.

Nachruhm: Meine Herrn! ich ehre Ihre Bescheidenheit, denn in der Regel denken alle, meinen Tempel mit Sturm erobern zu können. So möge Ihnen folgender Spruch auch künftig zum Wegweiser dienen:

Es quillt die Kunst nur aus des Herzens Fülle
Und nur Begeist'rung bricht sich rechte Bahn. —

Der Genius gedeiht nur in der Stille
Der strebend nie sich selbst genug gethan. —
Nur der erwarte an des Lebens Grenze,
Des Nachruhms nimmer welke Sternenkränze.

(Er winkt, die hintere Gardiene geht auf, es zeigen sich fünf Sternenkränze.)

Dies wird der Lohn nach sturmbewegtem Leben,
Wenn Ihr des Ird'schen Hülle abgestreift.
Nicht mehr vermag der Nachruhm Euch zu geben,
Wenn Eure Geistes-Saat herangereift.
Laßt Ihr die Tage ungenützt entschwinden,
Wird nie ein Sternenkranz sich Euch entzünden.

Hymen, tritt auf.

Hymen (zu Raphael): Vater, komm geschwind, die Gäste warten schon, Du sollst zurück zum Polterabend.

Alle: Polterabend, da müssen wir hin und der Braut Geschenke bringen.

Lord: Yes! —

(Alle, außer dem Nachruhm, ab.)

Nachruhm (nach den Polterabend-Gästen gewendet):
So nehmet gütig auf, was mir geboten
Der Phantasien regelloses Spiel
Der leicht geschürzte, leicht entwirrte Knoten,
Er ist entschuldigt, wenn es Euch gefiel.
Vollkommenheit, sie wohnt nur bei den Todten,
Und keiner noch erreichte je ihr Ziel.
Der Künste jetzig Leben sollt' es zeigen,
Wie sie nicht aufwärts, wie sie abwärts steigen.

Ende.

Gedruckt bei C. Feister.

Druckfehler.

I. Theil.

Seite	16	Zeile	12	von oben anstatt: mit dem andern lies mit den anderen.
—	87	—	12	v. unten anst. nun l. nur.
—	90	—	16	v. o. anst. Sury l. Jury.
—	109	—	13	v. u. anst. Thürme l. Thüren.
—	179	—	3	v. o. anst. 1813 l. 1843.
—	189	—	12	v. o. anst. Jlios l. Jlias.
—	195	—	6	v. u. anst. vor dem jungen Bildhauer l. vor Raphael.
—	196	—	12	v. o. anst. Bildhauer l Raphael.
—	208	—	8	v. u. anst. Raphael l. Carl.
—	210	—	6	v. o. anst. Wahrheit l. Narrheit.
—	266	—	15	v. o. anst. Longry l. Longvy.
—	274	—	6. u. 5	v. u. anst. über die jungen rüstigen Wanderer l. über den jungen rüstigen Wandrern.
—	275	—	7	v. o. anst. erstlich l. ernstlich.
—	295	—	1	v. u. anst. Höflichkeit l. Heftigkeit.

II. Theil.

Seite	4	Zeile	8	von unten anstatt: in-ius-tante lies in instanie.
—	33	—	7	v. u. anst. vor mich l. vor mir.
—	64	—	8	v. u. anst. Pengola l. Pergola.
—	65	—	4	v. o. anst. Fornarini l Fornarina.
—	66	—	8	v. u. anst. Läden l. Bädern.
—	115	—	2	v. o. anst. noch immer l. mach mir.
—	125	—	7	v. o. anst. zuerst lies zurück.
—	246	—	7	v. u. anst. herausgesetzt l. herausgehetzt.
—	156	—	8	v. u. anst. himmlischer l. heimischer.
—	196	—	12	v. o. anst. mein Freund? l. meine Frau.
—	196	—	13	v. o. anst. Welcher, Papa? l. Welche, Papa.
—	218	—	8	v. u. anst. Direktor l. Diener.
—	223	—	1	v. o. anst. sollst Du ein l. sollst Du sein.
—	322	—	2	v. o. anst. essbrren, l. besseren.
—	352	—	1	v. u. anst. unnöthigen l. unthätigen.
—	365	—	1	v. u. anst. verehlt l. verfehlt

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Menzel, Carl August,

Künstler-Jugend Roman aus dem Leben

Bd.: 2

Berlin (1848)

P.o.germ. 927 k-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10114696-5